

Beiträge zur Geschichte des Geschlechtes Henseler

**Ahnentafel W. Günter, Irmgard, Gisela Elisabeth, Heinz Josef,
Annelore und Horst Lothar Henselers,**

Teil 1

Probanden-Generation

W. Günter Henseler,

(Druck: Aug. 2018)

58566 Kierspe/Westf.
Lessingstraße 1

8. Mai 2013/25.02.2023

**Ahnentafel W. Günter, Irmgard, Gisela Elisabeth, Heinz Josef,
Annelore
und Horst Lothar Henselers,**

Inhalt

	<u>Seite</u>
<u>Allgemeiner Teil.</u>	
Inhaltsangaben,	II
Einleitung,	III-V
Vorwort,	VI
Gedicht,	VII
Kekulezahlen	VIII
Namenliste /Ahnenliste,	XI-XVII
<u>Hauptteil, Teil 1, Probandengeneration</u>	
<u>Wilh. Günter Henseler und seine fünf Geschwister.</u>	
Deckblatt, Teil I	1
Lebensläufe der Probanden in Tabellenform:	
1a Wilhelm Günter Henseler,	2-88
2b Irmgard Henseler,	89-103
3c Gisela Elisabeth Henseler,	104-109
4d Heinz Josef Henseler,	110-111
5e Annelore Henseler,	112-117
6f Horst Lothar Henseler,	118-121

Vorbemerkungen zu Band I der Ahnentafel der Geschwister Henseler. Die Probanden-Generation

„Das Geschehene wird meist erst nach längerer Zeit aus der Rückschau des gealterten Erzählers dargestellt“ (Jochen Vogt: Aspekte erzählender Prosa, Düsseldorf 1972, Seite 35).

Für Teile meiner Lebensgeschichte mag stimmen, worauf Jochen Vogt hinweist, dass beim „Memoirenroman“ zwei sehr verschiedene „Ichs“ auftreten. Das eine „Ich“ ist jenes, das vor längerer Zeit die beschriebenen Vorgänge erlebte, das sogenannte „erlebende Ich“, das zweite ist das nunmehr „gealterte Ich“, das die Erlebnisse jenes früheren erzählt, das „erzählende Ich“. „Diese beiden Größen dürfen nicht gleichgesetzt werden. Aufgrund eines größeren Erfahrungsschatzes, seiner meist veränderten Meinungen und Wertmaßstäbe betrachtet das erzählende Ich das erlebende Ich mit Distanz, wohl auch mit Kritik oder Ironie ... Die Ich-Figur erzählt ihr Leben, nachdem sie eine Wandlung durch Reue, Bekehrung oder Einsicht durchgemacht hat“ (Vogt).

Meine ersten Texte dieser lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen entstanden im Jahr 1950 (z.T. in der Form einer Zettelkartei), andere folgten 1956 und besonders in den 1970er Jahren. Spätere Bearbeitungen bezogen sich meist auf grammatikalische Unebenheiten, die Verbesserung der Schreibweise oder die Anpassung an die neue Rechtschreibung.

Einleitung zur Ahnentafel der Geschwister Henseler

Die hier vorliegende Ahnentafel der Geschwister Henseler kann keine Ahnengeschichte sein. Dafür fehlte einfach das Quellenmaterial, „der Stoff“. Niemand aus dieser Vorfahrengruppe tat uns den Gefallen „seine Geschichte“, eine Denkschrift oder eine „programmatische Äußerung“ festzuhalten. Es ist zu bedenken, dass es sich hier im Wesentlichen um die Vorfahrenschaft „kleiner Leute“, aus der bäuerlichen, handwerklichen und industriellen Unterschicht handelt, aus der Bevölkerungsmehrheit. Hier, im Innern der Familie, passierten keine großen Dinge, und das Alltägliche fand man nicht des Festhaltens und Aufschreibens wert. Diesem Umstand entsprechend fließen selbst die mündlichen und archivalischen Quellen in der Probanden-, Eltern- und Großelterngeneration nur dünn. Selbst da, wo ich als Chronist verhältnismäßig mehr erfahren konnte, weiß ich nicht genau, wie die beteiligten Menschen ihre Zeit wirklich wahrgenommen und verstanden haben, oder wie sie die in ihren Gehirnen gespeicherten Erinnerungen verändert oder vermischt haben mit später Hinzugekommenem. Kurzum, ich bemerkte schmerzlich, dass die von mir untersuchten Familien nicht in Erinnerungen schwelgten.

Ab dem Ahn Nr. 10 beschränkt sich die Ahnentafel fast nur auf die standes- und kirchenamtlichen Personenstands-, Tauf-, Trau- und Sterbeurkunden und einige wenige zufällig erhalten gebliebene Überlieferungsbruchstücke. Besonders ab dort, also ab Ahnen-Nr. 11, blieb der Wunsch nach Selbstzeugnissen, die auf manche Frage Antwort geben könnten, unerfüllt. Mit anderen Worten: meine Tauchfahrten, möglichst tief hinunter, erwiesen sich schon ab der vierten Generation als kläglich. Dort vor allem bieten die Quellen zu den Kinderjahren unserer Ahnen selten „Stoff“, nichts erfuhr ich über ihre Schulzeit, Leistung, ihren Arbeiten im eigenen Haus oder Hof oder als Facharbeiter beziehungsweise Dienstmädchen oder Knechten bei fremden Herren. So bediente ich mich bei der Behandlung dieser Generationen verstärkt mit den Mitteln der allgemeinen Geschichtsschreibung. Wir sollten aber in diesem Zusammenhang auch bedenken, dass weitaus die meisten Lebensläufe der „kleinen Leute“ eintönig und langweilig sind. Wäre das Gegenteil der Fall, reihten sich auch bei uns wie auf dem Fernsehbildschirm Sensation an Sensation, wir säßen nicht davor und bewunderten (oder maulten), weil wir pausenlos mit unserem Leben beschäftigt wären, in dem kein Tag dem andern gliche. Man wird ein bißchen krank, man verliebt sich ein wenig, man schwärmt kurz für ein Buch, einen Film, man hat einen kleinen Autounfall, muß wegen Innereien ein paar Tage ins Krankenhaus, erneuert eine Kinderfreundschaft, lernt ein Stückchen eines fremden Landes kennen, verliert ein Fünfmarkstück, sieht aus hundert Meter Entfernung den Kanzler oder den Sänger Pippiralla, schimpft

mit einem Kind oder lobt es, streichelt ein Meerschweinchen, wird von einem Kötter in den Hintern gebissen, besucht einen Affen im Zoo und ärgert sich von neuem über Tante Gertrud, die ständig so tut, als sei sie die Schönste und Beste – es passiert nichts als Kleinkram.

Zu dem hier soeben Geäußerten möchte ich bemerken, dass es selbstverständlich eine Menge anderer Dinge und Vorkommnisse gab, die in meiner elterlichen und in den großelterlichen Familien, in unserer gesamten Sippe aber auch bei Nachbarn, Freunden und Bekannten weitgehend identisch oder ähnlich, einfach selbstverständlich waren, so dass ich hierauf nicht weiter einging. Hierzu gehört beispielsweise die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Der Mann war für die materielle Versorgung der Familie zuständig, die Frau war Hüterin des Hauses, versorgte die Familie mit der täglichen Nahrung, erzog die Kinder und bearbeitete den Garten. Ich weiß nicht, ob die Ehefrauen das Gefühl hatten, dass alles an ihnen hängen bleibt. Ich glaube jedoch, dass es nicht so war. Alltagskonflikte dieser Art sind mir jedenfalls im Sippenkreis nicht aufgefallen. Unsere Männer und Frauen waren bis mindestens während des zweiten Weltkriegs noch, so glaube ich, in Verhaltensformen verstrickt, die bei den Jägern und Sammlern überlebenswichtig waren, sich in der modernen Zivilisation aber weitgehend überlebt haben. Unsere biologische Ausstattung, vor allem unser Gehirn, welches Gefühl und Verhalten bestimmt, hat sich eben nicht so schnell verändert, wie die menschliche Umwelt und mit ihr die Rolle von Mann und Frau. Als ehemaliger Jäger sieht, hört und fühlt der Mann selbst heute oft noch anders als die Frau, die einst, wie ich schon sagte, das Haus hütete. Früher jedoch wären die Familien ohne die übliche Arbeitsteilung längst ausgestorben.

Mit der Familie verbanden und verbinden sich in den meisten Familien unserer Sippe, wie ich herausgefunden zu haben glaube, gute Gefühle. Jedenfalls scheint dies bis etwa in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts so gewesen sein. Ganz besonders nach dem Zweiten Weltkrieg kam es durch die tiefeinschneidenden Veränderungen des sozialen Lebens zu teilweise großen Meinungsverschiedenheiten auch in den Ehen unserer Henseler-Sippe. Manchmal endeten sie in der Ehescheidung.

Ein Beispiel für Gemeinsamkeiten quer durch die Sippe betrifft auch das Christentum römischer Prägung. Es war, bis auf ganz wenige Ausnahmen, für alle anderen die einzig denkbare Religion. Für die weitaus meisten unserer Ahnen dürfte die Bibel, bzw. ein Teil davon, das „Wort Gottes“, die „Heilige Schrift“, die „maßgebliche Urkunde“ ihrer Religion gewesen sein. Unsere Vorfahren, soweit ich es durch Befragen, Hören und Sagen beurteilen kann, lebten in der Vorstellung, dass es mehrere Welten gibt: Himmel, Erde, Fegefeuer und Hölle. Soweit es mir bekannt wurde, kamen erst in den beiden Weltkriegen bei einigen meiner Vorfahren oder bei Sippenangehörigen Zweifel an der christlichen Weltansicht auf. Gründe dafür waren wohl nicht allein die grauenhaften Erlebnisse und der Kontakt mit nichtkatholischen Kameraden, sondern auch der Sozialismus. Sex war für die Rechtgläubigen übrigens Sünde, aber – so denke ich – einige sündigten gerne, zumal man die Sünden im Beichtstuhl ja wieder loswerden konnte.

Anders als bei der Religion sah es unter den Vorfahren bei der politischen Einstellung aus. Da gab es Kaisertrou, Demokraten, Republikaner, Kommunisten, Nationalsozialisten, politisch Korrekte und die weniger Korrekten. In meinen Aufzeichnungen hätte ich gerne jedem Einzelnen von ihnen eine Stimme gegeben. Mir fehlte jedoch häufig „der Stoff“ dazu. Eingewoben in meine Lebensgeschichten habe ich aber die Rassebeurteilungen des bekanntesten Eugenikers der damaligen Zeit, Hans F. K. Günther, unmittelbar aus den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie werden manchem Leser heute als „Unzumutbar“ erscheinen; aber sie gehören nun einmal zur Volks- und Familiengeschichte, und ich persönlich nehme es als Historiker mit der politischen Korrektheit nicht ganz so streng.

Bei der Zusammenstellung dieser Ahnentafel standen mir unterschiedliche Zeugnisgruppen zur Verfügung: eigene Erlebnisse, mündliche Aussagen anderer Personen, Fotos, Presseverlautbarungen, Adreßbücher, amtliche und nichtamtliche Belege, Prozeßakten und natürlich auch von Geschichten. Ja – durch Geschichten läßt sich die „Welt“, wie ich meine, vorzüglich beobachten, und nur vermittels der Geschichten, die man von anderen aufnimmt, kann man die Abläufe ergründen in denen man selbst steckt(e). Insofern sind meine Aufzeichnungen anfechtbar, obgleich ich stets um eine wahrhafte Schilderung der Dinge und Abläufe bemüht war.

Der erste Teil dieser Arbeit geht auf Notizen und Gesprächsaufzeichnungen zurück, die ich ab etwa 1950 zunächst in meiner Zettelkartei sammelte. Ich habe Wert darauf gelegt, dass alle Nachrichten so wie ich sie gehört habe unverändert festzuhalten (gerettete Erinnerungen). Für die Wahrhaftigkeit der hier vorgelegten Informationen sind meine frühen Aufzeichnungen meines Erachtens besonders

wichtig, weil bekanntlich Erinnerungen mit der Zeit verwischen und von momentanen Stimmungen und Überzeugungen beeinflusst werden.

Meine Gesprächspartner waren insbesondere meine Mutter Katharina Henseler geb. Schmitz, meine Großmutter Katharina Henseler geb. Pütz, mein Vater Wilhelm Henseler, mein Großvater Wilhelm Henseler, meine Großtante Christina Stroben, mein Onkel Wilhelm Schmitz, meine Tante Mathilde Doll geb. Henseler und die ehemaligen Hausnachbarn meiner Urgroßeltern in Neuenberg, Erika Hage geb. Menn und Karl Karthaus. Einige Hinweise und Ergänzungen lieferte mir auch meine Schwester Irmgard Jeske geb. Henseler. Es wurde also von Zeugen das geschildert, was noch lebendig war auf dem Trümmerfeld der Erinnerungen. Das war naturgemäß wenig. Fast alle Stricke zurück haben die nagenden Zeiten zerbissen und Stimmungen, Atmosphären, Gefühlszustände, „Zeitgefühl“, können ohnehin bestenfalls nur angedeutet werden, sind jedoch nicht näher zu beschreiben oder gar nachzuvollziehen.

Die von mir genannten „mündlichen Quellen“ sind selbstverständlich echt. Dennoch kann der Inhalt einer echten Quelle natürlich, wie wir alle aus Erfahrung wissen, Halbwahrheiten oder gar Fehler enthalten, ja Falsches aussagen. Was von mir eindeutig als irrig erkannt wurde, habe ich nicht festgehalten und für die Familiengeschichte konserviert. In manchen Fällen aber war mir aus unterschiedlichen Gründen die kritische Überprüfung einer Schilderung nicht möglich.

Für meine Erkundigungen ging ich in der Regel ziemlich unmethodisch und unsystematisch vor, besonders in den ersten Jahren. Sinnvoll wäre es gewesen, den Personenkreis weiter zu fassen und dann mit Hilfe eines vorher erstellten „Fragenkatalogs“ zu arbeiten. Bei der erst Jahre später erfolgten Aufbereitung des Befragungsmaterials waren die wichtigsten Zeugen/Gewährspersonen bereits verstorben (von den oben aufgezählten elf Gewährs-Personen leben inzwischen nur noch zwei). Meine Fragen nach den politischen Einstellungen und religiösen Standpunkten der einzelnen Probanden zum Beispiel, erwiesen sich bei der Zusammenstellung als recht dürftig und einfach nicht ausreichend. Es erwies sich aber auch als besonders schwierig, in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts auf Fragen ehrliche und objektive Antworten zu finden. Die Zeit beherrschten damals in merkwürdiger Mischung Ressentiments und Haßgefühle, Angstpsychosen und hektische Aufrechnungszustände, Überheblichkeit und großmannskoller-ideologische Doktrinen und der starre Standpunkt am status quo ... alliierte und deutschfeindliche Einflüsse waren hierbei vor allem mitbestimmend. Zu bedenken ist auch, dass Erinnerungen mit der Zeit verwischen und von momentane Stimmungen und Überzeugungen beeinflusst sind. Und Gedächtnis ist vorwiegend dort, wo auch Interesse ist, Gedächtnis schwindet, wo auch Interesse schwindet.

Immerhin, wenn ich mich im Kreise der Familienforscher umhörte, dann stellte ich fest, dass ich über die Religion oder Weltanschauung meiner Vorfahren mehr erfahren habe, als die meisten von ihnen über ihre Ahnen. Mich erstaunte es, weil Religion und Religiosität vor 70/80 Jahren noch eine viel größere Rolle im öffentlichen und privaten Leben, im Denken und Handeln von Millionen Deutschen spielte als dies heute der Fall ist. Insbesondere war die Lage in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ganz allein vom Stand des naturwissenschaftlichen Wissens her noch eine ganz andere als am Anfang des 21. Jahrhunderts. Dafür lebte damals „ein rein geschichtlich überliefertes und aus der geistesgeschichtlichen Entwicklung entsprungenes „überweltliches Wollen“ im deutschen Volke noch viel stärker als heute“ (Meinecke).

Eine Frage allerdings, die sich immer wieder stellt, war die, ob ich nicht zu weitläufig werde und was ich dem eigenen Denken meiner Leserschaft überlassen muss. Die Themenabgrenzung war häufig nicht einfach, inwieweit darf ich in meinen Biografien auf die Außenwelt eingehen? Hier hätte ich gerne mehr berichtet.

Manche andere wichtige, hier nicht angesprochene, Lebensbereiche habe ich bedauerlicherweise bei meinen Befragungen vollständig „übersehen“, manche Frage wurde von mir nicht gestellt, manche wurde unbefriedigend beantwortet, Vieles jedoch war mir zu „banal“ und ist ja tatsächlich für die Biografie eines Vorfahren völlig unerheblich und für den Leser unzumutbar und langweilig., obwohl auch das Banale, zum Teil jedenfalls, Entwicklungen und Wandlungen unterworfen ist, das irgendwann einmal erwähnenswert wird. Sicher ist auch, dass manches ausgeschlossen wurde, von meinen Gewährspersonen und von mir selbst auch. Peinlichkeiten und Unzulänglichkeiten sollten hier nicht konserviert werden.

Einige Jahre nach dem Beginn meiner Forschungen, ungefähr ab der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, begann ich mit den Urkundenbeschaffungen sowie mit Archivarbeiten. Ein großer Teil der in der Ahnentafel genannten Lebensdaten lässt sich somit urkundlich belegen, ist mithin behördlich beglaubigt. Die amtlichen Unterlagen, also Kirchenbücher und Standesamtsmatrikel, enthalten in der Regel keine Angaben über die Wochentage. Für die hier vorliegende Ahnentafel habe ich diese Daten mit Hilfe eines Computerprogramms nachgetragen.

Es zeigt sich an Hand statistischer Auswertungen, dass die Hauptfeiertage, Ostern, Fronleichnam und Pfingsten keine bevorzugten Heiratstermine gewesen sind, wie heute noch vielfach angenommen oder behauptet wird. Die Statistiken zeigen aber auch, dass in früherer Zeit nicht nur Taufen sondern auch zahlreiche Beerdigungen sonntags vorgenommen wurden. Sämtliche Bestattungen waren übrigens Erdbestattungen.

Die Geburts- oder Taufeinträge der Pfarrer wie der Standesbeamten können in Einzelfällen falsch sein. Als Vater wurde nämlich eingetragen, wer die Vaterschaft anerkannte. Erklärte eine Mutter wahrheitswidrig einen Mann als Vater ihres Kindes, dann konnte er, selbst wenn er daran zweifelte, in der Regel wenig dagegen unternehmen.

Eine Ahnen- oder Stammtafel ist deshalb, auch bei sorgfältigster Bearbeitung, immer mit einem Schuss Skepsis zu betrachten.

Heiratsdaten ab (nach) 1873 beziehen sich, wenn von mir nichts anderes vermerkt, auf die standesamtliche Trauung.

Die Angaben zur Todesursache beruhen auf Eintragungen in den Kirchenbüchern oder Totenscheinen, aber auch auf Aussagen der Verwandtschaft. Sie sind mit Vorsicht zu betrachten, selbst wenn es sich um eine Angabe aus unserer Zeit handelt. Ich zitiere den Rechtsmediziner Prof. Hans-Joachim Wagner, früherer Direktor des Instituts für Rechtsmedizin der Universität des Saarlandes: „Bei etwa 40% der jährlich (um 1995!) etwa 900.000 Verstorbenen dürfte die vom Arzt festgestellte Todesursache falsch sein. Auch Dr. Ralf Zwihehoff, Chef eines Rechtsmedizinischen Instituts, schätzte 2005 die Zahl der Falschdiagnosen auf 40% und die Zahl der gewaltsamen Tötungen wesentlich höher als die Statistiken ausweisen. Als Grund für die hohe Fehlerquote bei Verletzungs- und Tötungsdelikten nannte Prof. Wagner, dass Mediziner (besonders bei fehlenden äußeren Verletzungen) meist eine Verdachtsdiagnose stellten, die sich etwa auf Aussagen der Angehörigen stütze“ (Meinerzhagener Zeitung, 5.10.1995). Dies sind allerdings Befunde oder Ergebnisse, die unsere jetzige Zeit betreffen. Wie es früher gewesen ist, wissen wir nicht, aber die Tendenz wird grundsätzlich eine ähnliche gewesen sein.

Soweit es die Quellen zuließen, habe ich sowohl die Namen der Taufpaten als auch die der Trauzeugen mit in die Ahnentafel aufgenommen. Sie informieren ähnlich wie Gerichtszeugen darüber, wer sich im Umkreis der Familie aufhielt, und sie können oftmals andere Nachrichten ergänzen oder deren Fehlen ersetzen.

Alle Familiennamen in dieser Ahnentafel richten sich nach dem Geburtsnamen des Mannes. Lediglich bei einem unehelichen Kind erhielt das Neugeborene den Familiennamen der Mutter.

Da in dieser Ahnentafel alle Personen vor dem Jahre 1800 der katholischen Kirche angehörten, richten sich die Datierungen eindeutig ab 31. Okt. 1583 (Einführung des neuen Kalenders in den Herzogtümern Jülich-Cleve-Berg-Mark u. wohl auch im Siegburger Ländchen) nach dem Gregorianischen Kalender, die Daten vor dem 30. Okt. 1583(?) (päpstliche Anordnung 1582, danach folgt auf den 4. Okt. sogleich der 15. Okt.) nach dem Julianischen Kalender.

Topographisch beschränkt sich die Ahnentafel der Geschwister Henseler fast ausschließlich auf das heutige Bundesland Nordrhein-Westfalen (nach 1946), die vormalige Preußische Rheinprovinz (ab 1814), das frühere Herzogtum Berg, das Erzstift Köln, die Herrschaft Gimborn-Neustadt und das reichsunmittelbare „Siegburger Ländchen“ (vor 1677). Die Ahnen der Geschwister Henseler sind also waschechte Rheinländer.

Für diese Ahnentafel Henseler arbeitete ich im Personenstandsarchiv des Landes Nordrhein-Westfalen in Brühl, in den Kirchenarchiven in Blankenberg, St. Hubert, Kempen, Kierspe und Uckerath, im Klosterarchiv Marienheide, im Hauptstaatsarchiv des Landes Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf und

Kalkum, im Historischen Archiv der Stadt Köln, im Stadtarchiv Siegburg, im Gemeindearchiv der Stadt Engelskirchen und in der Kreisbibliothek Gummersbach.

Meine Arbeitsergebnisse legte ich zunächst in meiner „Ahnenkartei“ nieder; ab 1994, nunmehr als Rentner von der „Brotarbeit“ befreit, übernahm ich das Datenmaterial in den Personalcomputer. Gleichzeitig begann ich zu dieser Zeit mit dem eigentlichen Aufbau der Biographien, die ich, soweit es mir möglich war, durch orts- und landesgeschichtliche Daten noch etwas abrundete. Letzteres hielt ich von besonderer Wichtigkeit, weil doch bei einem Großteil der Ahnen die Persönlichkeit für uns Nachgeborenen vom Dunkel der Vergangenheit umhüllt bleibt. Wir besitzen nur wenige nackte Daten über ihre Geburt, Taufe oder ihren Tod. Die heimatkundlichen Einschübe lassen zumindest stellenweise in unserer Phantasie ein „Bild“ entstehen und eine (wenn auch lose) Verbindung zum Vorfahren herstellen. Und - da der Lebensverlauf und die Lebenserfüllung des einzelnen Menschen - wie bereits angedeutet wurde - auch vom Lebensschicksal seines Landes und seines Volkes abhängen, ist diese Ahnentafel auch mit der politischen Geschichte unseres fernerer Lebensraumes mehr oder weniger eng - je nach dem Abstand der Generationen zur heutigen Zeit - verbunden. Für die Zeit vor 1500 greifen wir aber praktisch ins Leere. Wir sind spätestens ab jetzt unserer Ahnen beraubt und schauen in den Brunnen der Vergangenheit, der bodenlos ist.

Für Ahnen ist sicher die Annahme richtig, dass für die Gruppe der jeweils Älteren oder Altwerdenden eine „Generationsgesetzmäßigkeit“ gilt, die für die „Jugend“ (d.h. hier für jüngere, uns zeitlich näherstehende Generationen) in die Augen springt, und die sich „aus gemeinsamen Erlebnissen, aus gemeinsamer zeitgeschichtlicher Beeinflussung und gemeinsamen Versuchen, das Leben zu bewältigen“ (Walter: Das Alter leben, S. 42) ergibt. Wenn diese historisch bedingten Ereignisse in den Lebensläufen der jeweiligen Generation nicht in wünschenswerter Weise sichtbar werden, manchmal nur blitzlichthaft, so beruhen die Ursachen nicht nur auf der Darstellungsmethode, sondern auch - so denke ich - auf Informationsdefiziten. In diesem Zusammenhang soll nicht bestritten werden, dass ich meine Fragen an meine Informanten, meine „Gewährspersonen“ - besonders in den ersten Jahren der Forschung - sehr unpräzise, ungenau und unsystematisch gestellt habe.

Immer war ich bemüht, die einzelnen Lebensläufe im Rahmen meiner Möglichkeiten und Unzulänglichkeiten ohne die heute üblichen Tabus und Geschichtsverfälschungen, ohne die peinliche Justierung des Gewissens und des Erinnerungsvermögens abzufassen, manchmal derb und brutal. Allerdings vermied ich auch jede zuckersüße Duselei. Das Leben sollte so dargestellt werden, wie ich glaube, dass es der Wirklichkeit und dem Lebensgefühl der einzelnen Probanden und Ahnen in ihrer Zeit entsprach. Als Folge meiner unideologischen Einstellung, die der „offiziellen“ und staatlich verordneten Geschichtsschreibung in vielen Punkten widerspricht, mag es bei meinen Lesern manche Skeptiker geben, die durch meine Schilderungen herausgefordert werden weil manches der eigenen Vorstellung vom Ablauf des geschichtlichen Geschehens widerspricht.

Bei meinen Arbeiten ließ ich mich von Erich Limpachs Meinung leiten, der einmal schrieb: „Es ist ein Zeichen innerer Verwahrlosung, den Lebensstil der eigenen Vorfahren, die unter anderen äußeren Voraussetzungen lebten, lächerlich zu machen“. Freilich – wollen wir ernst genommen werden, dann haben wir unsere Vorfahren, ich deutete es schon an, auch frei von Verklärung zu sehen. Sie waren in ihrem Inneren nicht oder nicht wesentlich besser als die Menschen der heutigen Zeit. Es liegt sicher an der mangelnden Berichterstattung, die manches besser erscheinen lässt, als es der Wirklichkeit entsprach. Gerade meine Arbeit an den Gerichtsprotokollen der Stadt Siegburg für die Zeit zwischen 1415 und 1600 zeigt mir, wieviel Hader, Habgier, Gehässigkeit, Unredlichkeit, Unduldsamkeit und Zwietracht das Leben der Menschen beherrscht haben.

Joachim Heinrich Campe schrieb schon vor über 200 Jahren (1790) „Da, wie wir erkannt haben, es unter den Menschen weder Engel noch Teufel giebt; da sogar die Halbengel auf der einen und die Halbteufel auf der anderen Seite zu den außerordentlichen Seltenheiten der Natur gehören, und bei weitem die meisten Menschen ein sonderbares Gemisch von Weisheit und Thorheit, von Tugend und Laster sind: so empfehlen sich folgende daraus abfließende Lebensregeln ganz von selbst: Sey in Beziehung auf die Menschen mäßig in deinen Erwartungen und mäßig in deinen Besorgnissen; und halte dich in Ansehung beider vor allem, was überspannt und übertrieben ist. Um Gottes willen, mein Lieber, erträume dir keine Schäferwelt, keine Idyllenmenschen mit zuvorkommender Engelsgüte! Du würdest das Urbild dieses Traumgesichts nirgends finden; würdest bald mit Schrecken daraus erwachen, und je höher deine Erwartungen gespannt gewesen wären, desto schmerzhafter würde die Entdeckung des Irrthums seyn“.

Ich kann nicht erkennen, dass in den 16 Generationen die diese Ahnentafel ausweist, jemand war, den man heute einen Intellektuellen nennen würde, belesen und in allen Disziplinen der Wissenschaften versiert. Belesenheit hat es bei unseren Vorfahren (soweit mir Lebensnachrichten von ihnen bekannt geworden sind) nicht gegeben. Es hat auch zumindest in den letzten 300 Jahren keinen (direkten) Ahn gegeben, der durch ganz besondere gesellschaftliche Leistungen aus dem Rahmen des üblichen gefallen ist. Dies alles mögen auch Gründe dafür sein, weshalb es in den heute lebenden Generationen keinen Familienstolz gibt.

Wenn wir uns über Vorstellungen einer versunkenen Welt wundern, über Lehren, Dogmen, Ansichten aus einer vorwissenschaftlichen Zeit, dann sollten wir daran denken, dass auch heute Dogmen herrschen und Esoterik, Okkultismus und Scharlanterie blühen. Auch in unserer so aufgeklärten Zeit befindet sich manches auf dem Niveau des Satzes: „Die Erde ist eine Scheibe“. Immer noch pilgern viele Zeitgenossen zu alten Lappen, Holzspänen oder Knochen, um sie anzubeten, zu verehren oder zu küssen; immer noch soll es nicht nur zahllose Kölner geben, die die Sage von den „11.000 Jungfrauen“ wörtlich nehmen. Wie viele gebildete Menschen unserer Zeit glaubten zeitweilig oder glauben immer noch dem sowjetischen Biologen und Scharlatan Mitschurin, wie viele an ein „auserwähltes Volk“ oder an eine „nordische Herrenrasse“? und Handauflegen, Pendeln, Sternzeichendeuten, Zahlenaberglaube (z.B. böse 7, unglückbringende 13) Ufogleube, Wunderheilen und geglücktes „Gehirnwaschen“ sollen nur Stichworte sein für meine Überzeugung, dass heute lebende Generationen keinen Grund haben, auf unsere Vorfahren überheblich hinabzublicken. An dieser Stelle sollten wir freilich auch bedenken, dass die menschliche Seele nicht ausschließlich dem Vernunftdenken unterliegt.

Noch in anderer Hinsicht habe ich mich in dieser Ahnentafel nicht streng an das für Familienforscher gängige und übliche Muster gehalten, welches sich in den meisten Arbeiten auf die Nennung des Vorfahren-Namens, Beruf, Wohnort, Geburts-, Tauf-, Sterbe- und Heiratsdatum beschränkt, sondern versucht, darüber hinaus die Kinder der Ahnenpaare und deren Schicksal mit zu erfassen und darzustellen.

Durch die Vermehrung von Anknüpfungspunkten oder Schnittstellen, die mein Verfahren mit sich bringt, hoffe ich, den engen Interessentenkreis, der sich normalerweise aus der Probandengruppe und ihrer Abkömmlinge ergibt, zu verbreitern. Eines meiner Ziele sah ich nämlich darin, für andere Forscher Ansatzpunkte für ihre Untersuchungen zu schaffen. Ich jage dabei allerdings keinen Illusionen nach. Ich bin mir vielmehr sehr bewußt, dass Menschen ohne direkten biografischen Bezug zu mir und meinen nächsten Vorfahren und ohne historische Vorkenntnisse und einem gewissen Heimatgefühl nur in Ausnahmefällen sich veranlaßt fühlen, meiner Ahnentafel eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Möglicherweise liegt die potentielle Leserschaft, die Teile des gesammelten Datenmaterials für weitergehende Forschungen verwendet, bei einer Zahl unter zehn Personen.

Die Ahnentafel der Geschwister Henseler ist auch kein Buch, das man vom Anfang bis zum Ende lesen kann; es ist vielmehr ein Lesebuch in dem man „herumschmökert“, mal hier und mal dort liest, je nach Interesse.

Nach dieser Bemerkung bietet sich selbstverständlich die Frage an, ob sich mein Aufwand gelohnt hat. Vielleicht wollte ich im Grunde genommen nur für mich, meine Kinder und Enkel, schreiben(?). Es ist logisch, dass es sich bei diesen Personen um Menschen handelt, die informiert sind, die sich auskennen, die erlebnismäßig beteiligt waren. Schon aus diesem Grund hatte ich meine Aussagen sorgfältig abzuwägen, um sachlich und wahrhaftig zu bleiben und mich keiner harschen Kritik auszusetzen. Freilich, „Das eigentliche Leben eines Gedankens dauert nur bis er an den Grenzpunkt der Worte angelangt ist. ... Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren (Schopenhauer)“. Das gilt natürlich auch für die Gedanken, die meine Gewährspersonen äußerten und die ich versuchte, richtig zu verstehen, sinn- und wahrheitsgemäß festzuhalten, und hier in meiner „Ahnengeschichte“ wiederzugeben. Dabei war es eines meiner besonderen Anliegen, Bewertungen und Urteile über das Handeln meiner Geschwister, Eltern und Ahnen möglichst zu unterdrücken. Inwieweit mir dies gelungen ist, mag der Leser bewerten.

Diese Ahnentafel ließe sich noch wesentlich erweitern und verdichten. Es ist eine Frage des Arbeitsaufwandes, den man zu investieren für Wert hält. Alles Wissen ist erfahrungsgemäß nur vorläufig. Und für diese Ahnentafel sind die archivalischen und mündlichen Quellen bei weitem nicht ausgeschöpft. Die Forschung hört, von ihrer Natur her, nie auf.

Mit Walraff Henseler (AT-Nr. 32.768) haben wir unseren vorläufig „ältesten“ Ahn ermittelt. Wir wissen nicht sehr viel von ihm, obwohl die Quellenlage recht günstig ist. Mit dem „Stammvater“ Walraff Henseler beginnt in dieser Zusammenstellung die überlieferte Geschichte der Geschwister Henseler.

Die Ahnentafel Henseler werde ich wegen ihres Umfangs in drei Bänden drucken lassen. Band I, mit der Probandengeneration, Band II mit den Ahnen der II.-VI. Generation, Band III mit den Ahnen der VII-XV. Generation.

Die Henseler der VII-XV. Generation habe ich zusätzlich bereits in Form einer Stammtfel veröffentlicht: „Bausteine zur Geschichte des bergischen Zweiges des Geschlechtes Henseler und seiner Sippenkreise 1500-1700“ (572 Seiten, DIN-A4, Hardcover, Kierspe 2017, Euro 35). Dieser Arbeit angegliedert ist die 100seitige: Nachfahrenliste der Margaretha (Greitgen) Loh verw. Rode geb. Henseler 1550-1998, DIN-A4, Hardcover, Kierspe 2017, Euro 11).

Außerhalb dieser Reihe habe ich eine 25seitige „Ahnentabelle der Geschwister Christel Ilse und Renate Edeltraud Braun“, erstellt (Manuskript). Hierbei handelt es sich um Vohren meiner Ehefrau Christel-Ilse geborene Braun.

Die „Beiträge II, III, VIII und X“ sind miteinander verknüpft. Christel Ilse Braun ist die Ehefrau W. Günter Henselers, des Probanden 1a, der hier vorliegenden Ahnentafel.

Gene-ration	Benennung der Vorfahren	Anzahl 2 er Potenz	Anzahl der Personen	Zahlen nach Kekulé
0	Proband	2 ⁰	1	1
I	Eltern	2 ¹	2	2 - 3
II	Großeltern	2 ²	4	4 - 7
III	Urgroßeltern	2 ³	8	8 - 15
IV	Alteltern	2 ⁴	16	16 - 31
V	Altgroßeltern	2 ⁵	32	32 - 63
VI	Alturgroßeltern	2 ⁶	64	64 - 127
VII	Obereltern	2 ⁷	128	128 - 255
VIII	Obergroßeltern	2 ⁸	256	256 - 511
IX	Obergroßeltern	2 ⁹	512	512 - 1.023
X	Stammeltern	2 ¹⁰	1.024	1.024 - 2.047
XI	Stammgroßeltern	2 ¹¹	2.048	2.048 - 4.095
XII	Stammurgroßeltern	2 ¹²	4.096	4.096 - 8.191
XIII	Ahnneltern	2 ¹³	8.192	8.192 - 16.383
XIV	Ahnengroßeltern	2 ¹⁴	16.384	16.384 - 32.767
XV	Ahnenurgroßeltern	2 ¹⁵	32.768	32.768 - 65.535

Ahnentafel W. Günter, Irmgard, Gisela Elisabeth, Heinz Josef, Annelore und Horst Lothar Henselers,

(16 Generationen, theoretische Ahnenzahl: 32.769, tats. 344 = 10,5%)

Teil I

<u>Familien- und Vorname,</u>	<u>Geburtsort,</u>	<u>Wohnort,</u>	<u>Sterbeort,</u>
1. Generation (Probanden),			
1a Henseler, Wilhelm Günter,	Neuß,	Hagen, Kierspe,	
1b Henseler, Irmgard,	Neuß,	Hagen, Schalksmühle,	
1c Henseler, Gisela Elisabeth,	Düsseld.,	Hagen, Wuppert.,	Elberfeld,
1d Henseler, Heinz Josef,	Düsseld.-Heerdt,	Hagen,	Hagen,
1e Henseler, Annelore,	Hagen-Eckesey,	Hagen, Pfaffenhofen,	
1f Henseler, Horst Lothar,	Hagen-Eckesey,	Remscheid-Lüttringh.,	

Ahnenliste W. Günter, Irmgard, Gisela, Annelore und Horst Lothar Henslers,

1 a Henseler, Wilhelm Günter,
 1937-1945 Schüler, Volksschule in Hagen, Oberhausen u. Wallenhausen (beide Orte Neu-Ulm Land),
 Rippoldsau, (KLV-Lager), Schauinsland-Luginsland b. Freiburg/Br. (KLV-Lager),
 Hagen,
 zuletzt in Helmstadt, Krs. Marktheidenfeld.
 1944-1946 landwirtschaftlicher Arbeiter und Ziegeleihilfsarbeiter in Helmstadt b. Würzburg,
 1947-1956 Postfacharbeiter in Hagen/Westf. und Remscheid,
 1956-1958 kaufmännischer Lehrling in der Fa. Kabelwerke Reinshagen GmbH., Wuppertal-Ronsdorf,
 1958-1994 kaufmännischer Angestellter in Remscheid und Schalksmühle,
 1994 ab 1. Juli, Rentner.

1931-1934 wohnhaft in Neuß, Düsseldorfer Str. 110,
 1934-1935 in Düsseldorf-Heerdt, Klarissenstraße,
 1935-1944 in Hagen, Reg.-Bez. Arnsberg, Am hohen Graben 8 und Eckeseyer Str. 114,
 1944-1946 in Helmstadt Krs. Marktheidenfeld/Mainfranken,
 1946-1950 in Hagen, Reg.-Bez. Arnsberg, Berliner Str. 21 und Am Hange 16,
 1950-1956 in Dahl, Krs. Breckerfeld, Reichsstraße 110,
 1956-1959 in Remscheid-Lüttringhausen, von Bottlenbergstraße 14,
 1959-1963 in Remscheid-Mitte, Stephanstraße 37,
 1963-1978 in Wermelskirchen, Krs. Opladen bzw. Rhein-Wupper-Kreis, Mannesmannstraße 21,
 1978- 2018 in Kierspe, Märkischer Kreis, Lessingstraße 1.

* Neuß/Rhein, Düsseldorfer Str. 110, Mittwoch, 11.3.1931, 6.30 Uhr,

≈ Neuß/Rhein, Marienkirche, 16.3.1931, rk.,

+

∞ Remscheid-Lüttringhausen, Freitag, den 3.7.1959, Christel Ilse Braun, kfm. Angestellte, wh. in Remscheid-Lüttringhausen, Masurenstraße 17, * Remscheid-Lennep 20.12.1935,

5 Kinder: Frauke Gudrun * Wermelskirchen 6. 6.1964, Studentin, Lehrerin, Mutter (3 Kinder),

Heidrun, * Remscheid 11. 8.1967, Bankangestellte, Mutter (2 Söhne),

Dagmar Friedrun, * Wermelskirchen 6.12.1968, Bürokauffrau, Flugbegleiterin b. d. LTU, Mutter (1 Tochter, 1 Sohn),

Wilhelm Gernot, * Wermelskirchen 20. 5.1971, Einzelhandelskaufmann,

Gerlind Ortrun, * Wermelskirchen 10. 4.1972, Industriekauffrau, Mutter (3 Söhne).

Weitere biographische Daten zu W. Günter Henseler:

1950-1951 Postfachschule in Hagen,

1961-1963 Wirtschafts- und Verwaltungsakademie in Wuppertal,

1963-1964 Mitglied im Bergischen Geschichtsverein, Abteilung Remscheid (BGV),

1964-1994 Mitglied im Bergischen Geschichtsverein, Abteilung Wermelskirchen, (1966-1976 Vorstandsmitglied, Kassenwart,)

1995- Mitglied im Bergischen Geschichtsverein, Abteilung Oberberg (Gummersbach),

1968- Mitglied des Geschichts- und Altertumsvereins für Siegburg und den Rhein Siegbereich,

1992- Mitglied der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde e.V. (WGfF),

1988- Mitglied im Sauerländischen Gebirgsverein (SGV),

1991-1994 Mitglied im Verein Freunde der Kammermusik im Schloß Neuenhof, (1991 Kassenprüfer bis zur Auflösung des Vereins),

1994- Mitglied im Förderverein Stadtbibliothek Kierspe (Gründungsmitglied),
2000- Mitglied im Kiersper Heimatverein.

2010. Auszeichnung mit dem Rheinlandtaler des Landes Nordrhein.

Proband 1a Wilh. Günter Henseler.

Wer am Anfang meines Berichtes eine kurze Vorstellung wünscht, dem antworte ich, dass ich ein bescheidener Mensch bin und nicht durch äußere Stärke imponieren will. Gelegentlich habe ich einen Hang zur Selbstaufopferung. Die Liebe zur Vergangenheit ist ausgeprägt, der Sinn für das praktische dagegen nicht so sehr. Bodenhaftung erscheint mir reichlich vorhanden zu sein. Ich sehe mich als ein Leistungsmensch, als ein rastloser Arbeiter, als ein politischer Mensch und einer der vor ehrenamtlichen Aufgaben nicht zurückschreckt. Nicht nach Außen, aber nach Innen habe ich mich in späteren Jahren mehr und mehr abgesondert von der lauten, oberflächlichen, immer nach Vergnügen lechzenden Umwelt. Ich will meinen ureigensten Neigungen leben und meinem eigenen Takt, soweit es mir als Ehemann, Vater und Großvater möglich ist und sinnvoll erscheint.

Geboren wurde ich (Wilh. Günter Henseler) am Mittwoch, dem 11. März 1931, morgens um 6.30 Uhr, in der elterlichen Wohnung, Neuß, Düsseldorfer Straße 110. Ich war das erste Kind des Ehepaares Henseler-Schmitz. Da ich nur gut sieben Monate nach der Trauung meiner Eltern das Erdenlicht erblickte, behauptete meine Mutter später immer, ich sei eine „Frühgeburt“ gewesen oder „zu früh geboren“ worden, was allerdings nicht zu ernst genommen werden sollte.

Meine Eltern wählten für mich die Vornamen Wilhelm und Günter; der letztere sollte mein Rufname sein. Der Name Wilhelm ist hier eine sogenannte „Nachbenennung“, das heißt, dass eine Übereinstimmung zwischen dem Täuflingsnamen und dem Namen des Vaters oder Großvaters oder Paten vorliegt; der Name ist tradiert. In der Tat hießen mein Vater und mein Großvater Wilhelm, und darüber hinaus gab es beinahe in jeder Henseler-Generation einen Träger dieses Vornamens. Den Namen Wilhelm kann man mithin als Familien-Leitnamen bezeichnen. Der Name Günter dagegen war kein Traditionsname. Er entsprach der „freien Namenswahl“, die damals schon seit längerer Zeit modern war. Nach Presseberichten (vor 1931) gehörte der Name Günt(h)er, neben Horst, Inge und Ursula, zu den beliebtesten Vornamen des Jahres 1927 in Deutschland.

Getauft wurde ich am Montag, dem 16. März, in der katholischen Marienkirche zu Neuß. Meine Taufpaten waren mein Großvater väterlicherseits, Wilhelm Henseler, und meine Großmutter mütterlicherseits, Anna Elisabeth Schmitz geb. Theisen.



Wilhelm Günter Henseler, * Neuß 11.3.1931, 6 Monate alt.
Foto aus Sept.(?) 1931.

Im Jahr meiner Geburt gab es in Deutschland 5½ Millionen Arbeitslose, Massenelend und politische Instabilität.

Kindheit in Düsseldorf.

Meine frühesten Erinnerungen habe ich an unseren Wohnplatz in Düsseldorf-Heerdt. Ich kann damals erst drei Jahre alt gewesen sein. Ich habe sehr lebhaft das Einfamilienhäuschen in der Clarissenstraße im Gedächtnis, das meine Eltern 1930 nach ihrem Umzug von Neuß gemietet hatten. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich ein Rasenplatz, wo sonntags häufig Fußball gespielt wurde. Hin und wieder kam ein Schäfer und trieb seine vierbeinigen Rasenmäher über die Fläche, damit das Gras kurz blieb. Das war dann der Augenblick, wo mich Mutter mit einem Schaufelchen, einem Handfeger und einem Eimer ausrüstete und ich die ehrenvolle Aufgabe hatte, für Vaters Garten „Schafköttel“ zu sammeln. Diese Werkzeuge warteten auch stets auf mich, wenn ein Pferd vor unserem Hause seine Äpfel fallen gelassen hatte. Mutter passte mit auf, dass diese dampfenden Köstlichkeiten möglichst schnell für Papas Garten gerettet wurden. Diese Bemerkungen zeigen, dass ich schon früh an Pflichten gewöhnt wurde.

Ich hatte damals schon mein Schwesterlein Irmgard, das fast elf Monate jünger war als ich. Mit ihr spielte ich, wenn das Wetter es nur irgendwie zuließ, hinter dem Haus, auf dem Rasenstück vor den Gärten der Nachbarn und unserem Wohnplatz, oder im Sandkasten, den Vater für uns angelegt hatte. Nicht allzu weit entfernt befand sich eine wilde Müllkippe. Wir Kinder fanden sie hinreißend, obwohl unsere Eltern etwas gegen unseren Besuch hatten. Man konnte dort aber wunderschöne Sachen finden, zum Beispiel einen sehr antiken Puppenwagen oder eine Celluloidpuppe ohne Arme und Beine mit einem dicken Loch im Kopf. Gerade diese Schätzchen zählten fortan zu Irmgards liebsten Spielzeugen. In meinem Besitz befindet sich heute noch ein Foto, auf dem unsere Ausgrabungsergebnisse zu sehen sind; die Puppe erinnert – ganz entfernt natürlich – an den Torso einer griechischen Göttin.

Eine weitere Erinnerungsscherbe bezieht sich auf den Ostermorgen des Jahres 1934. Ich suchte mit meinem Vater hinter unserem Haus Ostereier und fand eine ganze Menge. Aber eigenartigerweise wurde der Korb, den Vater freundlicherweise für mich trug, nicht voller. Auch wunderte ich mich sehr, dass Nester, die ich gerade geleert hatte, plötzlich wieder belegt waren. Mein scharfsinniger Jüngelchenverstand schloss daraus, dass der Hase in nächster Nähe sein musste. Als ich plötzlich rief, „da war der Osterhase, ich habe ihn gesehen, er ist um die Ecke gelaufen“, wollte mein Vater mir aber nicht so recht glauben, obwohl ich ihm meine Beobachtung noch mehrmals bestätigen musste.

An einem kühlen unfreundlichen Septembertag des Jahres 1934 erlebte ich mit Irmgard die Ankunft unseres Zwillingspaars Gisela Elisabeth und Heinz Josef. Unsere Freude wurde nur durch den Umstand gedämpft, dass wir den An- und Abflug des Storches nicht gesehen hatten, obwohl wir lange hinter dem Hause gestanden und auf das Geheiß unseres Vaters das Dach beobachtet hatten. Ich will meinem Vater ja sicher nichts Schlechtes, aber es ist erstaunlich, wie weit er auf dem Gebiet der Biologie noch hinter dem Mond war; welcher 30jährige glaubt heute noch an den Klapperstorch?



Wilhelm Henseler mit Ehefrau Maria Catharina Henseler geb. Pütz,
im Vordergrund Wilhelm Günter Henseler und Hans Brüster, Enkel des genannten Ehepaars,

Umzug nach Hagen.

Im Jahre 1935 zogen meine Eltern mit uns Kindern nach Hagen in Westfalen. Wir wohnten dann dort in der 3. Etage des Hauses Am hohen Graben 8, in der Nähe des Marktes. Für diese winzige Straße wäre die Bezeichnung „Weg“ viel treffender gewesen. Der Hohe Graben zog sich in etwa 250 m Länge von der Marktbrücke bis zum Elbersufer an der Volme entlang und war für Kraftfahrzeuge und Fahrräder gesperrt. Es gab hier nur drei vierstöckige Wohnhäuser mit den Hausnummern 2, 6 und 8, mehrere Schuppen und einen Steinmetzbetrieb. Im Hause Nr. 2 betrieb Simon Cohn seine Gastwirtschaft; dem gleichen Mann gehörten auch die schon genannten Schuppen.

Vor unserem Haus floss im eben (1935) ausbetonierten Bett die Volme. Der Fluss war von beiden Seiten durch senkrechte Bruchsteinmauern eingefasst. Für uns Kinder boten sich hier in den folgenden Jahren mannigfache Spielmöglichkeiten. Wir konnten zum Beispiel das Brückengeländer überklettern und an einer Eisenleiter in das Flussbett hinuntersteigen. Die Höhe der Mauer mag etwa knapp 4 m betragen haben. Obwohl verboten, spielten wir Kinder sommertags nicht ungerne dort unten. Im Winter und Frühjahr erlebte ich dort mehrmals Hochwasser, so das die Brücken überflutet waren. Häufig trieben dicke Eisschollen auf dem Fluss, und wir Kinder kletterten, wenn der Wasserspiegel wieder gefallen war, nach unten und sprangen von Scholle zu Scholle, was selbstverständlich lebensgefährlich war.

Der Steinmetzbetrieb Wagner, unser Nachbar, lieferte uns in unbeschränktem Maße Material für unsere Werfungen. Dabei versuchten wir, mit kleineren Steinen, aber selten mit Erfolg, das gegenüberliegende Volmeufer zu erreichen. Dicke Steinbrocken hievten wir mit vereinten Kräften auf das Brückengeländer und ließen sie dann in das Volmebett krachen. Die Erwachsenen zeigten für unsere Spielchen meist sehr wenig Verständnis, und von den Eltern oder gar der Polizei durften wir uns auf keinen Fall erwischen lassen. Olympische Leistungen erstrebten wir Jungen beim beliebten „Weitpinkeln“. Das geschah durch die Gitterstäbe des Geländers hindurch in das Volmebett. Wir kämpften um jeden Zentimeter. Die Mädchen, neidvoll, weil nicht mitmachen zu können, bildeten meistens die „Jury“.

Zeitweilig war auch das „Kuchenbacken“ bei meiner Schwester Irmgard und mir beliebt. Es gab dafür folgendes Rezept, das von uns persönlich entwickelt worden war: Man nehme einige Hände voll Staub, verrühre ihn mit einem Stöckchen oder mit den Fingern mit frischem Urin zu einem Brei und fülle ihn dann in Blechförmchen. Ich erinnere mich, dass mehrmals Passanten die Urinzugaben bemäkelten und uns als „Schweine“ beschimpften [Dummes Erwachsenengeschwätz: Haben Sie jemals ein kuchenbackendes Schwein gesehen?]. Aus diesem Grund beschlossen wir, künftig beim Nahen von Erwachsenen den Backvorgang zu unterbrechen, bis die Luft wieder rein war.

Das Eckhaus Iserlohner Straße/Hoher Graben gehörte der Judenfamilie Cohn, die es auch bewohnte. Sie betrieben in diesem Gebäude, Am hohen Graben 2, eine Gastwirtschaft und eine Pferdemetzgerei. Der alte Simon war außerdem Pferdehändler, und er unterhielt, zusammen mit seinen Söhnen Erich und Walter, auf der Hagener Kirmes regelmäßig ein Pony-Karussell. Mit den Cohns waren meine Eltern etwas befreundet; sie kauften dort bis 1938 nicht nur ihr Fleisch und ihre Wurst, sondern saßen auch häufig in ihrer Gaststätte. Lebhaft erinnere ich mich auch noch an einen gemeinsamen Familienausflug mit Cohns Auto zum Hohensyburg-Motorrad-Rennen, das mag 1937 gewesen sein. Zum alten Simon hatte ich ein gespaltenes Verhältnis: Er konnte sehr nett sein, aber wenn ich die Gaststätte betrat, um für meinen Vater einen Siphon Bier zu holen, dann rief er den Gästen zu: „Ah, seht! Da kommt der Düsseldorfer Radschläger; der wird uns jetzt zeigen was er kann!“. Dabei wusste er genau, dass ich vom Radschlagen nichts verstand. Wenn dann alle Gäste lachten, dann kam der untersetzte Simon hinter seiner Theke hervor und schlug vier, fünf Räder hintereinander durch seinen Gastraum. Ich wünschte ihn dann auf den Blocksberg. War auf der Springe, dem Hagener Marktplatz, Kirmes, dann bekamen wir Kinder von Walter und Erich Cohn ganze Streifen Freikarten für das Ponykarussell. Die Freundschaft mit der Familie Cohn soll bei meinem Vater, 1937 oder 1938, die Aufnahme in die NSDAP vereitelt haben.

Parallel zum hohen Graben zog sich die heute recht verkehrsreiche Iserlohner Straße. Beide Straßen berührten sich aber an der Marktbrücke. Die Iserlohner Straße war vor dem Krieg und auch noch bis mindestens 1940 nur mäßig belebt. Hier rumpelte zwar die Linie 2 der Straßenbahn vom Markt nach Eppenhäusen und Hohenlimburg, sonst aber polterten vor allem Pferdefuhrwerke über das Kopfsteinpflaster. Hin und wieder kam ein Auto und manchmal auch eine Marschkolonne der Wehrmacht oder der Nationalsozialistischen Verbände. Wir Kinder wagten auf der Iserlohner Straße schon mal ein kleines Ballspiel und empfanden die Bürgersteige als nicht sehr wichtig. Auf der

Iserlohner Straße wohnte „unser“ Bäcker Brandt, „unser“ Metzger Kampmann (nach der „Kristallnacht“, davor war es ja Simon Cohn) und lag „unser“ Michael-Brücken-Geschäft.

Meine Eltern achteten darauf, dass ich bei der Begrüßung eines Fremden oder eines Hausbesuchers einen „Diener“ machte, also eine tiefe Kopfverbeugung; die Mädchen bezeugten ihre gute Erziehung durch einen „Knix“. Vater und Mutter schauten außerdem darauf, dass wir Kinder kein „Platt“ redeten, obwohl sie selbst innerhalb des Hauses die Neußer Mundart sprachen, die sich durch eine verkorkste Grammatik auszeichnet und fast völlig auf die Wörter „mir“ und „mich“ verzichten kann; statt dieser komplizierten und überflüssigen Begriffs-Differenzierung gab es für meine Eltern nur das „misch“. Bei den pingeligen Westfalen erzeugte ihre Sprache häufig Kopfschütteln oder Lachen. Blödes Gefex gab es von ihnen auch, wenn meine Mutter uns zum Mittagessen bat und aus dem Fenster der dritten Etage rief: „Jünter, komm mit die Kinders rauf“. Da ich zu Hause nur diese „altrheinische Grammatik“ und das schon erwähnte „misch“ hörte, fiel mir fast mein ganzes Leben lang die richtige Anwendung von „mir“ und „mich“ schwer. Wie ich aber schon sagte, grundsätzlich bestanden meine Eltern bei uns Kindern auf hochdeutsches Sprechen, denn es zeugte, wie Diener und Knix, ebenfalls von guter Erziehung und Bildung.

Zeitweilig ging ich mit Irmgard, manchmal auch mit Gisela und Heinz, in den katholischen Kindergarten auf der Rembergstraße, der damals von Nonnen geleitet wurde. Ich weiß noch, dass kurz vor dem Kindergarten ein Schaukasten mit dem „Stürmer“ hing, eine extrem antisemitische Zeitung der Nationalsozialisten.

Die nahe Marktbrücke führte in die Iserlohner Straße. Sie grenzte den eigentlichen Markt- oder Mittelstadtbezirk gegen den Unterberg ab. Wir vom „hohen Graben“ zählten uns noch zu den „Mittelstädtern“ und waren beleidigt, wenn uns jemand als „Unterberger“ ansprach. Der Unterberg, der sich längs der Volme bis zum Wasserlosen Tal ausbreitete, war ein Wohngebiet der ärmeren Bevölkerung. Man sah es schon äußerlich an den schlecht gepflegten, meist kleineren Fachwerk- und Steinhäusern. Mehrere „Lumpensammler“, Altproduktenhändler, betrieben dort ihre Geschäfte. Ratten gab es in großer Anzahl, wir Kinder konnten sie zu jeder Tageszeit erspähen, der Puff wurde von uns jedoch damals nicht wahrgenommen.

Meine Eltern sagten uns, dass am Unterberg der Pöbel wohne, insbesondere Kriminelle und Kommunisten, was sicher schon aufgrund der Verallgemeinerung nicht zutreffend war. Immerhin trauten wir Kinder uns dort nur in Trupps hinein. Als Einzelgänger oder zu zweit oder dritt musste jedes Kind, das am Unterberg nicht wohnte, mit Prügeln rechnen.

Dass am Unterberg die Nationalsozialisten bedeutend weniger Sympathie besaßen als in anderen Stadtteilen, ist sicher richtig. Das mag möglicherweise mit ein Grund gewesen sein, weshalb öfter SA-Kolonnen singend oder „mit klingendem Spiel“ über die Iserlohner Straße zogen. Für uns Kinder war es selbstverständlich, dass die mitgeführte Hakenkreuzfahne mit erhobenem Arm zu grüßen war. Einmal erlebte ich aber, dass ein SA-Mann aus der Kolonne sprang und einen alten Mann anbrüllte, warum er die „Fahne nicht grüße“. Der Alte tat, als verstünde er ihn nicht, was aber die Wut des SA-Mannes offensichtlich noch steigerte. Schließlich sagte der Mann: „Fahne, ich grüße dich“. Dem SA-Mann blieb daraufhin wohl „die Spucke weg“. Er drehte sich um, lief hinter seiner Kolonne her und ordnete sich wieder ein. Der Alte lachte uns Kinder fröhlich zu und setzte seinen Weg fort. Als ich meinem Vater dieses Erlebnis erzählte, meinte er: „Der alte Mann war sicher ein Kommunist vom Unterberg“. Er erzählte mir dann, dass kürzlich erst ein Unterberger wegen der hochgerekten Faust und des Kommunistengrußes „Heil Moskau“ bestraft worden sei. Diese Information meines Papas gab ich sehr bald an meinen Freund Friedhelm weiter und schon war uns klar: wir werden auch Kommunisten. Wir begrüßten uns (und zwar sehr oft an einem Tag) mit der hochgestreckten Faust und einem markigen „Heil Moskau“. Als mein Vater uns dabei einmal erwischte und mich mit Dresche drohte, wurde ich wieder Antikommunist.

In unserem Haus am hohen Graben 8 wohnte auch die Familie Lobert. Ich war überzeugt, dass Frau Lobert die dickste Frau in Hagen war; sie soll über 3 Zentner gewogen haben. Es wurde damals erzählt, dass ein naher Verwandter der Loberts (Herrn Loberts Bruder?) „gestorben“ und daraufhin eingesargt mehrere Tage in der Wohnung gelegen habe. Als der offene Sarg am Beerdigungstag schließlich in die Grube gesenkt wurde, hätte es aus dem Inneren Klopfzeichen gegeben. Nachdem die entsetzten Totengräber den Sarg geöffnet hatten, stellte sich heraus, dass der „Tote“ in Wirklichkeit lebte und die letzten Tage in Bewusstlosigkeit zugebracht hatte. Damals sagte man, er sei nur „scheintot“ gewesen. Er soll nach seiner „Beerdigung“ übrigens noch viele Jahre gelebt haben.

Schulzeit.

Nach den Osterferien 1937 wurde ich eingeschult. Ich ging zunächst in die Eickertschule - oder Weddingenschule wie sie nun genannt wurde - in der Eickertstraße am Remberg. Der Schulkomplex bestand aus drei Gebäuden: der katholischen und evangelischen Volksschule und der Turnhalle für beide Konfessionen. Ich ging zunächst in die katholische Schule. Meine erste Lehrerin war Frau Gerold aus der Heinitzstraße.

Ich erinnere mich gut, dass der große Schulhof durch einen weißen Kreidestrich unterteilt war. Der rechte Teil war für die Katholiken vorgesehen, der linke Teil für die Evangelischen. Von Lehrkräften und Schülern wurde auch hier streng auf Einhaltung der Konfessionsscheidung geachtet. Wehe dem Evangelischen, der versehentlich oder beabsichtigt auf „katholisches Gebiet“ geraten war. Er wurde umgehend verprügelt. Das Gleiche widerfuhr natürlich dem Katholiken, der im Eifer des Pausenspiels „übergetreten“ war oder aus Übermut, um die Evangelischen herauszufordern.. Auch auf dem Nachhauseweg gab es oft Rangeleien zwischen Katholiken und Evangelischen, dabei wurde häufig ein alberner Schmähereim gerufen, dessen Text ich vergessen habe, der jedoch begann mit: „Evangelische Ratten, mit Eiern gebacken,...“.

Zwei Jahre später (1939) kam es von staatswegen zur Entkonfessionalisierung des schulischen Unterrichts. Anstelle der bisher üblichen Trennung der Schulen nach Konfessionen wurden reichsweit „Einheitsschulen“ eingeführt. Eine langjährige Forderung der Sozialdemokratie (in der Zeit vor 1933) wurde durch die Nationalsozialisten erfolgreich durchgesetzt (und ist dann auch nach 1945 gegen den Widerstand restaurativer Kräfte beibehalten worden). Ich weiß noch, mit welchem unbehaglichem Gefühl ich am ersten Tag mitten unter evangelischen Schülern saß. Ich bildete mir ernsthaft ein, sie müssten „anders“ riechen. Aber meine Nase versagte offensichtlich (vielleicht hatte ich gerade Schnupfen?), jedenfalls roch sie nicht evangelisches. Sehr schnell entstanden neue Freundschaften, und schon nach wenigen Wochen war für uns alles ganz normal. Ja, wir Schüler und meine Eltern empfanden die Einheitsschule sehr bald als eine Wohltat (meine mütterliche Verwandtschaft und ein Teil meiner väterlichen Verwandtschaft sah dies anders).

Wir Kinder lernten damals zunächst noch die deutsche Schrift und schrieben in der Sütterlin-Form. Auch ein Foto, das mich mit der Schultüte am Eingang der Turnhalle zeigt, trägt in der schönen deutschen Schrift den Text: „Mein erster Schulgang 1937“. Wenige Jahre später, 1941, wurde sowohl die Frakturschrift als „Judenlettern“ als auch die Sütterlinschrift in den Schulen verboten. Es durften fortan in den Schulen nur noch lateinische Buchstaben geschrieben werden.

Die Lehrerinnen und Lehrer von der ersten bis zur letzten Klasse legten großen Wert auf das Auswendiglernen von Gedichten und Liedern, ab der dritten Klasse auch des großen und kleinen Einmaleins. Das sollte das Gehirn der Schüler trainieren. Es bewirkte auch, dass manch Erlernertes haften blieb bis ins späte Alter hinein.

Während der ganzen Schulzeit wurden wir Schüler mit Hausaufgaben bedacht. Sie umfassten zunächst Schreibübungen, Schönschreiben und Rechnen. Im ersten und zweiten Jahr beaufsichtigte mich meine Mutter dabei, und sie achtete darauf, dass meine Schrift auf der Schiefertafel gleichmäßig, sauber und ohne Schmierereien blieb. Das führte einmal dazu, dass die Lehrerin hartnäckig behauptete, die vorgezeigte Arbeit stamme nicht von mir, sondern von meiner Mutter. Als meine Mutter die Beaufsichtigung der Schulaufgaben einstellte, schrieb ich bald so schlampig, dass ich mir im Zeugnis eine 5, folglich mangelhaft, einholte. Nach diesem Schock aber bemühte ich mich wieder um eine ordentliche Schrift.

Auch mein Vorlesen in der Klasse ließ in den ersten Schuljahren sehr zu wünschen übrig. Mein Lesen war eher ein leises abgehacktes Nuscheln. Einmal verstieg sich die erboste Lehrerin dazu, meine um ein Jahr jüngere Schwester Irmgard aus einer anderen Klasse zu einem „Vergleichslesen“ zu holen. Während sie mich in der Klasse lächerlich machte, bekam Irmgard zum Schluss vor allen Mitschülern meiner Klasse eine Belobigung.

Schon wenige Jahre nach diesem Vorfall in der Schule hatte ich mich übrigens zu einer „Leseratte“ entwickelt. Meine Schwester Irmgard meinte in sehr viel späterer Zeit einmal, ich hätte mich „zu Hause um nichts gekümmert, sondern immer nur in einer Ecke gehockt und gelesen“. Diese Aussage war sicher übertrieben, mag aber in der Tendenz gestimmt haben.

Meine Mutter duldet mein Lesen, obwohl es Gebiete gab, auf der das Streben nach Erkenntnis ihrer Auffassung nach Sünde war, die Sucht danach aber verhängnisvoller Frevel. Mein Vater sah meine Leserei überhaupt nicht gern. Ich sollte arbeiten und nicht lesen. Im Lesen sah er etwas Sinnloses. Es war „etwas für Faulenzer“. Im Nachhinein muss ich eingestehen, dass ich meiner Mutter tatsächlich häufig Anlass zum Ärgern gegeben habe. Sie schenkte mir beispielsweise mehrere Male eine Mundharmonika. Es war ihr Wunsch, dass ich mir das Spielen dieses Instruments beibringen sollte. Aber bald hatte ich meine Mundharmonika bei meinen Freunden gegen Lesehefte eingetauscht. Und wenn meine Mutter mich fragte: „Wo hast du den neuen Füllfederhalter?“, dann ahnte sie schon, dass er bereits gegen Bücher versetzt war.

Bücher und Hefte, die ich einmal besaß, gab ich nur ungern wieder ab. Es erfüllte mich mit Stolz, dass ich mehr Lesestoff hatte als die meisten Mitschüler und Freunde. Die Liebe zu Büchern ist mir bis heute geblieben. Was ich in meiner „frühen“ Zeit gelesen habe, weiß ich nur noch zum Teil: Grimms- und Bechsteins Märchen, Wilhelm Buschs Geschichten, den Till Eulenspiegel und Karl-May-Geschichten, Abenteuer- und Weltenbummlergeschichten faszinierten mich ganz besonders, auch Wildwestgeschichten und Kriegsberichte. Bücher über Scott, Anderson, Hedin, Amundsen, Nachtigall, Karl Peters und Wißmann, ein ketzerisches Buch über Entwicklungsgeschichte: das war etwas für mich, und darüber konnte man sich auch mit den Schul- und Hitlerjugend-Kameraden unterhalten. Denn wer kannte sie nicht, die wagemutigen Afrika-, Asien- und Arktisforscher? Nach dem Krieg las ich Spengler, Ludendorff, Nietzsche und andere philosophische und religiöse Werke, suchte auch nach nationalsozialistischer Literatur, von Alfred Rosenberg, Hitler und Göbbels beispielsweise. Meinem Leseheft aus den Jahren 1952-54 ist zu entnehmen, dass ich 1952 Spenglers „Untergang des Abendlandes“, 1953 „Preußentum und Sozialismus“ entliehen habe, desgleichen vorwiegend Biographien über Hamsun, Hutten, den Kaiser von Mexiko, Hegel, Theodor Körner, Karl Wagenfeld, Dschingis Khan, und Wallenstein.

Zurück aber zur Schulzeit: Meine recht mäßigen Schulleistungen besserten sich erst wesentlich ab dem 6. Schuljahr. Ich werde an anderer Stelle noch hierauf zurückkommen. Es sei aber noch erwähnt, dass meine Lieblingsfächer während der gesamten Schulzeit Geographie und Geschichte waren.

In lebhafter Erinnerung habe ich auch, dass bald nach Kriegsausbruch die Turnhalle von staatlicher Seite beschlagnahmt wurde, um hier ein Lebensmitteldepot einzurichten. Gefangene polnische Soldaten hatten zeitweilig die Aufgabe, die mit Getreide beladenen Lkw und Fuhrwerke, die hier vorfuhren, zu entladen und die Säcke in die Turnhalle zu tragen.

Die Kinder vom Unterberg gingen in die gleiche Volksschule wie wir vom hohen Graben und von der Iserlohner Straße. Freundschaften entstanden mit ihnen aber nicht. Jede „Gruppe“ verhielt sich gegenüber der anderen zurückhaltend. Hin und wieder wurde von einigen Schülern die Parole zur „Straßenschlacht“ ausgegeben. Ja, „Straßenschlachten“ waren unter uns Jungen sehr beliebt, sie fanden alle paar Monate statt. Ursprünglich war es so gewesen, dass Katholiken gegen Evangelische kämpften. Aber die Organisation war schwierig, weil es ja keine geschlossenen Wohngebiete für die eine oder andere Konfessionsgruppe gab. An diesen Kämpfen habe ich persönlich nie teilgenommen, weil ich noch zu klein war. Ich hörte nur immer gläubig die Berichte der Kämpfer am nächsten Tag, die wahrscheinlich selten dem wahren Verlauf entsprochen hatten. Jetzt aber, nach der Umwandlung der Konfessionsschule zur Gemeinschaftsschule taten sich für uns Schüler ganz neue Möglichkeiten auf. Da trafen sich am Nachmittag 40 oder 50 Burschen, einschließlich meiner Person, mit Stöcken bewaffnet und die Taschen voller Steine. Meistens ging es dann zur Brunnenstraße nach Eppenhäusen. Mit einem Steinhagel eröffneten wir die Kämpfe, und dann versuchten wir, den vielen dort wohnenden Jungen „ans Leder“ zu gehen. Aber die „Brunnensträßer“ waren tapfer und zäh, meist gingen wir zerschunden nach Hause als die uns zahlenmäßig unterlegenen Gegner.

Nie nahm ein Unterberger an diesen Schlachten gegen die „Brunnensträßer“ teil. Wahrscheinlich, weil dort eine ähnliche Bevölkerungsschicht wohnte, wie bei ihnen (unterste oder jedenfalls untere soziale Gesellschaftsschicht), mit der sie sich solidarisierten. Meine Mutter ärgerte sich immer, wenn ich mit blutigem Kopf und zerschundenen Knien nach Hause kam und sie von mir hörte, dass ich mich wieder „mit dem Gesockse“ (so meine Mutter) herumgeschlagen hatte. Mir hatte es aber Spaß gemacht. Hin und wieder wollten unsere Schulkameraden auch den Unterbergern eine Straßenschlacht liefern. Dieses Vorhaben scheiterte jedoch immer an den gleichen Schwierigkeiten: Einmal, weil wir uns vom hohen Graben und von der Iserlohner Straße aus Angst vor Racheaktionen nicht beteiligen wollten, dann wegen der für Angreifer ungünstigen Topographie und schließlich, weil dort die Erwachsenen sehr schnell zur Stelle gewesen wären.

Als ich in späteren Jahren über diese Kämpfe nachdachte, wunderte ich mich, dass die Lehrer unseren Unsinn nicht einmal zum Thema einer Schulstunde gemacht hatten, wurde doch in der damaligen Zeit so sehr viel von der „Volksgemeinschaft“ gesprochen.

Weihnachten.

Die Schilderung einer Jugendzeit wäre sicherlich unvollständig, wenn man nicht auch auf die so stimmungsvolle und erlebnisstarke Weihnachtszeit einginge. Der Erzählstoff ist jedoch so reichhaltig, dass er eine eigene Schilderung, außerhalb der Ahnentafel, rechtfertigt. Ich will mich hier deshalb nur auf die Darstellung des Nikolaustages beschränken.

Für uns Henseler-Kinder war der Monat Dezember ein Zeitabschnitt, in dem wir aus kalter Berechnung bemüht waren, uns besonders „lieb und folgsam“ zu verhalten. Meine Mutter erinnerte uns Kinder gern daran, dass der Nikolaus und das Christkindchen „alles sehen“, und dass die Beiden, wenn wir ungezogen wären, keine Geschenke brächten, und im Übrigen - „Ruprecht steckt dich in den Sack und nimmt dich mit“, sagte sie häufig. Solange wir Kinder noch an Ruprecht, Nikolaus und das Christkindchen glaubten, waren die mütterlichen Drohungen bei uns sehr wirksam, aber auch belastend. Wir sahen jedoch im Stillen ein, dass sich Ende November und den ganzen Dezember über besonderes „Liebsein“ lohnt.

In diesen Wochen beobachteten wir Kinder den Abendhimmel; färbte er sich rot, dann wurde es zur Gewissheit: Ruprecht oder Christkindchen backt, und die Engel helfen dabei.

Den Nikolaustag erlebte ich in meiner Kindheit und Jugend in zwei unterschiedlichen Formen; entweder besuchte uns der „Heilige Mann“ am Abend persönlich, oder aber er kam nachts, während wir schliefen, mit seinem rösserbespannten goldenen Schlitten vom Himmel herunter gefahren, um uns Kindern Leckerer zu bringen.

Am liebsten hatten wir Kinder es, wenn der Nikolaus am Abend leibhaftig erschien. Unsere Gefühle schwankten dabei zwischen Neugier und Angst. Erwachsene und Kinder saßen dann enggedrängt in der Küche, die jüngsten, mein Bruder Heinz und meine Schwester Gisela, auf dem Schoß der Mutter oder des Dienstmädchens (später hatten wir ein Pflichtjahrmädchen). Leider musste mein Vater in dieser Stunde plötzlich noch einmal weg, aber Mutter erzählte uns währenddessen Geschichten. Häufig las sie aus Märchenbüchern vor. Es gelang uns Kinder aber nicht immer, uns auf das Vorgetragene ganz einzustellen, sondern wir lauschten vielmehr ängstlich und neugierig auf jedes Geräusch vor der Wohnküchentür. Endlich hörten wir Kettengerassel. Mutter unterbrach ihre Erzählung, und wir Kinder stimmten das Lied an: „Nikolaus komm in unser Haus, pack die große Tasche aus, setz dein Schimmelchen unter den Tisch, dass es Heu und Hafer frisst“. Während wir sangen, klopfte es hart an der Wohnküchentür, und auf Mutters „herein!“ traten der Nikolaus und der Knecht Ruprecht in den Raum.

Nikolaus kam in unser trautes Heim entweder weiß oder rot gekleidet. Er trug einen weißen Wattebart; sein Gesicht steckte manchmal unter einer Pappmaske, die wir Kinder als solche, glaube ich, gar nicht wahrnahmen. Den Kopf des Nikolauses bedeckte, bis über die Ohren, ein hoher Hut, mit einem Kreuz beklebt. Wie ich später herausfand, handelte es sich dabei meistens um unseren Kaffeekannenwärmer, der sorgfältig mit einem Tuch überzogen war. Auf dem Rücken des Nikolauses baumelte ein Jutesack, und wir Kinder erkannten schnell: „Es ist was drin!“. Aber - in der Hand trug Ruprecht ein dickes Buch, in dem unsere Schandtaten, Schwächen, Flegeleien und andere ganz persönliche Ereignisse des verflossenen Jahres aufgezeichnet waren und die er nun jedem Kind, mit mehr oder weniger drohender Stimme und Gebärde, vorlas. Der Angesprochene wurde dabei immer kleiner und musste Nikolaus versprechen, sich in Zukunft zu bessern und braver zu werden, im Kindergarten oder in der Schule besser aufzupassen und so weiter. Ansonsten, so drohte er, müsse er in den Sack, den Ruprecht bereithielt.

Ruprecht, ganz schwarz gekleidet und nicht selten das Gesicht völlig geschwärzt, eine Gestalt der Unterwelt, kauerte auf dem Boden, fuchtelte mit der Rute und schleppte für den Nikolaus die Eisenketten, die für die bösen Kinder vorgesehen waren und mit denen er, während Nikolaus die Sündenregister vorlas, grauslich rasselte. Jedes Vergehen verdiente ein eigenes Gerassel, wie bei der Büttenrede das Tää, Tää, Tää.

Nachdem Nikolaus von jedem zerknirschten Kind ein Gebet, ein Gedicht oder Lied abgehört hatte, zeigte er sich versöhnlicher und leerte schließlich den Inhalt seines Gabensackes auf dem Fußboden aus. Äpfel und Nüsse rollten dann durch die Wohnküche, dazwischen aber lagen Bonbons, Kastanien und Plätzchen, manchmal auch Feigen. Danach verabschiedeten sich Nikolaus und Ruprecht schnell und verließen die Wohnung. Wir Kinder atmeten wieder richtig durch und stürzten uns auf die Süßigkeiten.

Als Nikolaus trat bei uns bis zum Ausbruch des Krieges meistens Vater auf, später auch hin und wieder Nachbarinnen, Am hohen Graben einmal die ungefähr drei Zentner wiegende Frau Lobert, ein anderes Mal, Am Hange, Frau Odemer.

Der Ruprecht war vor dem Krieg der Freund unserer Familie Theo Pahlsmeier. Er kroch, wie ich schon sagte, kettenrasselnd unter dem Tisch herum und half Nikolaus beim „Kengerbangmaache“ (Kinder bange machen).

Erst in späteren Jahren erkannte ich die kulturhistorische Rollenverteilung, „Arbeitsteilung“, zwischen Nikolaus und Ruprecht. Der letztlich immer gütige Nikolaus war der Bischof und Heilige, der „Schutzherr“ der Schiff-Fahrt, aus der Zeit um 350, deshalb auch seine weiße und rote Kleidung. Er war der Gütige und Gabenbringer. Der schwarze und böse Ruprecht aber, der eigentliche „Kengerbangmaacher“, den Nikolaus immer besänftigen musste, war eine Gestalt aus dem Heidentum. Er lag dem Sieger, dem Vertreter der Kirche, zu Füßen und musste ihm dienen. Ich bezweifle, dass meinen Eltern dies bekannt war.

Für den Fall, dass Nikolaus des Nachts kam, stellten wir Kinder abends unsere Schuhe vor die Zimmertür, damit sie von ihm mit Naschwerk gefüllt würden. Wachten wir Kinder des Nachts auf, dann kontrollierten wir gern, ob Nikolaus schon dagewesen war. Manchmal hatten wir Glück und fanden unsere Schuhe schon gefüllt, was mich aber nicht daran hinderte, schnell noch etwas aus den Schuhen meiner Schwestern oder meines Bruders zu stibitzen und in den eigenen zu quetschen. Leider war es so, dass, wenn ich hinaus schlich, sofort alle anderen Geschwister misstrauisch hinterherkamen, um Räubereien zu verhindern. Meistens kam Nikolaus erst in den frühen Morgenstunden.

Der Winter brachte überhaupt manchen stimmungsvollen Abend, auch außerhalb der Sonn- und Festtage. Nicht selten versammelte sich die ganze Familie vor dem Küchenherd. Das elektrische Licht blieb ausgeschaltet, und die Ofenklappe wurde vorsichtig geöffnet. Auf der Herdplatte entfernten wir einige Ringe, so dass die Glut sichtbar wurde und die Flammen ein bizarres Schattenspiel an Decke und Wände zauberten. Wir saßen schweigend und schauten zu. Nicht selten aber holte Mutter ein Märchenbuch und las uns einige Geschichten vor. Lustig war es auch, auf die heiße oder glühende Ofenplatte zu spucken. Der Speichel verklumpt sofort zu kleinen Kügelchen, die zunächst über die Herdplatte flitzen und dort endlich an einer Stelle festbrennen und verdunsteten. Zurück blieb ein hässlicher Fleck auf der polierten Platte und ein unangenehmer Geruch. Die Eltern hatten uns dieses harmlose Spielchen natürlich streng verboten, und auch die Großeltern hatten bei meinen Besuchen in ihrer Wohnküche und meinem Interesse für ihren Herd immer etwas zu meckern. Aber wenn ich das Glück hatte, einmal alleine zu sein, dann machte es richtig Spaß auf Deubel komm raus Kügelchen zu produzieren. Betrat meine Mutter oder meine Oma dann die Küche: Aha! Sie rochen sofort, womit ich mich beschäftigt hatte, und der Ärger ging los.

Antisemitische Ausschreitungen.

Von diesem heimeligen Stimmungsbericht muss ich der Chronologie wegen zu einem schrecklichen politischen Ereignis überwechseln. Es handelt sich dabei um die Ausschreitungen gegen die Juden in Deutschland Anfang November 1938.

Es ist hier sicher nicht der richtige Ort, um die nationalsozialistische Judenpolitik zu behandeln oder gar zu bewerten. Mit Rücksicht auf jüngere Leser komme ich jedoch nicht umhin, darauf hinzuweisen, dass sich der Krieg zwischen Nationalsozialismus und Internationalem Judentum spätestens ab dem 24. März 1933 zum Krieg zwischen Deutschland und den Juden ganz allgemein ausgeweitet hatte (nach der im Londoner „Daily Express“ veröffentlichten jüdischen Kriegserklärung). Auf beiden Seiten gab es interessierte Kräfte, die es verstanden hatten, den Hass anzustacheln und jegliche Vernunft beiseite zu schieben.

Ende Oktober 1938 hatte die nationalsozialistische Regierung eine polnische Passverordnung zum Anlass genommen, 12.000 Juden mit nunmehr ungültigen Ausweispapieren über die polnische Grenze abzuschieben. Unter diesen polnischen Juden befand sich auch das Ehepaar Grünspan, das seit 1914 in Hannover einen kleinen Schneiderladen geführt hatte. Als der in Paris lebende 17jährige Sohn Herschel von der Abschiebung seiner Eltern hörte, kaufte er sich einen Revolver, begab sich zur Deutschen Botschaft und schoss auf den Botschaftssekretär vom Rath. Dies ereignete sich am 7. November, vom Rath erlag seinen Verletzungen am Nachmittag des 9. Novembers 1938 (nach: Freimark, Kristallnacht).

Der 9. November aber war im Dritten Reich ein gesetzlicher Feiertag, der „Tag der Bewegung“. Man gedachte an diesem Tag der 16 „Blutopfer“ beim Marsch zur Feldherrnhalle im Jahre 1923. Überall im Reich versammelten sich nationalsozialistische Verbände zu „Totenfeiern“, so auch in Hagen in der Stadthalle auf der Springe. Wie mir nach dem Krieg Karl Himmelreich erzählte, hatte er in seiner Eigenschaft als „Politischer Leiter der NSDAP“ ebenfalls an einer Gedenkfeier in der Stadthalle teilgenommen. Danach erfuhr er und die anderen Teilnehmer am Gebäudeausgang, dass ein Pogrom gegen die Juden in Deutschland im Gange sei. Himmelreich berichtete mir glaubhaft, dass es nicht von der Partei ausgegangen sei, sondern, wie er vermutete, von Goebbels. Sich über solche „Feinheiten“ weitere Gedanken zu machen lohnt natürlich nicht, für meine Eltern ging diese Barbarei von der Regierung aus, die sich der Hilfe der SA bediente.

Was ich bisher über die Novemberereignisse schilderte, erfuhr ich erst später. Aus unmittelbarem persönlichen Erleben weiß ich nur, dass in jener „Kristallnacht“ vom 9. zum 10. November die Wohnung und Geschäftsräume unseres Hausnachbarn, Metzgers und Gaststättenbesitzers Cohn in barbarischer Weise geplündert wurden. Das Klavier sowie andere Möbel und Hausrat wurden aus der 1. Etage in die Volme geschmissen. Auch der Bürgersteig war von Besteckteilen und Papieren aus dem Eigentum der Cohns übersät. Über einem Stahlseil zur Straßenbahnoberleitung hing noch nach Monaten eine lange weiße Unterhose. In den Geschäftsräumen hatte man sämtliche Scheiben zertrümmert. SA-Männer ließen sich darüber hinaus hinreißen, mehrere Angehörige der Familie Cohn zu misshandeln. Ich habe es nicht gesehen, aber es wurde erzählt, dass man dem alten Simon Cohn einen Spazierstock auf dem Kopf entzwei geschlagen habe. Dem Sohn Erich, der gerufen hatte, „wo ist meine Kanone“, wurde - wieder den Tagesgerüchten nach - eine Bierflasche auf dem Kopf zertrümmert.

Gegenüber unserem Haus, jedoch von der Volme getrennt, brannte in dieser Nacht die Synagoge; in der Mittelstraße waren mehrere Geschäfte, deren Eigentümer Juden waren, verwüstet worden, so unter anderem das Pelzgeschäft Wolff.

Ich erinnere mich, dass in Cohns Gaststätte nie wieder Scheiben eingesetzt worden sind, die Fenster wurden nach einiger Zeit mit Brettern zugenagelt. Die Familie Cohn wanderte bald nach dieser Scheußlichkeit in die Schweiz und nach Amerika (USA) aus.

Meine Eltern haben die Geschehnisse der Kristallnacht abgelehnt, wie ich aus Gesprächen zwischen ihnen und meinem Großvater weiß. Dennoch konnten sie mit uns Kindern nicht frei über das Unrecht reden, weil sie Angst vor der Gestapo hatten, - und mein Vater wurde später selbst Mitglied der SA (Sturmabteilung).

Die Wintermonate 1938/1939 und die folgenden Frühjahrs- und Sommermonate wurden politisch sehr stark durch die Politik geprägt. Die Polen waren 1938 in die Tschechei eingerückt und hatten Teschen und das Olsagebiet annektiert, wo sie dann die nichtpolnische Bevölkerungsmehrheit terrorisierte. Danach kam es zu dem berühmt-berüchtigten Beistandspakt zwischen Großbritannien und Polen und der unversöhnlichen Haltung der Polen gegenüber dem Reich. Freilich, wir Kinder haben davon nichts mitbekommen. Lediglich unsere Eltern befürchteten eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Polen.

Kriegsausbruch.

Am 1. September 1939, zwei Tage nach der polnischen Mobilmachung und wenige Stunden nach der Sondermeldung im Warschauer Rundfunk (31. Aug., 24 Uhr: „Wir sind auf dem siegreichen Vormarsch nach Berlin und werden Ende der Woche in Berlin sein. Die deutschen Truppen gehen an der ganzen Front in Unordnung zurück“) überschritt die Wehrmacht die deutsch-polnische Grenze und der Krieg gegen Polen brach aus. Ich erinnere mich noch an die gedrückte Stimmung, besonders bei meiner Mutter, als das Radio den deutschen Einmarsch meldete. Meine Eltern hofften mit Bangen, dass sich die Engländer und Franzosen nicht einmischen sondern ruhig verhalten würden, eine Hoffnung, die durch ihre Kriegserklärungen an das Reich, am Sonntag, dem 3. September, platzte. Ich meine, dass meine Eltern vom Kriegseintritt der Franzosen ganz besonders enttäuscht waren. Die

Franzosen waren ihnen nicht unsympathisch. Dies schien mir in späteren Jahren bemerkenswert, weil meine Eltern persönlich unter der Rheinlandbesetzung durch die Franzosen zu leiden gehabt hatten. Auch muss ihnen die Ausplünderung Deutschlands im Rahmen des Versailler Friedensvertrages, bei der sich die Franzosen ja in besonderer Weise hervorgetan hatten, noch in bester Erinnerung gewesen sein. Aber meine Eltern gehörten halt zur Mehrheit der Deutschen - ich nehme an, dass es die Mehrheit gewesen ist - die glaubten, mit Frankreich endlich ein gutnachbarliches Verhältnis zu haben. Die andere Seite sah es, wie sich herausstellte, anders, ihre Kriegserklärung galt vor allem dem Erbfeind - weniger dem nationalsozialistischen Deutschland. Das französische „Kriegsmotiv“ unterschied sich also nicht sehr vom englischen: „Dieser Krieg ist ein englischer Krieg, und sein Ziel ist die Vernichtung Deutschlands (Churchill im britischen Rundfunk am 3. Sept. 1939). „Deutschland wird zu stark, wir müssen es zerschlagen“ (ders. 1936). „Wir werden Hitler den Krieg aufzwingen, ob er will oder nicht“ (ders. 1936). „Wenn Deutschland zu stark wird, wird es wieder zerschlagen werden“ ders. 1937. „Jetzt haben wir Hitler zum Kriege gezwungen, so dass er nicht mehr auf friedlichem Wege ein Stück des Versailler Vertrages nach dem anderen aufheben kann“ (Lord Halifax, Rede Anf. Sept. 1939). „Weder die Polen noch die Engländer hätten Polen zu einem Kriegsgrund gemacht, wenn nicht das dauernde Drängen aus Washington gewesen wäre“ (US-Kriegsminister Forrestal in seinem Tagebuch am 27.12.1945). „Der Krieg ging nicht allein um die Beseitigung des Faschismus in Deutschland, sondern um die Erringung der deutschen Absatzmärkte“ (Churchill 1946 in Fulton)).

Ich glaube, es war im November 1939, als ein angeschossenes britisches Flugzeug seine Bomben „im Notwurf“ über Hagen abrud. Eine Bombe fiel nur etwa 50 Meter von unserem Haus entfernt in die Volme, eine zweite in den Potthofpark (Blindgänger, der später gesprengt wurde) und eine dritte auf den Hof des Kaufhauses Sinn. In unserer Wohnung waren auf der Vorderseite durch die Druckwelle sämtliche Scheiben eingedrückt worden.

Verdunkelung.

Nach dem Kriegsbeginn ordnete die Regierung für das gesamte Reichsgebiet die „Verdunkelung“ an. Sie sollte den feindlichen Flugzeugen die Suche nach Bombenziele erschweren. Durch Rollos oder Tücher wurde nun an sämtlichen Gebäuden die Fenster so abgedichtet, dass kein Licht nach außen drang. Draußen brannte keine Straßenlaterne mehr, und die Lampen der Kraftfahrzeuge wurden mit einem Bezug überzogen, der nur noch einen schmalen Sehschlitz freigab. Nur dort, wo künstliches Licht unbedingt erforderlich war, z. B. in Fabriken oder auf dem Eisenbahn Gelände, blieb es hell bis zum Fliegeralarm. Aber dann wurde auch dort der Strom abgestellt (s. AT 1.4). Für die privaten Wohnungen gehörte es zum Aufgabengebiet des Luftschutzwartes, die Verdunklungsbestimmungen zu überwachen und gegebenenfalls durchzusetzen.

Zrotz der Dunkelheit blieben Einbrüche, Plünderungen und andere Verbrechen verhältnismäßig selten. Ihre Bestrafungen waren drastisch, aber es lebte damals noch ein stärkeres Gefühl für Volksgemeinschaft, Anstand und Rücksichtnahme.

In einem beliebten Schlager sangen wir von unseren Zukunftssehnsüchten: „... und am Abend brennt das Licht, denn Verdunkeln braucht man nicht. Am Sonntag, da gibts eine Gans, dann führt er (der Landser) die Hanna zum Tanz“.

Kommunion.

Ins Jahr 1941 (31. März) fiel für mich als besonderes Ereignis meine Erstkommunion. Ich konnte sie gemeinsam mit meiner Schwester Irmgard begehen, die zwar erst neun Jahre alt war, jedoch auf den ausdrücklichen Wunsch meines Großvaters Schmitz, mitging.

In der „heiligen Kommunion empfängt der katholische Christ den Leib und das Blut unseres Herrn Jesus Christus als Speise zum ewigen Leben. Durch die heilige Kommunion vereinigt sich Christus aufs innigste mit uns“ Menschen (Kath. Katechismus 1955).

Die kirchliche Kommunionfeier fand in der Marienkirche statt, die häusliche in unserer Wohnung Am hohen Graben.

Als Gäste hatten wir unter anderem meinen Großvater Schmitz (Irmgards Taufpate) bei uns, meine Großmutter Henseler (Irmgards Taufpatin), den Bruder meiner Mutter mit seiner Ehefrau Anna, Tante Käthe, die Schwester meines Vaters, Frau Martha Köster, unsere Schneiderin, Paula Storcksdieck, aus der Hindenburgstraße 7, die Frau eines Arbeitskollegen und Freundes meines Vaters, der als Kommunist mehrere Jahre im KZ gesessen hatte (angeblich wegen Anlegen eines Waffenlagers).

Die Kommunion sollte, wie mir der Pfarrer und meine Mutter immer einzureden versuchten, das schönste Fest in meinem Leben sein. Besonders glücklich aber war ich an diesem Tage nicht. Schon die schafwollenen „juckigen“ schwarzen Strümpfe bereiteten mir große Qualen, die sich nur durch

„Unterstrümpfe“ mildern ließen. Für mich waren die Geschenke und Glückwünsche das Hauptereignis des Tages und für etliche Erwachsene wohl das gute Essen.

Vorangegangen war der Kommunion die Erst-Beichte. Gegen diese „Ohrenbeichte“ erfüllte mich später eine steigende Abneigung. Im Jahre 1940 und in den folgenden war es so, dass wir Kinder uns alle 6 Wochen zum festgelegten Termin vor der Kirche mit unserem Sündenettel trafen. Manchmal hatte einer der Jungen das „Glück“, einem Mädchen ihren Sündenettel zu mopsen, den er dann laut vorlas (Er war sich dabei sicher: Gott würde ihm das schon innerhalb der nächsten halben Stunde verziehen haben). Natürlich führte das zu Geheule bei der Bestohlenen, schadenfrohem Gelächter bei den anderen. Nachdem wir im Beichtstuhl unsere Sünden losgeworden waren und unsere Sühnegebete gesprochen hatten, fühlten wir uns wie Engel - einfach frei von aller Schuld, von jeder Sünde und jedem Makel. Draußen, vor der Kirche, trafen wir Beichtkinder uns wieder. Dann setzte die Fragerei ein: „Was hattest du zu beten“, „wie viele Vaterunser musstest du aufsagen“?, „Was hat der Pfarrer zu deinen Sünden gesagt“?. Die im allgemeinen übliche Balgerei unterblieb selbstverständlich, auch jede Zankerei, Gehässigkeit, Flucherei und Lüge; wir wollten ja möglichst lange Engel bleiben. Fiel dann aber plötzlich doch einmal ein böses Wort, dann kam es nicht mehr darauf an, es folgte eine ganze Serie hinterher. Was sollte es; wir mussten beim nächstenmal ja doch beichten „ich habe mich gezankt“, und da war es gleichgültig, ob wir uns nur einmal oder hundertmal ausgeschimpft hatten. In späteren Jahren fand ich das Beichten eines Zungenkusses (als „Unkeuschheit“), das Berühren eines weiblichen Busens oder – na ja, ich will die Sache nicht in die Länge ziehen und den Leser unnötig langweilen -, jedenfalls fand ich solch freimütige Bekenntnisse als peinlich (wenngleich auch nicht so peinlich, dass ich derartige Dinge abgestellt hätte).

Aufnahme in die Hitlerjugend.

Am 20. April 1941, dem „Geburtstag des Führers“ - im Dritten Reich gesetzlicher Feiertag -, wurde ich zu den „Pimpfen“ im „Deutschen Jungvolk“ gewissermaßen „eingezogen“. In dieser Organisation waren damals alle Jungen im Alter von 10-14 Jahren erfasst. Sie sollten dort im Geiste des Nationalsozialismus: im Dienst am Volk und der Volksgemeinschaft erzogen werden. Mitgliedschaft und wöchentlicher Dienst waren mithin Pflicht. Die Vernachlässigung der HJ-Dienstplicht konnte bestraft werden, nachdem zuerst eine Meldung an die Eltern oder an den Schullehrer gegangen war. Die Strafe war in der Regel jedoch recht milde.

Der Pimpf trug eine Uniform nach der „Bekleidungs Vorschrift“: ein braunes Hemd mit aufgesetzten Brusttaschen, Achselklappen mit der Angabe des Fähnleins und Lederknöpfen. Ein aufgenähtes Dreieck auf dem Hemdsärmel nannte den jeweiligen Gau, in unserem Fall: „Westfalen-Süd“. Um den Hals band der Pimpf ein schwarzes Dreieckstuch, das auf der Brust durch einen braunen Lederknoten gehalten wurde (wie bei den Pfadfindern). Dazu gehörte, im Sommer, eine kurze schwarze Hose mit einem Lederkoppel und Metallschloss und schließlich ein HJ-Dolch (HJ = Hitlerjugend). Die Winteruniform bestand aus einem Braunhemd, einem schwarzen Halstuch, einer schwarzen Jacke und langer schwarzer Bundhose, ähnlich einer Skihose. Dazu trug man eine schwarze Schirmkappe mit Ohrenklappen.

Im Jungvolk gab es Dienstränge, ähnlich wie bei der Wehrmacht. Natürlich fehlten auch die „Orden“ nicht, Sport-Leistungsabzeichen, Schießkordel und Schießabzeichen. Der Dienst bestand aus Exerzieren, Singen, Sport, Geländespielen und Heimabenden mit Vortrag, Vorlesen und Basteln. Nicht selten gab es Sonderdienste, wie Einsatz bei Straßensammlungen für das Winterhilfswerk, Aufmärsche an staatlichen Festtagen und dergleichen. In der (HJ-)Pimpfenorganisation versuchte man die Kinder zu kleinen Nationalsozialisten zu stählen, man wollte keine Muttersöhnchen.

Wie überall, wo Freiwilligkeit durch Zwang ersetzt wird, fehlte mir nicht selten die Lust an der Dienstteilnahme. Aber viele Stunden blieben mir auch unvergesslich. Als besonderen Anreiz empfand ich, dass ich bald nach meiner Beförderung zum Hordenführer für einen Führer-Anwärter-Zug (FAZ-Fähnlein) ausgewählt wurde. Nach einem Jahr sollte ich dann automatisch Jungschärführer werden. Die Beförderung blieb jedoch aus, weil ich durch meine „piepsige“ Stimme und meinen Sprachfehler ein sehr gehemmter Junge war, voller Komplexe und sehr schüchtern. Mir fehlten mithin wichtige Voraussetzungen für eine Führerschaft.

Zu den Wörtern, die man heute nicht mehr häufig hört, bis 1945 jedoch große alltägliche Vertrautheit besaßen, gehörten Heilig Vaterland, Ewiges Deutschland, Blut und Boden, Volksgeschwister, Volksgenosse, Parteigenosse (PG), Rassenkraft, Blutsadel, deutscher Freiheitskampf.

Zuhause, in der Familie, der Verwandtschaft und bei guten Freunden grüßten wir mit „guten Morgen“, „guten Tag“, „guten Abend“. Bei der Verabschiedung sagten wir „auf Wiedersehen“. Sonst aber war unser Gruß „Heil Hitler“.



Wilh. Günter Henseler, als Pimpf in der Hitler-Jugend 1941.

Kinderlandverschickung (KLV).

Im Jahre 1941 begann die Reichsregierung mit der Räumung des Ruhrgebiets von Kindern, um sie vor den feindlichen Luftangriffen in bombensicheren Gebieten unterzubringen. Es geschah dies im Rahmen der Kinderlandverschickung (KLV). Nach der Evakuierung meiner Schwester Irmgard in den damaligen „Gau Schwaben“, war ich der zweite Familienangehörige, der verschickt wurde.

Eines Tages also rollte der Eisenbahnzug mit mir und etwa 300 anderen Kindern in den Süden (Das genaue Datum ist mir entfallen. War es ein Tag im Frühling 1942?). Die meisten dieser Jugendlichen kamen nach Württemberg. Mein Reiseziel lautete Niederhausen im Kreis Neu-Ulm-Land, Gau Schwaben.

Für mich und die meisten von uns war es die erste große Eisenbahnfahrt. Mit weiteren acht Jungen und einem Mädchen aus Hagen wurden wir von einem Fuhrwerk in Weißenhorn abgeholt und standen schließlich auf der Milchrampe eines Hundert-Seelen-Dorfes, wo wir uns von den Dorfbewohnern, meist Bauern, betrachten und begutachten ließen. Über jeden von uns wurden von den fremden Leuten ihre Meinungen ausgetauscht. Es erinnerte mich etwas an einen Sklavenmarkt. Ich jedenfalls empfand die Angelegenheit als entwürdigend, zumal ich der Letzte war, der „an den Mann“ beziehungsweise „an die Frau“ gebracht wurde. Als erstes war das Mädchen „abgegangen“. Es wurde als Gänsemagd gebraucht. Dann ging der kräftigste Bursche als Knecht an den größten Bauern, den Ortsbauernführer. Einer meiner Kameraden fand das Wohlgefallen des Försters, fünf weitere kamen wiederum an verschiedene Bauern. Ich, groß und dünn, schien allen zu schwächlich und stand zum Schluss allein auf der Rampe, nachdem das Häuflein der Interessierten wieder abgezogen war. Zu meinem Glück kam mit ziemlicher Verspätung noch eine Bäuerin, die ihrer Verärgerung Ausdruck verlieh, dass die Aktion eigentlich schon abgeschlossen sei. Der Transportbegleiter versuchte sie von meinen „Qualitäten“ zu überzeugen. Sie schüttelte bedenklich den Kopf, nahm mich schließlich, aber nur halbherzig, ja etwas widerwillig, und meinte, wohl zu ihrem eigenen Trost, man könnte ja vielleicht noch etwas dranfüttern.

So kam ich also zu Frau Adelheid Bittner auf den sauberen und gepflegten Kirchenschreinerhof, gleich gegenüber der Dorfkirche. Es war für damalige Verhältnisse ein mittelgroßer Bauernhof. In den Ställen standen etwa 12 bis 15 Kühe, Ochsen und Rinder. Außerdem hielten die Bittners etwa 8 Schweine, sowie Hühner, Gänse, Enten und Kaninchen. In unserem Hause gab es nur im Erdgeschoss elektrisches Licht. Die darüber gelegenen Räume ließen sich nach Anbruch der Dunkelheit, und das war ja sehr bald nach Sonnenuntergang, nur mit einer Kerze beleuchten. Taschenlampen gab es auf unserem Hof wegen der kriegsbedingten Knappheit von Batterien nicht. Das Dorf muss wohl in dieser Zeit noch nicht an das öffentliche Wasserversorgungsnetz angeschlossen gewesen sein, jedenfalls mussten nicht nur wir auf dem Kirchenschreinerhof das Wasser für Mensch und Tier mit Hilfe einer Handpumpe im Kuhstall aus dem Brunnen entnehmen.

Ob jemand in Niederhausen einen Telefonanschluß besaß, weiß ich nicht; vielleicht der Bürgermeister?

Adelheids Mann war im ersten Weltkrieg in Frankreich am Kimmel gefallen, ihre beiden Söhne Georg und Josef standen als Soldaten im Felde und ihre Schwiegertochter wohnte mit auf dem Hof, der fortan von uns Dreien und einem kriegsgefangenen Franzosen namens René bewirtschaftet wurde.

Nach den ersten Anpassungsschwierigkeiten, die sich vor allem daraus ergaben, dass ich mich erst an die Sprache und das Essen gewöhnen musste, waren es das Arbeitspensum und das fast völlige Fehlen von Freizeit, was mich doch eine Weile belastete. Es kam noch hinzu, dass wir Hagener in den ersten Monaten unseres Aufenthaltes in Niederhausen mit der Dorfjugend nur in Form von Prügeleien näheren Kontakt bekamen (diesen aber beinahe täglich). Dies änderte sich erst, als uns der Förster mit einem raffinierten psychologischen Trick zusammenführte, indem er uns, ungeachtet unseres Protestes und das der Dorfjungen, an ein gemeinsames Arbeitsprojekt stellte, das zusätzlich unter Wettbewerbsbedingungen stand. Gemeinsame Arbeit und gemeinsame Kreativität führten uns sehr schnell zusammen und ließen uns von heute auf morgen zu Freunden werden.

Niederhausen.

Ich möchte nun etwas über den Ort erzählen:

Niederhausen (heute Ortsteil von Pfaffenhofen) war ein kleines Bauerndorf, 5 km von Weißenhorn entfernt. Neben etwa zwei Dutzend Bauernhöfen und einigen Häusern für die bäuerliche Unterschicht gab es eine Bürgermeisterei, eine Gastwirtschaft, eine Schmiede, eine Försterwohnung und zwei Gemischtwarenhandlungen. Für eine Metzgerei bestand kein Bedarf. Die Bäckerei befand sich im Nachbardorf Oberhausen. Das Schulgebäude diente jetzt im Krieg etwa 20 bis 30 kriegsgefangenen Franzosen, die tagsüber in der Landwirtschaft im Arbeitseinsatz standen, als Lager, eine Art „offene Vollzugsanstalt“. Die Dorfkirche wurde nur anlässlich eines Begräbnisses, sowie im Monat Mai, für die allabendlichen Maiandachten genutzt. Wir Niederhauser Kinder mussten zunächst nach Oberhausen (3 km), später nach Wallenhausen (4 km) in die Volksschule und des sonntags nach Oberhausen in die Kirche. Über die Schule werde ich später noch erzählen. Zur Kirche fällt mir ein, dass ein Teil der Ober- und Niederhausener Kinder auf der Empore Platz nehmen musste. Die Jungen hatten dort eine „Ehrenaufgabe“ zu verrichten; sie hatten sich dem Organisten zur Verfügung zu stellen, weil dieser seiner Orgel nur dann Töne entlocken konnte, wenn der Blasebalg betätigt wurde. Das also geschah in der Regel durch uns Jungen unter ständiger Ablösung, um Ermüdungserscheinungen zu verhüten. Da der gerade Arbeitende aber von den anderen Burschen ständig gekitzelt, geknufft oder gestoßen wurde, passierte es hin und wieder, dass ihm der Riemen entglitt und die Melodie dadurch „in den Keller sackte“. Natürlich war es für den Organisten nicht einfach, sich gleichzeitig um die Noten und um die Disziplin seiner Orgelknechte zu kümmern.

Bis auf die Familie Klei, die vor Jahren aus Württemberg eingewandert war, bekannten sich in Niederhausen sämtliche anderen Dörfler zur katholischen Religion. Es gab nur die allernotwendigsten Kontakte zu den Kleis. Am Verhalten der Dorfbewohner zeigte sich, dass die Trennlinien des Glaubens sich tiefer in die deutsche Gesellschaft eingegraben hatten als manche Staatsgrenze: Als die politische Geschichte nach 1700 die Landkarte des Alten Reiches längst umgestürzt hatte, blieben diese Trennlinien innerhalb der neuen Länder als gesellschaftliche Wasserscheide erhalten, schon weil die im 16. Jahrhundert verfestigten konfessionellen Heiratsmuster unbeirrt aufrechterhalten wurden. Meine Bäuerin zwang mich zur Beachtung der Tabus, doch ich konnte sie innerlich nie nachvollziehen.

Trotz aller Kirchlichkeit habe ich mein Lebtag nicht so viele Flüche gehört wie in dieser Gegend. Es gab kaum eine Gefühlsregung, die sich nicht mit ein paar Flüchen hätte dekorieren lassen und selbst in der Kirche hörte man des öfteren das „Sakra, Sakra, Sakra, ...“; die vielfache Wiederholung war hier in Niederhausen eine besondere Spezialität des Fluchens. Ein Bauer, den meine Mutter dieserhalb einmal zur Rede stellte, meinte durchaus überzeugt, „Gott rechnet uns Schwaben das Fluchen nicht als Sünde an, es ist halt eine Angewohnheit“.

Ich habe in späterer Zeit noch öfter von den Maiandachten in Niederhausen erzählt, die wir Kinder in diesem Monat Abend für Abend besuchen mussten. Die Dorfjugend sammelte sich vor der Kirche, und dann ging es hinauf zur Empore. Warum der Pfarrer uns ausgerechnet diesen Platz zugewiesen hatte, wussten nur er und der liebe Gott. Uns Kindern aber war es sehr recht so. Von oben konnte man den Frauen unter uns wunderbar auf die Hüte spucken oder Papierschnitzel hinunterwerfen. Unser Spitzenvergnügen aber sahen wir darin, einige Dutzend Maikäfer frei zu lassen, die dann brummend und summend durch das Kirchenschiff flogen, gegen die Kirchenfenster prallten und im Tiefflug über die Kirchenbesucher jagten. Das wurde dem Pfarrer mehreremale zu viel, und er ließ die Empore räumen.

Wenn wir, die Dorfjugend, die Kirche nicht gerade als etwas Sakrales sahen, - und das war häufig der Fall - wurde sie gern zu allerlei Scheußlichkeiten zweckentfremdet. Sie diente uns beispielsweise bei unserem „Soldatenspielen“ als Burg. Mit viel Geschrei und Trara wurde sie stets umkämpft und gestürmt. Harte Kämpfe entwickelten sich oft um die Kirchentür, dann um den Beichtstuhl, den der Feind nicht räumen wollte und schließlich um die Sakristei und den Glockenturm. Die Angreifer hatten erst gesiegt, wenn die letzte Glocke in „ihrer Hand“ war. Häufig wurde aus Angreifer- und Verteidigerpartei blitzschnell eine Koalition, wenn nämlich ein Erwachsener auftauchte und das Kriegsgeschehen handfest störte. Meist war er von unserem Geschrei oder dem Knattern der selbst gebastelten „Maschinengewehre“ - eine Rassel, die so verkleidet war, dass sie wie ein MG aussah - angelockt worden, manchmal aber auch vom kläglichen Bimbam einer Glocke zu völlig ungewohnter Zeit.

Die Nationalsozialistische Partei hatte im Dorf Niederhausen, soweit mir bekannt ist, nur drei Mitglieder: den Bürgermeister Gebhard, den Förster Degenhard und den Ortsbauernführer Müller. Bei den anderen Bewohnern gab es teilweise eine distanzierte, ja feindliche Einstellung dem Nationalsozialismus gegenüber, die besonders aus ihrem kirchlichen Denken rührte. Der „Auslandsender“, damals auch als „Feindsender“ bezeichnet, wurde verbotswidrig in vielen Häusern gehört, selbst beim Ortsbauernführer. Dies, obwohl jeder wusste, dass er bei einer Anzeige eine sehr harte Strafe zu erwarten gehabt hätte. Einer aber vertraute dem anderen. Mich persönlich störten diese ausländischen Rundfunksendungen in deutscher Sprache durchaus, und wenn ich mich zu diesen „Hetzbeiträgen“ äußerte, gab es regelmäßig Zank mit der Alt- oder Jungbäuerin. Dennoch taktierten sie mir gegenüber bei der Wortwahl und Schärfe, wie ich vermutete, mit gebremster Wut, weil sie fürchteten, ich sie denunzierte sie. Überraschte ich die Bäuerinnen und René, den Franzosen, beim gemeinsamen „Abhören des Feindsenders“ (so nannte man es damals), dann schalteten sie sofort das Gerät ab.

René wusste, dass es mich besonders ärgerte, wenn er mir beim Holzhacken sagte, dass er die Arbeit gern verrichte, denn bei jedem Schlag dachte er an Hitler. Wenn ich dann wütend auf den Holzblock schaute, dann schwang René die Axt besonders kräftig, ja lustvoll, und donnerte sie auf den Holzklötz, dass die Fetzen flogen. Ich beschwerte mich anfangs bei der Altbäuerin. Die lachte sich aber nur halbtot. Naja-, verständlicherweise war meine Meinung über das Staatsbewusstsein der Niederhauser damals alles andere als gut, auch mein Vater wusste nur ungläubig den Kopf zu schütteln, wenn ich ihm von den staatsfeindlichen Niederhausener Bauern erzählte.

Bevor ich auf meine Tätigkeiten in Niederhausen eingehe, möchte ich einflechten, dass die Bedeutung der Landwirtschaft im Dritten Reich groß war und sie das bevorzugte Objekt der Politik war. In der ständischen Gliederung: Nährstand - Wehrstand - Lehrstand, nahm sie die erste Stelle ein. Hintergrund dieser Denkweise war die schlimme Erinnerung an Hunger und Not in der Zeit des 1. Weltkrieges und in den Jahren danach, es war erlebte Wirklichkeit bei den Erwachsenen der damaligen Zeit. Dieses Erlebnis hatte den Wunsch gezeugt, die Sicherstellung einer nationalen Versorgung mit Grundnahrungsmitteln anzustreben und zu garantieren.

Ich musste in Niederhausen sehr viel auf dem Hof und dem Acker arbeiten, und es gab kaum eine Stunde Freizeit für mich. Im Haus musste das Vieh gefüttert und getränkt, die Ställe ausgemistet, Holz gesägt, gespalten und als Wintervorrat aufgeschichtet, Stroh geschnitten, Wasser für Küche und Großvieh gepumpt und viele andere Dinge erledigt werden.

Zu den Feldarbeiten gehörte im Frühjahr das Pflanzen der Runkelrüben. Bei unwirtlichem Wetter wurden tausende Rübenpflänzchen gesetzt. Der Dauerregen hatte uns bis auf die Haut durchnässt. Unter unseren Schuhen klebten Lehmklumpen, die jeden Schritt erschwerten. Selbstverständlich wurden damals auch die Kartoffeln von Hand gelegt.

Für die Feldbestellung, ackern, eggen, säen, mähen, und so weiter, benutzten wir unsere beiden Ochsen oder aber Kühe. Pferde gab es in Niederhausen übrigens nur wenige. Unsere Felder lagen sehr verstreut. Manche Wiesen waren winzig klein und nicht selten sauer. Trotzdem wurden sie gemäht, und wo die Maschine wegen des moorigen Untergrundes nicht einzusetzen war, geschah dies mit der Sense.

Im Winter brauchten wir mehrere Wochen zum Dreschen des Getreides, weil wir, wie fast alle Dorfbauern, nur eine kleine Dreschmaschine besaßen.

Zu den leichteren Arbeiten zählte sicher im Herbst das „Kühehüten“. Da trieb ich folglich über mehrere Wochen meine Rindviecher auf die Wiesen, bis das letzte Grashälmschen abgerupft war. Es muss erwähnt werden, dass es in dieser Gegend keine umhegten Weiden gegeben hat. Das bedeutete, dass der Hütejunge seine Tiere ständig beaufsichtigen musste, um ein Überwechseln auf die Nachbarwiesen oder Äcker zu verhindern. Grenzte die Wiese an einen Kleeacker, dann hielten die Kühe den Hütejugen wie einen Schäferhund ständig auf Trab. Aber bei sonnigem Wetter gefiel mir die Tätigkeit gar nicht so schlecht. Besonders wenn in unmittelbarer Nachbarschaft noch ein anderer Junge hütete, was hin und wieder vorkam. Dann konnte man zwischendurch immer einmal etwas Zeit zum Plaudern finden. Manchmal zündeten wir uns ein Feuer an und brieten darin Kartoffeln. Ein polnischer Zwangsarbeiter zeigte uns einmal, wie man im offenen Feuer Eier braten kann. Sie mussten, bevor sie in die Glut gelegt wurden, in Lehm eingepackt werden. Die Eier selbst hatte Jan, so hieß der Pole, bei seinem Arbeitgeber gestohlen (wir waren sauer, wenn er nicht genug geklaut hatte). Bei stürmischem oder regnerischem Wetter lag ich oft stundenlang im Straßengraben, oder ich hatte mich in einen Busch verkrochen oder hockte am Waldrand, frierend und nicht selten völlig durchnässt. Nur hin und wieder wurde dann meine Ruhe durch eine Kuh gestört, die ihre Wiese verlassen hatte und die ich dann zurücktreiben musste. Anders wurde dies nach 16.00 Uhr. Die Tiere wollten dann partout in ihren Stall, fraßen nicht mehr und beobachteten, wo ich mich gerade aufhielt, um dann rechts oder links durchzubrechen. Ich prügelte auf die Kühe ein, jagte sie immer wieder zurück, weil ich erst um 17.00 auf Anordnung der Bäuerin zu Hause sein durfte. Ganz schlimm empfand ich die Hütezeiten bei Schneeregen. Ich schnatterte vor Kälte und hatte am ganzen Leib kaum noch ein trockenes Fädchen. Meine Finger waren so erstarrt, dass ich kaum noch das von der Nässe angeklebte Zeitungspapier von meinem Butterbrotpaket entfernen konnte. Dann passierte es manchmal, dass ich an meine Eltern dachte und vor Heimweh bittere Tränen vergoss.

Ich erinnere mich auch, dass ich eines nachmittags im Straßengraben lag und in einem sehr spannenden Heft las. Ich hatte nur noch zwei Seiten bis zum Schluss zu lesen, da brach eine Kuh aus. Als ich sie zurückgeholt hatte, stellte ich zu meinem Entsetzen fest, dass eine andere gerade dabei war, mein Heft zu fressen. Einige Seiten konnte ich ihr noch aus dem Maul holen, aber ausgerechnet die beiden ungelesenen Seiten hatte sie bereits verschlungen. Ich habe das Tier vor Wut arg verdroschen.

Nach sechs Monaten war meine Evakuierungszeit in Niederhausen beendet, und ich fuhr mit den anderen acht Jungen und dem Mädchen wieder nach Hagen zurück. Dort durfte ich jedoch nicht bleiben, weil sich das Problem des Luftkrieges nicht erledigt hatte, sondern im Gegenteil von Monat zu Monat verschärfte. Mitte Dezember 1941 sah sich die Reichsregierung genötigt, den USA den Krieg zu erklären. Meine Eltern empfanden dies als eine Katastrophe, und die Meinungen im Bekanntenkreis hierzu waren ziemlich unterschiedlich. Einig waren sich alle, wenn ich mich richtig erinnere, dass sich der Krieg jetzt weiter verschärfen werde. Da ich also Hagen wieder verlassen musste, blieb mir die Wahl zwischen einem KLV-Lager oder einer privaten Unterbringung bei einem Bauern. Auf das inständige Bitten „meiner“ Bäuerin Adelheid Bittner, der ja nach meiner Abreise eine Arbeitskraft fehlte, kehrte ich für ein weiteres halbes Jahr (oder etwas mehr) nach Niederhausen zurück, wo inzwischen auch meine Schwester Irmgard lebte.

Zu meiner Arbeit auf Hof, Wiese, Acker, Wald und in der Scheune trat jetzt auch noch die Pflege der eben geborenen Bittner-Tochter Marianne. Da mir aus biologischen Gründen das Stillen nicht möglich ist, wurde sie von mir mit der Flasche aufgezogen, sonst aber voll versorgt. Mutter und Großmutter sahen ihre Aufgabe in der Überprüfung meiner Tätigkeiten, Reklamationen blieben dabei eine Seltenheit. Nachtragen muss ich noch, dass die Windeln von mir nur entkotet und eingeweicht - aber von der Mutter gewaschen wurden. Das Bügeln war dann wieder meine Sache.

Klein-Marianne versaut mir 1942 das Weihnachtsfest, und das kam so: Am ersten Feiertag ging ich gleich nach dem Ankleiden in die gute Stube hinunter. Die Altbäuerin betrat mit mir zusammen den Raum. Auf ihrem Arm trug sie ihr erst einige Monate altes Enkelkindchen. Wie verwundert leuchteten dessen Äugelein, als es den strahlenden Lichterbaum erblickte, nachdem ich die Kerzen angezündet hatte. Die Bäuerin trat ganz nahe an den Baum heran, und da war es schon geschehen: Die kleine Marianne schlug unvermittelt in einen Zweig hinein, eine Kerze löste sich aus ihrer Halterung und fiel in das Astwerk, das gleich Feuer fing. Mit einem Satz sprang ich ans Stubenfenster, riss es auf, und die Bäuerin packte beherzt den brennenden Baum und warf ihn samt Kugeln, Lametta, Engelshaar und

Ständer durchs Fenster auf den Hof, wo ihn die Flammen bis auf Reste verzehrten. Da der Lichterbaum für mich immer das wichtigste Requisite der Weihnacht war, hatte Klein-Marianne mein Weihnachtsfest 1942 auf knapp fünf Minuten verkürzt.

Das Weihnachtsfest 1942 stach mit einer zweiten Besonderheit hervor. Wir befanden uns im vierten Kriegsjahr, und meine Mutter hatte mir per Postpaket eine Mundharmonika, eine neue lange Hose und zwei Paar Kniestrümpfe geschickt; es waren damals Kostbarkeiten. Die Postsendung war schon einige Tage vor dem Fest eingetroffen, aber die Bäuerin hatte sie zur Verwahrung eingezogen, den Inhalt begutachtet und sich in ihrer Fürsorge darüber einige Gedanken gemacht.

Am ersten Weihnachtsfeiertag bekam ich dann meine Sachen endlich ausgehändigt, allerdings mit kleinen, doch nicht zu übersehenden, „Verbesserungen“: Damit die schöne Hose nicht so schnell entzwei ginge, hatte die Bäuerin auf das Hinterteil des Kleidungsstückes einen großen blauen Flecken, auf das eine Hosenknie einen roten aus Bett-Barchent und auf das andere Knie einen Blauleinen-Flecken genäht. An den Strümpfen hatte sie die Fersen mit blauen Flecken verstärkt. Das sah zwar alles nicht gut aus, es war jedoch bei den Bauern in Niederhausen zur damaligen Zeit allgemein üblich, und - ich möchte daran erinnern - schwäbische Sparsamkeit ist ja sprichwörtlich; „Das Sach will gepflegt sein“.

Als meine Mutter nach meiner Rückkehr aus Schwaben Hose und Strümpfe wiedersah, war sie „geplättet“, wie sie sagte. Sie hatte so etwas noch nicht gesehen, was beweist, dass man immer im Leben hinzulernt. Die Mundharmonika - um das noch nachzutragen - hatte ich übrigens kurz nach dem Weihnachtsfest bei einem Freund gegen Bücher eingetauscht; na klar!

Schulleben in Schwaben.

Meine Schulausbildung in Schwaben kann nur als miserabel bezeichnet werden. In Oberhausen und später in Wallenhausen (gegenüber der Kirche, am Osterbach), wo ich zur Schule ging, unterrichtete eine liebe jedoch völlig überforderte Junglehrerin (Frau Görle?) gleichzeitig etwa 50 bis 60 teilweise tyrannische Schüler und Schülerinnen von der Klasse 1 bis 7 in einem gemeinsamen Klassenraum. Nur das erste Schuljahr wurde dort am Nachmittag separat unterrichtet. Die Qualität des Unterrichts war entsprechend schlicht, zumal die Klassendisziplin sehr zu wünschen übrig ließ. Uns fielen immer wieder neue Streiche und Flegeleien ein, die wir an der Lehrerin oder an der Umwelt ausprobierten. Das Schloss am Schrank der Lehrerin wurde von uns nach jeder Erneuerung wieder aufgebrochen; der Stock hielt selten mehr als wenige Stunden, dann hatte wir ihn mutwillig zerbrochen; die Schulbibliothek verteilten wir unter die Schüler, und die einzelnen Bücher konnten nur mit der Hilfe des Dorfpolizisten wieder ihren Weg zurück in die Schule finden. Die Brücke vor der Schule über den Osterbach entging ihrer Zerstörung, weil wir die Sprengladung nicht fachmännisch angebracht hatten. Es war ein Glück für den Bauer, der mit seinem Ochsenwagen gerade die Brücke überquerte als die Detonation erfolgte, dass er durch die in Panik geratenen Tiere an seiner Leine, die er sich um das Handgelenk gewickelt hatte, wohl hundert Meter hinter dem Mistwagen hergeschleift wurde. Glücklicherweise blieb er ohne größere Verletzung. Der herbeigerufene Dorfpolizist wurde übrigens sehr, sehr böse, er verbot den Gemischtwarenhändlern Sprengpulver oder Zündschnüre an Kinder zu verkaufen. Das war es dann.

Wir zehn Hagener glänzten in der Schule mit Abstand als die Klassenbesten, was zu einer völligen Fehleinschätzung bei mir selbst führte. Ich erwachte aus meinen Illusionen, als ich später nach der Rückkehr in die Heimat erkennen musste, der schlechteste Schüler der Klasse war.

Dem Pfarrer aus dem benachbarten Oberhausen fiel ich dadurch auf, dass ich im Religionsunterricht interessiert und daher rege mitarbeitete. Auf diesem Gebiet war ich mit meinen Kenntnissen allen anderen Schülern bald überlegen. Er wollte deshalb unbedingt einen Messdiener aus mir machen. Aber ich scheute das viele Latein und hatte immer nur Ausflüchte. Nur an den kirchlichen Festtagen betätigte ich mich als Hilfs-Messdiener. Vielleicht wäre ich aber doch noch den Werbungen des Pfarrers erlegen, wenn er nicht eines Tages wegen „Kanzelhetze“ verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert worden wäre. Damit hatte sich mein „Problem“ erledigt.

Zu meinem Schulweg wäre noch nachzutragen, dass Oberhausen etwa 3 km von Niederhausen entfernt lag, Wallenhausen 4 Km. Nach Oberhausen führte eine Straße ohne Asphaltdecke, mit sehr viel Schlaglöchern, in denen das Regenwasser stand. Nach Wallenhausen jedoch gab es keine direkte Straßenverbindung. Wir Kinder liefen die vier Kilometer (im Sommer in der Regel barfuß) über einen Wiesenpfad und hatten dabei eine Anzahl Gräben und einen Bach, die Bieber, zu überspringen. Wer zu kurz oder ungeschickt sprang, hatte Pech, er oder sie landete im Wasser!

Wenn ich mich an die Zeit in Niederhausen erinnere, dann fällt mir auch ein, dass es eine Zeit mit sehr vielen „Sondermeldungen“ aus dem „Führerhauptquartier“ war. Meistens wurde dann die Einnahme einer großen Stadt gemeldet, das siegreiche Ende einer Kesselschlacht oder die Versenkung einer größeren Anzahl gegnerischer Schiffe durch deutsche U-Boote. Wenn im Radio die bekannte und beliebte Kennmelodie für eine Siegesmeldung erklang, dann trällerten wir Jungen: nach einer bekannten Melodie aus dem „Englandlied“: „Tätärätä, schon wieder ein Schiff versenkt“. Wir warteten aber vergeblich auf die wichtigste „Sondermeldung“: die Einnahme Moskaus. Eine zeitlang erschien es mir, als stünde diese Freudenmeldung unmittelbar bevor. Sie hätte meines Erachtens auf die weitere Kriegsdauer einen entscheidenden Einfluss genommen. Das Ausbleiben dieser „Sondermeldung“ signalisierte - wie sich erst später herausstellen sollte - die Wende im Kriegsglück zugunsten der Alliierten.

Rückkehr nach Hagen.

Nach dieser Schilderung muss ich zeitlich wieder einen kleinen Schritt zurückgehen.

Im Frühling 1943, nach meinem Schwabenaufenthalt, wohnte ich wieder in Hagen-Eckesey bei meinen Eltern. Zu dieser Zeit hatte sich in meiner Heimatstadt noch nicht viel verändert, jedenfalls sah man keine(?) oder kaum Ruinen. Ich denke, dass es ab diesem Jahr gewesen ist, wo uns überall von den Häuserwänden die schwarzen Schattengestalten ins Auge stachen, mit der Aufschrift: „Pst, Feind hört mit“. Eine andere ebenfalls schwarze Phantasiegestalt war „Kohlenklau“. Auch er „zierte“ Plakatsäulen, Wände und Zäune und schaute uns aus den Zeitungen und Zeitschriften an. Er mahnte mit oder ohne Reimchen zum Energiesparen.

In der sternklaren Vollmondnacht vom 16. auf den 17. Mai (1943) heulten die Luftschutzsirenen und 19 Lancaster-Bomber griffen, wie wir erst am nächsten Tag erfahren sollten, die Möhnetalsperre an, schalteten die Luftabwehr aus und zerstörten mit ihren Rollminen die fünfundvierzig Meter hohe Staumauer. Die Wassermassen stürzten ins Tal und rissen Häuser, Brücken, Fabriken, Bäume, kurzum alles mit sich, was sich ihnen in den Weg stellte. In einem Zwangsarbeiterlager ertranken dabei allein an die 600 Ukrainerinnen. Insgesamt sollen bei diesem Angriff etwa 2000 Menschen ums Leben gekommen sein (Nach einem Bericht in der WR v. 14. Aug. 2001 gab es „mehr als 1600 Menschen“, die die „nächtliche Flut in den Tod gerissen hat“).

Natürlich trieb es uns Burschen sofort nach Hagen-Vorhalle und weiter nach Herdecke, um die Folgen der gewaltigen Überschwemmung zu besichtigen. Die Straße von Vorhalle nach Herdecke war von einer Schlammsschicht so bedeckt, dass sie nicht mehr zu erkennen war. In den Bäumen hingen Möbelteile und eine tote Kuh. Das Gerücht ging um, dass der verantwortliche Verwaltungsbeamte in Herdecke eine Frühwarnung erhalten -, diese jedoch nicht weitergeleitet habe, weil er der irrigen Meinung gewesen sei, die Darstellung sei übertrieben, und die Wassermassen hätten sich bis Herdecke längst verteilt. Ob es bei dieser Katastrophe in Herdecke auch Tote gegeben hat, entzieht sich meiner Kenntnis. a

Ich denke, dass es ungefähr in dieser Zeit gewesen ist, als ich den ersten Luftangriff der Alliierten erlebt habe. Allerdings befand ich mich damals nicht in meiner Heimatstadt Hagen sondern bei meinem Großvater in der Neußer Yorckstraße. Die Feind-Bomber griffen das Neußer Hafenbecken an, und man erzählte sich später, dass dabei Luft-Torpedos eingesetzt worden sind.

Im KLV-Lager.

Ich erwähnte schon, dass ich nach meiner Rückkehr in die Heimat (1943) der schlechteste Schüler der Klasse war. In meiner Verzweiflung versuchte ich zum ersten Mal mein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Ich meldete mich, da ich ohnehin wieder aus Hagen verschwinden musste, für ein KLV-Lager im Schwarzwald an. Im Fragebogen hatte ich dabei bewusst eine Falscheintragung vorgenommen, anstatt mich für die 7. Klasse anzumelden, schrieb ich mich für die 6. Klasse ein. Ich wußte ja, dass meine Eltern sich nicht um meine schulischen Dinge kümmerten, so gelang mein Trick und ich holte dieses Schuljahr nach und zählte in der Klasse schnell zu den besten Schülern. Ich fiel dann mit meinem Schwindel nach einer Prüfung für die „Adolf-Hitler-Schule“ auf, die ich als Lagerbester bestanden hatte. Der Lagerleiter Zazzi, der daraufhin das Jahreszeugnis ausfüllen wollte, entdeckte hierbei, dass die entsprechende Seite bereits beschrieben war. Zur Rede gestellt, blieb mir nur die Möglichkeit, ihm die Wahrheit zu beichten. Er zeigte zwar großes Verständnis, aber meine Versetzung zur „Adolf-Hitler-Schule“ ließ sich jetzt nicht mehr rechtfertigen, platzte damit. Erwähnt

sei noch, dass Lehrer Zazzi mir ein Schulzeugnis ausstellte, das wohl das schlechteste war, was ich je bekommen habe.

Wie ich bereits andeutete, kam ich 1943 in das KLV-Lager Vor-Seebach bei Bad Rippoldsau im Schwarzwald, ein Jahr später in das KLV-Lager Luginland auf dem Schauinsland bei Freiburg im Breisgau, wo ich bis Ende September 1944 blieb.

Die Lagerzeit, so hart sie oft war, hat mir nicht nur Sicherheit vor feindlichen Flugzeugen geboten, sondern auch viel Erlebnisfreude gebracht. Sie war darüber hinaus für meine geistige und körperliche Entwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Lagerleiter Heinrich Westermann (Hagen?), Theodor Zazzi (Witten) und Herr Feiler taten ihr Bestes, um unseren Aufenthalt so zu gestalten, dass er uns nachhaltig in guter Erinnerung blieb. Das gleiche lässt sich von unserem Lagerlehrer Wygold (Bochum?) sagen. Ärger gab es aber immer wieder mit einzelnen Lagermannschaftsführern. Das waren etwa 18jährige Hitlerjugendführer, die für ihre Aufgabe eigentlich zu jung und unreif waren und gern ihre Macht missbrauchten. Wir hatten aber auch einmal einen etwas älteren Lagermannschaftsführer Rahn, mit hervorragenden Führeigenschaften. In der Regel blieben die Lagermannschaftsführer bei uns nur eine kurze Zeit und wurden dann zur Wehrmacht eingezogen.

Das Lagerleben war ausgefüllt mit Schule, Sport, verschiedene Dienste, wie: Haus-, Hof- und Stubendiensten, Kleider- und Gesundheitsappellen, Exerzieren, Marschieren, Geländespielen, Lese-, Singe- wie auch Freizeitstunden.

Wir lagen mit sechs oder acht Jungen in einer Stube und hatten doppelstöckige Betten mit Strohsäcken. Es herrschte im Lager eine militärische Ordnung und eine Sauberkeit wie in einer Wehrmachtskaserne. Unsere Zimmerwände waren mit Postkarten beklebt, auf denen jeweils ein Ritterkreuzträger zu sehen war.

Es soll nie in der deutschen Geschichte so viel gesungen worden sein wie in den Jahren zwischen 1933 bis 1945. Dies geschah vor allem in den nationalsozialistischen Verbänden, im Reichsarbeitsdienst und in der Wehrmacht, wenn man von den Schulen einmal absieht. Auch wir haben während der KLV-Zeit sehr viele Lieder gelernt und viel gesungen, Volks-, Wander-, Vaterlands- und Marschlieder. Allerdings wurden von uns fast alle Lieder schon bald auf den Marschschritt „getaktet“. Nicht selten war das eine Vergewaltigung der ursprünglichen Liedmelodie. Ich weiß noch, dass uns, als wir einmal durch Schapbach marschierten, ein Mann verärgert zurief: „Das ist doch kein Marschlied!“ (ich vermute heute, dass wir selbst den Schlusschor aus Beethovens 9. Sinfonie „umgetaktet“ hätten, wenn er uns damals bekannt gewesen wäre). Ich glaube nicht, dass es beabsichtigt war, uns durch das Singen tatsächlich zur Musik zu führen. Wir wurden in keiner Weise musiktheoretisch unterrichtet. Ich kann mich nicht erinnern, dass von der Lagermannschaft auch nur einer Noten zu lesen in der Lage war oder gar ein Musikinstrument spielte.

Das, was ich hier sagte, bezieht sich in gleicher Weise auf meine Hitlerjugend-Einheit. Wir konnten ganze Liederbücher auswendig „rauf und runter“ singen, aber unser Tun diente leider in der Hauptsache der Pflege des Gemeinschaftsgefühls, des Gemeinschaftsgedankens und des Heimatgefühls, dass hier manchmal auch politisch missbraucht wurde. Dennoch war es mir später möglich, mehrere Stunden lang ein Lied nach dem anderen zu meiner eigenen Freude zu singen. Lieder, die während des Krieges entstanden und die damals wohl jeder kannte, waren die Herms Niel Lieder: „Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein“, „Liebchen ade!“ und „Liebling, wenn ich traurig bin“, sowie das Lied des Soldatensenders Belgrad: „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor“ und ferner: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, nach jedem Oktober folgt wieder ein Mai“. Gerne sang ich in der Hitlerjugend, im KLV-Lager und noch nach dem Krieg das Lied von Hans Baumann: „Nun laßt die Fahnen fliegen in das große Morgenrot, das uns zu neuen Siegen leuchtet, oder brennt zum Tod. Denn: mögen wir auch fallen – wie ein Dom steht unser Staat. Ein Volk hat hundert Ernten und geht hundertmal zur Saat“.

Einmal während unseres Aufenthalts in Vor-Seebach, es müsste demzufolge im Jahre 1943 gewesen sein, kam ein Propaganda-Redner ins Lager, der die Visionen vieler Nationalsozialisten für die Zeit nach dem siegreichen Kriegsende vor uns ausbreitete. Er sprach ausführlich über die Planungen die sich mit der Ansiedlung deutscher „Wehrbauern“ im „Gouvernement Ukraine“ befassten. Deutsche Wehrdörfer sollten dort entstehen, in denen die einheimische Bevölkerung als Knechte zu arbeiten

hätte. Wir KLV-ler sollten uns mit diesen Gedanken schon jetzt vertraut machen und uns auf diese Zeit innerlich und geistig vorbereiten. Mich und viele Kameraden hat dieser Vortrag beeindruckt; wir konnten uns recht gut vorstellen, wie wir als Kolonisten, Pioniere und Herrenmenschen vor unseren ukrainischen Arbeitern stehen würden.

Über die moralische Seite solcher Vorstellungen und Pläne, die der völkischen Idee geradezu ins Gesicht schlug, haben wir uns damals seltsamerweise keine Gedanken gemacht. Sehr viele Jahre später erfuhr ich, vom Kampf der „Gemäßigten“, (Alfred Rosenberg, von Ribbentrop, Zeitler und Goebbels), im Jahre 1943, gegen die „Radikalen“, (Gauleiter Koch, Himmler und Hitler) und deren Art von „Ostpolitik“. Ich erfuhr weiter, dass Adolf Hitler bereits am 21. Dezember 1922 in einem Vortrag erklärt hatte, dass seines Erachtens „die Zertrümmerung des Russenreiches und die Aufteilung des Grundes und Bodens in Rußland ... eine wichtige Aufgabe sei, der dann von deutschen Siedlern besiedelt und von deutscher Kraft bewirtschaftet würde“ (Irving, Führer u. Reichskanzler, S. 802). Unser Lagerleiter lehnte übrigens jede Diskussion mit uns über das Vortragsthema ab. Mit Sicherheit missbilligte er die Ausführungen des Redners.

Ins Lager Luginsland auf dem Schauinsland bei Freiburg kamen wir Ende April 1944. Es lag unmittelbar am Waldrand in einer wunderschönen Landschaft, die wir Kinder auch als solche empfanden. Lästig wurden nur die amerikanischen Jabos [Jagdbomber], die von morgens bis abends in ihren Vierer-Staffeln über uns dahin brausten, die Bauernhöfe rings um Freiburg in Brand schossen oder Lastkraftwagen und Straßenbahnen in der Stadt, wie auch die Seilbahn vom Schauinsland nach Günterstal, unter Feuer nahmen. Wenn wir uns alleine oder in Gruppen in der freien Natur bewegten suchten unsere Augen ständig den Luftraum ab und horchten gespannt auf jedes Flugzeuggeräusch. Besonders wenn wir marschierten, hielten wir die Jabos unentwegt im Auge. Sie schossen einfach auf alles, was sich am Boden bewegte, auf Fußgänger, Fuhrwerke, Bauern, die auf dem Feld arbeiteten, Rad-, Bahn- oder Autofahrer; sie scheuten es nicht, Kranken- oder Sanitätsautos mit dem aufgemalten roten Kreuz zu beharken, oder auch Vieh auf dem Feld. Ich denke, so wie der Vater oder Großvater des amerikanischen Fliegers im 19. Jahrhundert in den USA Indianer oder Büffel abgeknallt hatte, so knallte der Enkel jetzt in Deutschland auf alles was sich unter ihm bewegte. Mehrere Male wurde unsere Marschkolonnie von ihnen entdeckt, und als die Maschinen heulend auf uns zustießen, stoben wir rechts und links der Straße in die Büsche oder in das Unterholz, so dass nie etwas Schlimmes passierte.

Einmal waren wir Lagerjungen bei einer Straßensammlung für das Winterhilfswerk eingesetzt und gerieten dabei an ein Ehepaar, das sich eingehend über unser Lager und unsere Stimmung erkundigte, als es aber spenden sollte, sich sehr offen und brutal regierungsfeindlich äußerte. Während nun zwei Jungen das Paar auf Schritt und Tritt verfolgte, lief ein dritter ins Lager, um den Lagerleiter Feiler zu veranlassen, die Polizei zu verständigen. Wir Jungen waren davon überzeugt, dass es sich bei dem Paar um feindliche Spione handele. Wir Jungen hatten damals noch nicht begriffen, dass der Nationalsozialismus Volk und Staat mit der Partei gleichsetzte, „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“, er ist „Staatsfeind und Volksschädling“. So verstanden wir auch nicht, dass der Lagerleiter „seinen Hintern nicht hoch bekam“, etwas gegen die „Feind-Spione“ zu unternehmen. Zweifel an seiner Loyalität zum nationalsozialistischen Staat kamen bei uns auf, obwohl er Mitglied der SS war. Letzteres wussten wir, weil er uns am 20. Juli 1944 das Attentat auf Adolf Hitler in SS-Uniform verkündet hatte (es war das erste und letzte Mal, dass er uns so gekleidet gegenübergetreten ist).

Unsere Mannschaft wurde Ende August oder Anfang September 1944 durch 25 Jungen verstärkt, die aus einem KLV-Lager aus dem Elsaß kamen, dort von den Alliierten eingeschlossen, jedoch von einer SS-Einheit befreit worden waren. Diese Jungen brachten durch die Schilderungen ihrer persönlichen Erlebnisse eine große Unruhe ins Lager, zumal wir Nacht für Nacht die Mündungsfeuer der Artillerie am Horizont sahen und bald auch aus dieser Richtung ein leises Donnern vernahmen. Täglich flüchteten einige unserer „Elsässer“ und steckten uns mit ihren Gedankengängen an. Die Sorge, unsere Eltern nicht mehr wiederzusehen, verstärkte sich in dieser Zeit. Da für mich persönlich beste Flucht Voraussetzungen bestanden und ich eine behördliche Reiseerlaubnis hatte, aus einem Grund, den ich nicht mehr anzugeben vermag, begab ich mich Ende September 1944 auf die Flucht und kam, bedingt durch die ständigen Angriffe der feindlichen Luftwaffe, erst zwei Tage später bei meinen Eltern in Hagen an. Erwähnen möchte ich, dass der überfüllte Zug in dem ich mich befand in Essen von vier Jabos mit Bordwaffen beschossen wurde. Zum Glück hatten wir am Zugende einen Waggon mit 2-cm Vierlingsflak 38, die wegen ihres Streuereuers bei den angreifenden Jagdbombern allgemein gefürchtet war. Auch in unserem Fall hielt uns der Vierling die Feindmaschinen nach ihrem ersten Versuch vom Leib. Als der Zug allerdings in die Dortmunder Bahnhofshalle einfuhr und die Flak nicht mehr schießen konnte, feuerten sie ihre Ladungen in den Bahnhof hinein.

Wieder zuhause.

Dass meine Rückkehr nach Hagen keiner besonderen Weisheit entsprang, beweist die Tatsache, dass sowohl mein Lagerkamerad und Freund Ernst Berger, wie auch die Lagerfreundin meiner Schwester, Margot Janello, die wie ich vorzeitig ihren sicheren Aufenthaltsort verlassen hatten, in Hagen bei alliierten Terrorangriffen ums Leben kamen.

Selbstverständlich musste ich in Hagen wieder in die Schule gehen. Ich stellte dabei fest, dass sich inzwischen einiges geändert hatte. Manche Unterrichtsstunde verbrachten wir nun im schuleigenen Luftschuttkeller.

Die feindlichen Bomberverbände erschienen oft in mehreren „Wellen“ mit insgesamt meist zwischen 100 und 250 Maschinen. Jedes dieser Flugzeuge löste hinter sich einen Condensstreifen aus, der dann breiter und breiter wurde und schließlich auch den vorher wolkenlosen Himmel in einen völlig bewölkten verwandelte.

Beim Anflug der Bomberströme starteten wir angstvoll zum Himmel und hofften, dass unsere Stadt nicht ihr Abwurfziel würde. Wenn dann die erste „Welle“ vorübergezogen war, dann wussten wir: „heute nicht – diesmal trifft es eine andere Stadt“. Dann atmeten wir auf, verfolgten die Feindflugzeuge mit unseren Blicken, bis die letzte Maschine verschwunden war, oder bis das Motorengebrumm aus den Wolken nicht mehr hörbar war. Danach eilten wir an das Rundfunkgerät, um die „Luftlagemeldungen“ abzuhören. Von ihnen erfuhren wir im Normalfall Weiteres, z.B.: Achtung, Achtung! ... feindliche Bomberverbände im Anflug auf Wir warnen die Bevölkerung von ...“. Etwa 1 Stunde später kam dann manchmal die Durchsage: „... hat eine Sirenenstörung. ... hat Entwarnung“.

Wir liebten sie nicht, die wolkenlosen Tage oder die sternhellen Nächte. Das war das ideale Fliegerwetter für die Bombergeschwader – Bombenwetter. Die Jagdbomber (Jabos) ließen sich allerdings auch nicht von Wolken abhalten. In diesen letzten Monaten des Jahres 1944 mussten wir tagsüber ständig mit Feindflugzeugen rechnen. Sie behinderten das öffentliche Leben. Wir Jungen entdeckten die nichtexplodierten Brandbomben als Spielzeug, wenn auch als lebensgefährliches. Wir unterschieden streng zwischen einfachen Stabbrandbomben und Phosphorbomben. An die letzteren trauten wir uns nur im respektvollen Abstand heran. Aber die einfachen Stabbrandbomben sammelten wir ein, um damit unseren Unsinn zu machen und sie zur Explosion zu bringen. Einer meiner Spielkameraden kam auf die Idee, einen Brandbomben-Blindgänger in den Küchenherd zu werfen. Das Ergebnis war, dass ihm die Herdplatte um die Ohren flog. Einen anderen Jungen lernte ich kennen, der mit drei anderen Spielkameraden versucht hatte, eine Brandbombe auseinanderzunehmen. Bei ihrer Explosion riss sie ihm einen Arm bis zum Gelenk ab und tötete seine drei Kameraden.

Zu einem besonders schrecklichen Erlebnis in dieser Zeit gehörte ein Luftangriff am Sonnabend, dem 2. Dezember 1944, auf unserem Stadtteil Eckesey. Es war ein Nachtangriff – die Briten kamen am Tage, die Amis in der Nacht, das war die Regel. Die Briten hatten schon kurz vorher Eckesey bombardiert. Dazu erinnere ich mich, dass einige Kinder der Familie Henkel, die auf unserer Etage wohnten, (auch sie waren aus dem KLV-Lager zurückgekommen), auf dem großen Gartengelände schräg gegenüber unserem Hause gespielt hatten, als plötzlich die Flugzeuge über ihnen auftauchten und ihre Bomben fallen ließen. Mehrere explodierten in ihrer unmittelbaren Nähe. Das Gartenhaus der Familie Henkel wurde vom Luftdruck hinweggefegt, aber die Kinder, die sich rechtzeitig platt auf den Boden geworfen hatten, blieben wie ein Wunder unverletzt.

Aber nun zurück zum Angriff am 2. Dezember 1944. Die Bewohner hatten sich in den Haus-Luftschuttkeller geflüchtet. Alle waren mucksmäuschenstill, zumindest ich hatte meine Arme über dem Kopf verschränkt. Wir lauschten mit größter Nervenanspannung auf die Bombeneinschläge. Manche Bombe schlug unserem Gefühl nach in unmittelbarer Nähe des Hauses ein, manche weiter weg. Pötzlich wurde es stockdunkel im Keller. Eine Bombe hatte wohl auf der Straße die Stromversorgung unterbrochen. Danach jedoch nahm glücklicherweise die Zahl der Einschläge ab und endlich war wieder Ruhe. Ungefähr 20 Minuten hatte der Luftangriff gedauert. Im Keller wurden die Karbid-Lampen angezündet und wir warteten auf das Sirenengeheul, das die Entwarnung verkünden sollte aber nicht kam, wegen einer „Sirenenstörung“.

Unser Haus war beschädigt, keine Pfanne mehr auf dem Dach, keine Scheibe mehr in den Fenstern und an der Hausseite klaffte ein großes Loch. In der Eckeseyer Straße war manches Haus zerstört, das Straßenbahndepot wurde in den nächsten Tagen zur Sammelstelle für die Toten und für die Leichenteile, die in Badewannen und dergleichen Behältern eingesammelt worden waren.

In Eckesey war auch ein Lager mit kriegsgefangenen Badoglio-Italienern getroffen worden. Ich sah, wie man die Toten in eine nahe Turnhalle schaffte und sie dort nebeneinander ablegte. Ich schätzte

ihre Zahl auf etwa 70. Die meisten Toten waren verbrannt. Es gab aber auch viele Verstümmelte darunter. Einem Italiener war beispielsweise der Kopf vom Rumpf getrennt worden, einem anderen hingen die Eingeweide aus dem Körper (weilers hierzu siehe in Band II, unter Ahn 3).

Nach dem schweren Luftangriff und der Beschädigung unserer Wohnung in der Eckeseyer Straße am 2. Dezember 1944, fuhr meine Mutter mit mir und meinen Geschwistern Gisela, Annelore und Horst-Lothar am Mittwoch, dem 6. Dezember, nach Helmstadt bei Würzburg, wo wir am Freitag, dem 8. Dezember, ankamen. Über die Hintergründe und Umstände werde ich in der Biografie meiner Mutter Katharina Schmitz (Ahn Nr. 3) berichten.

Helmstadt in Mainfranken.

In Helmstadt stand ich wieder, wie schon einmal in Niederhausen, an der Straße und wartete darauf, dass sich jemand für mich als Arbeitskraft interessiert. Mit mir standen hier, wie ich bereits erwähnte, meine Mutter und noch drei Geschwister.

Es war ein kalter und unfreundlicher Tag. Wir waren am Vormittag im Dorf angekommen, und mit der Hilfe meiner Tante Käthe, die schon länger in Helmstadt lebte, fand sich bald der Bauer Georg Roos, der mich abholte und bei dem ich Unterkunft erhielt. Meine Schwester Gisela und meine Mutter mit unseren jüngsten Geschwistern kam schließlich ebenfalls bei Bauernfamilien unter. Ich arbeitete in Helmstadt für die nächste Zeit als „landwirtschaftlicher Arbeiter“ im Stall und auf dem Feld, hatte ein eigenes Zimmer und - was damals sehr wichtig war - ausreichend zu essen. (Ich werde auf die Ankunft in Helmstadt ausführlicher in der Biografie meiner Mutter (Ahn Nr. 3) zurück kommen).

Das letzte Kriegs-Halbjahr.

Das Weihnachtsfest 1944 erlebte ich in Helmstadt im Schatten des Grauens. Es war das bescheidenste in meinem bisherigen Leben. Ich meine, dass es nur für mich ein Geschenk gegeben hat, eine Hermann-Göring-Biographie. Aber die zum Leben überflüssigen Dinge hatten an Wichtigkeit ohnehin stark eingebüßt. Wir waren nur von dem einen gemeinsamen Wunsch beherrscht, dass der furchtbare Krieg endlich zu Ende gehen möge. Die Aussichten schienen uns jedoch nicht sehr günstig. Im Gegenteil, die militärische Lage des Reiches erfüllten mich, wie auch meine Mutter, mit großem Kummer. Die Ardennenoffensive kam Ende Dezember 1944 vollends zum Stehen. Sie hatte uns noch einmal mit Hoffnung erfüllt, wir hatten geglaubt, sie könne Deutschland das Kriegsglück wieder zurückbringen. Doch schlimmer als im Westen sah es im Osten aus, wo die Sowjets immer tiefer nach Ostpreußen und in den Warthegau einbrachen. Wie in allen Gemeinwesen, in welche keine vollkommene Freiheit öffentlichen Meinungs austauschs gewährt wird, gab es im Dorf eine manchmal unbegreifliche und rasch wirkende Art gerüchteweiser Verständigung. Meine Stimmung, ein Gemisch aus Niedergeschlagenheit und blindem Trotz, Hoffnung und Ungeduld, ist sicher schwer zu beschreiben und für heutige Leser, die die damalige Zeit nicht selbst erlebt haben, wahrscheinlich nicht mehr nachvollziehbar. War wirklich alles umsonst gewesen? Die Millionen Opfer an der Front und die beispiellosen Kraftanstrengungen und Verluste in der Heimat? Was würde bei einer Niederlage unser Schicksal sein? Hörten wir doch täglich von den ungeheueren Gräueln der „bolschewistischen Untermenschen“ in den von ihnen eroberten deutschen Dörfern und Städten. Die offiziellen Tagesberichte der Medien und die vielen Gerüchte prägten so unser Bild von den Sowjets. Offiziell oder inoffiziell – ich weiß es nicht mehr – war auch von Massendeportationen in den vom Feind eroberten ostdeutschen Gebieten die Rede. Aber wir, meine Mutter und ich, hatten auch zu den westlichen Feinden kein Vertrauen. Meine Seelenlage lässt sich im nachhinein nicht mehr überzeugend begründen, auch kann es nicht im Plan dieses Berichts liegen, jeder einzelnen Gefühlsregung nachzugehen; der aufmerksame Leser meiner Geschichtstabellen im Anhang mag aber einiges von meinen Nöten und Sorgen ahnen.

Ich werde nie vergessen, dass in dieser für uns so außerordentlich schrecklichen Zeit der Großdeutsche Rundfunk durch seine Sendungen die seelischen Spannungen durch Sendungen der verschiedensten Art und darunter auch Musiksendungen auf die Spitze trieb. Eines der Wunschkonzerte reihte so beispielsweise, während um uns herum unsere Welt unterging, ein Heimatlied an das andere, und als dann „Heimat deine Sterne, sie strahlen mir auch an fernen Ort ...“ erklang, brach meine Mutter in Tränen aus (Melodie: Werner Bochmann, Text Ernst Knauf, gesungen von Wilhelm Strienz, Opersänger. Wir wussten damals nicht, dass Ernst Knauf zu dieser Zeit vor dem Volksgerichtshof stand und dann wegen Wehrkraftzersetzung hingerichtet wurde).

Das erneute Vordringen der Amerikaner und Briten im Westen bewirkte, dass mein Vater von Hagen aus, wo er immer noch wohnte und arbeitete, mit 600 Russen und Russinnen zum Schanzens in die Eifel musste. Ihre Bemühungen fanden jedoch ein vorzeitiges Ende, als die Angloamerikaner am 28. Februar 1945 zum Sturm auf den Rhein ansetzten und dabei die deutschen Verteidigungslinien in der Eifel durchbrachen (Näheres hierüber im Kapitel Nr. 3, Bd. II).

Am 28. Februar 1945 hörten wir, meine Mutter, Schwester und ich, in unserem Helmstädter Domizil aus dem Radio von dem schweren Luftangriff auf Hagen; dass dabei auch unsere Wohnung eingeäschert worden war, erfuhren wir an meinem Geburtstag, am 11. März 1945, durch meinen Vater. Er hatte nach seiner Rückkehr vom Schanzens in der Eifel unsere zerstörte Wohnung in Hagen vorgefunden und daraufhin vom Betrieb und der Parteileitung (Partei und Kommunalverwaltung war fast ein und dasselbe) 8 Tage „Bombenurlaub“ bekommen. Am Tage nach seiner Ankunft in Helmstadt hätte er wieder zurück gemußt. Durch das Vorrücken der Amerikaner kam dann aber alles anders; ich werde in der Biographie meiner Mutter (Katharina Schmitz, Ahnin Nr. 3, Bd. II) hierauf näher eingehen.

Gründonnerstag fiel im Jahre 1945 auf den 29. März. Es mochte zwei Uhr nachts sein, als ich vom Lärm auf der Straße geweckt wurde. Stimmen, Kommandos, brüllende Kühe, polternde Karrenräder. Bauer Roos, bei dem ich wohnte, hörte ich über den Flur tapsen, und von ferne drang das Rollen der Artillerieabschüsse und Einschläge an mein Ohr. Ich stand auf, kleidete mich an und ging auf die Straße. Einheiten des Volkssturms waren dabei, aus Fuhrwerken und landwirtschaftlichen Geräten Panzersperren zu bauen. Überall auf der Dorfstraße wurde geschanzt. In einem fertigen Deckungsloch stand ein Soldat mit der Panzerfaust in der Hand. Ich fragte entsetzt, was das alles zu bedeuten habe und bekam zur Antwort, dass die Amerikaner am Morgen zu erwarten seien. Der Feind stand mithin schon tief in Franken. War der Krieg noch zu gewinnen? Ich hoffte, wie so viele andere auch, auf die von der Regierung angekündigten „Wunderwaffen“. Spätestens jetzt müssten sie doch kommen! In dieser Nacht machte ich kein Auge mehr zu. Der folgende Morgen verlief ruhiger. Das Militär war abgerückt, das Artilleriefeuer hatte etwas nachgelassen, nur eine große Anzahl feindlicher Flugzeuge sah man am Himmel. Würzburg wurde fast pausenlos bombardiert oder beschossen. Ein Jabo warf im Tiefflug eine Bombe etwa hundert Meter vor unserem Ortsausgang auf eine Wiese neben der Straße; sie kreperte jedoch nicht. Es war entweder ein sogenannter „Blindgänger“ oder ein „Zeitzünder“. Als ich eine Stunde später dort vorbeikam, sah ich einen Bauernjungen im Bombentrichter stehen und mit einer Holzstange nach der Bombe bohren und stoßen. Zwei weitere Burschen standen spannungsgeladen dabei. Meine Haare sträubten sich. Ich blieb wie vom Schlag gerührt stehen und machte die Drei auf ihr wahnsinniges Verhalten aufmerksam. Die aber lachten mich aus und gaben zur Antwort: „Die Bombe kann doch nicht explodieren, da liegt doch Dreck drauf“. Ich lief zu einem Bauern und meldete ihm meine Beobachtung. Der ging hin und trieb die Burschen mit ein Paar Mauschellen davon.

Am Nachmittag dieses Karfreitags zogen in regellosen Haufen Tausende deutscher Landser durch das Dorf in Richtung Osten. Die meisten von ihnen waren unbewaffnet oder nur leicht bewaffnet. Vergeblich versuchte ein Unteroffizier einen Geländestreifen mit Landsern zu besetzen. Wenn er am rechten Flügel zehn Panzerdeckungslöcher mit Volkssturmmännern besetzt hatte, waren die Soldaten am linken Flügel schon wieder getürmt; die Auflösungserscheinungen der Wehrmacht ließen sich nicht mehr übersehen. Der Helmstädter Volkssturm war inzwischen ebenfalls zum Panzersperrenbau einberufen. Mein Vater, in der hiesigen Erfassungsstelle zwar nicht registriert, weil er nur ein „Besucher“ Helmstadts war, meldete sich freiwillig; auch ich ging mit. Wir hoben zusätzliche Panzerdeckungslöcher aus. Andere Männer bauten Panzersperren.

Gegen Abend riss der Zug der grauen Haufen ab. Wir hörten, dass der Feind das Nachbardorf genommen hatte. Die Nacht erwies sich wieder sehr unruhig. In Würzburg und Wertheim flogen die Mainbrücken in die Luft.

Wir erfuhren, dass wir mit vier anderen Dörfern, darunter Waldbüttelbrunn, vom Feind eingeschlossen waren, „im Kessel lagen“. In Waldbüttelbrunn wurde der Angriff des Feindes durch den Abschuss eines halben Dutzends Panzer abgeschlagen. Daraufhin schossen die amerikanischen Jagdbomber das Dorf in Brand. In Helmstadt besorgten sich viele deutsche Soldaten Zivilkleider und desertierten. Überall in den Dorfgärten konnte man beobachten, wie ängstliche Männer und Frauen Kisten mit Lebensmitteln vergruben. Für alle Fälle! Das Aufblitzen und Donnern der Artillerie- und Panzergeschütze ließ uns in der Nacht zum Samstag wieder kein Auge zutun. Am Karsamstag-Nachmittag ließ dann das Artilleriefeuer stark nach. Man hörte nur noch sehr häufig das Heulen der zum Sturzflug ansetzenden Jabos und ab und zu das Aufbellern der Panzerkanonen. Am Abend traf

eine Gruppe SS-Männer im Dorf ein und verhaftete eine Anzahl Bauern (9?), die die Panzersperren von der Straße geräumt hatten, um dem Feind keinen Anlass zu bieten, das Dorf zu beschießen. Für den nächsten Morgen war geplant, die Verhafteten auf einem Hügel am Dorfrand aufzuhängen. Es sollte jedoch nicht mehr dazu kommen. Obwohl die Nacht zum Ostersonntag verhältnismäßig ruhig blieb, saßen wir in Angst und Aufregung bis nach Mitternacht mit unseren Vermietern in „Tildes guter Stube“. Völlig angekleidet schliefen wir gegen Morgen total übermüdet ein. Als meine Mutter gegen sieben Uhr vor das Hoftor trat, stand da zu ihrem Entsetzen ein Amerikaner. Die deutsche Besatzung hatte sich also nicht verteidigt, sondern die Waffen gestreckt. Es sollen ungefähr 300 Gefangene in Helmstadt gemacht worden sein. Ich sah an mehreren Stellen, dass die Amerikaner ihnen die Armbanduhren abnahmen und ihnen Briefe und Fotos aus den Taschen zogen und zerrissen. Die alliierten Soldaten bestanden wohl vorwiegend aus Kanadiern. Die Dorfbesetzung in dieser Osternacht rettete den verhafteten Bauern übrigens das Leben (Dieser Bericht beruht auf Aufzeichnungen aus dem Jahre 1954).

Am Dienstag, dem 1. Mai 1945, erfuhren wir aus dem Radio, dass „unser Führer Adolf Hitler heute Nachmittag in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen“ sei. Es war eine ganz schlimme Nachricht für uns. Eine unserer Nachbarinnen, eine alte Bäuerin in der Helmstädter Schräggasse, brach in Tränen aus. An der Richtigkeit der Nachricht zweifelten wir nicht. Hätte man uns aber damals der Wahrheit gemäß verkündet, dass Adolf Hitler sich in seinem Bunker erschossen hat, dann wäre womöglich die Frage aufgetaucht, ob dies keine Feindpropaganda sei; jedenfalls wäre eine solche Todesart für uns undenkbar gewesen; unser Führer, der von seinen Soldaten in Stalingrad, in Ostpreußen, an der Oder und anderswo den Kampf bis zur letzten Patrone befohlen hatte - - Selbstmord? - - Nein!

(Dieser Text nach Aufzeichnungen von mir aus der Zeit um 1959). Heute, wo ich natürlich und aus Gründen, die nicht erklärt werden müssen, viel mehr weiß als zum Zeitpunkt des Ereignisses, sehe ich Dinge anders. Es ist inzwischen bekannt, dass Adolf Hitler in seinen letzten Tagen ein körperliches Wrack gewesen ist, unfähig mit der Waffe zu kämpfen. Er selbst war klug genug dies zu erkennen. Hitler konnte sich gewiß auch ausmalen, was zu erwarten wäre, wenn er versehrt oder unversehrt, lebendig oder tot in die Hände seiner Feinde fiel. Spekulationen – zugegeben! Aber ich persönlich stelle mir die Möglichkeit vor, dass der Kämpfer Adolf Hitler sehr bald von Sowjetsoldaten getötet oder verwundet worden wäre. Wahrscheinlich oder doch möglicherweise hätte man den Führer der Deutschen und des Großdeutschen Reiches als Trophäe ausgestellt und anschließend an einen Panzer gebunden durch die Straßen der Hauptstadt geschleift (so wie man es am 8., 9. und 10. Mai 1945 in Prag mit deutschen Zivilisten und Wehrmachtsangehörigen gemacht hat). Ich kann mir vorstellen, wie die Humanisten, Gutmenschen und Kreuzzügler dabei gejoht hätten und wie viele hundert Kameras das Ende der Jagdscene für die Nachwelt festgehalten hätten. Nicht die pathetisch nachgestellte Flaggenhissung auf dem Brandenburger Tor oder die Erstürmung des Reichstages wäre das eindrucksvollste Fotodokument der alliierten Waffenbrüder geworden, sondern die Verstümmelung des Körpers von Adolf Hitler. Die Fotos von der Leichenschändung wären noch nach Jahrhunderten Symbol des Triumphes aller antifaschistischen Edelmenschen. Ich denke heute, dass die Todesart und die anschließende Verbrennung von Hitlers Leiche das Klügste war, was in der damaligen Situation geschehen konnte.

Kriegsende.

Am Dienstag, dem 8. Mai 1945, acht Tage nach dem Freitod Adolf Hitlers, kapitulierte die Wehrmacht. Der heiße Krieg war beendet. Sein Ausgang war für mich und für meine Eltern eine herbe Enttäuschung. Wir hatten, wie wohl die Mehrheit der Deutschen, noch bis in die letzten Kriegsmonate hinein, an den Endsieg geglaubt. Meine Mutter und ich hatten den Sinn für die Wirklichkeit verloren und jagten Wunschbildern nach, träumten von der großen militärischen Wende und vom endlichen Sieg Deutschlands. Ich hatte täglich zu Gott gebetet und ihn angefleht, uns Deutschen unser augenblickliches Unglück hinwegzunehmen und uns beizustehen. Was konnte ich sonst noch tun? Nichts! Mein Beitrag zur Katastrophe bestand im wesentlichen in einer regellosen Folge von innerem Aufschrei und Illusionszüchtung. Nun hofften wir in unserer Familie, dass sich die Amerikaner und Briten gegen die Sowjets wenden - und vor allem, dass die Amerikaner den auf den Konferenzen von Quebeck beschlossenen Morgenthauplan nicht durchführen würden, dessen Ziel es war, aus Deutschland einen Kartoffelacker zu machen und die Deutschen mittel- oder langfristig auszurotten (ich gehe in der Biografie meiner Mutter, AT Band II., AT-Nr. 3, auf das Thema noch einmal ein).

Mit der Kapitulation und dem Ende des Krieges platzte auch mein privater Wunsch, Berufssoldat zu werden. Aus meiner Sicht als Chronist urteile ich wohl richtig, wenn ich sage, dass langfristige persönliche Ziele aber nicht angepeilt wurden, dass wir eigentlich nur für den Tag lebten. Fast jeder

klammerte sich verzweifelt an die Gegenwart, und diese Gegenwart war für sie durchdrungen von Not, Niedergeschlagenheit und Entsetzen über das, was jeden Tag in den Zeitungen zu lesen war. Ja, das Tagesgeschehen wurde von den Anordnungen und der Willkür der Besatzungsmächte bestimmt und es geschah noch viel Schlimmes in dieser frühen Nachkriegszeit. Freilich, das Meiste erfuhren wir nicht oder teilweise erst Jahre später. Die Besatzer fütterten uns mit dem, was sie uns durch ihre Medien zugestanden. Dadurch aber, das die Fernstraßen so gefüllt waren von Menschen, gab es doch eine Menge Informationen und Gerüchte, die uns Angst machten oder bedrückten. Wir konnten denken, aussprechen durften wir es nur in vertrauten Gruppen und Kreisen. Die Deutschen waren die Sündenböcke, und sie sind es bis heute geblieben. Man erzog sie um. Sie hatten die Köpfe hängenzulassen, sich zu demütigen, sich selbst zu beschuldigen, auf ihr Land herabzusehen, sich ihres Deutschtums zu schämen. Aufrechnen war ihnen nicht erlaubt, das war nur der anderen Seite gestattet. Ein großer Teil der Deutschen klatschten bald nach 1945 den äußeren und inneren Feinden selbst dann Beifall, wenn diese die eigenen Volksgenossen mit Verbrechen belasteten, die sie nicht verursacht hatten (beispielsweise die Massenmorde von Katyn oder Jedwabne).

Zurück zu mir: Bis zu diesem Zeitpunkt habe ich eine große Zeit erlebt, die sich tief in Herz und Seele eingrub, und die Jahre bis 1945 haben mich wesentlich geprägt.

Helmstadt nach dem Krieg.

Meine Mutter und einige Geschwister hatten bei dem Ehepaar David und Thilde (Mechthild) Häfner in der Helmstädter Schräggasse gewohnt, und obwohl ich bei einem Bauern arbeitete und schlief, empfand ich dieses Zimmer auch als „meine Wohnung“. Sie lag in einer engen Straße, beiderseits lückenlos mit Häusern im fränkischen Bauernhausstil bebaut: Wohnhaus und dahinterliegende Scheune in Lehmfachwerk, der Hof durch ein Tor zur Straße hin abgeschlossen.

Thilde litt unter religiösem Wahn. Während wir Kinder nicht genügend traurig sein konnten über den Karfreitagstod am Kreuzesbalken kam sie nicht selten hysterisch heulend aus der Kirche und erzählte uns zum X-ten Male, wie sehr Jesus für uns Sünder gelitten habe. Der Aberglaube trieb übrigens im ganzen Dorf seltsamste Blüten und wurde vom Pfarrer Drenkhardt sehr begünstigt, ja gefördert. Fast in jeder seiner rührenden und Himmel und Hölle beschwörenden Predigten wusste er erstaunliche und wundersame „Dönekes“ (Anekdoten) zu erzählen. Thilde schickte meiner Mutter noch im Jahre 1960 einen Brief mit einer „gesegneten Rose“, die ihr Glück und Gesundheit bringen sollte.

In unserem sozialen Elend und in der Dunkelheit der Zeit zeigte sich ein Licht, als wir bald nach dem Kriegsende in einer Ziegelei, 20 Minuten vom Dorf entfernt, eine Vierzimmerwohnung bekamen. Wer die Wohnverhältnisse der damaligen Zeit kennen gelernt hat, weiss, dass dies für unsere Familie ein überaus großer Glücksfall war. Ich denke, dass damit für unsere Familie einsetzte, was wir später die „Wiederaufbaujahre“ genannt haben.

Ich erinnere mich an ein Erlebnis ganz anderer Art: Im Juni 1945, die Sonne lachte vom Himmel, aber es wehte ein kräftiger Wind, befand ich mich auf dem Weg vom Dorf in eben diese unsere Wohnung „in der Fabrik“. Hinter den letzten Häusern des Ortes drehte ich mich noch einmal um. Da sah ich mit Entsetzen, dass riesige schwarze Rauchwolken aus einer Häuserreihe emporstiegen. Ich tippte gleich auf die Schräggasse und rannte den Weg zurück, in der Hoffnung helfen zu können. Wenige Minuten später stand ich am Brandort. Meine Vermutung hatte sich bestätigt, er lag tatsächlich in der Schräggasse. Die zweite Scheune unterhalb des häfnerschen Anwesens, in dem wir gewohnt hatten, stand lichterloh in Flammen. Ich erkannte, dass sie rettungslos verloren war.

Aber auch die Scheune zwischen dem eigentlichen Brandort und Häfners hatte bereits Feuer gefangen. Das frische Heu bot ihm beste Nahrung, und es dauerte nicht lange, da schlugen auch dort die Flammen aus dem Dach. Inzwischen hatten Nachbarn und andere Dorfbewohner damit begonnen, aus Häfners Scheune Ackerwagen und Geräte in Sicherheit zu bringen. Der Hofraum wimmelte von Menschen; die verzweifelte Thilde in der Mitte jammerte unentwegt: „heiliger Gott mei, heiliger Gott mei, nun brennt mei schöne Scheuer halt auch aa“. Und dann sah ich das für mich Unglaubliche, man versuchte, die große Leiter, die von der Tenne ins Gebälk führte, wegzutragen. Mit dem Abbrennen der Scheune hatte man sich mithin bereits abgefunden. In meiner Empörung brüllte ich so laut es meine vierzehn Jahre erlaubten, „stellt ihr die Leiter wohl wieder an ihren Platz“. Die beiden Träger, ältere Männer, schauten sich irritiert an und antworteten, sie wollen die Leiter in Sicherheit bringen. Ich aber schrie zurück: „Die Scheune wird gesichert“. Den Herumstehenden befahl ich, eine Eimerkette zu bilden und Wasser heranzuschaffen. Erstaunlicherweise hörten die Leute auf mich, und während in der Nachbarschaft eilig Eimer beschafft wurden, stieg ich ins Gebälk. Dort brannten schon die Holzschindeln und das Heu an sieben, acht Stellen. Mit Lappen und einem Rock versuchte ich verzweifelt und wie ein Besessener, das Feuer zu löschen. Bei den Schindeln hatte ich damit Erfolg,

nicht aber im Heu, obwohl es zu meinem Glück sehr fest gelagert [getrampelt] war. Die Flammenherde wurden schnell größer. Da endlich erreichte mich der erste Eimer Wasser und dann einer nach dem anderen. - -

Nun gut, es gelang mir also buchstäblich in letzter Sekunde, das Feuer zu löschen. Es galt dann nur noch aufzupassen, dass die Funken aus der inzwischen niedergebrochenen Nachbarscheune bei uns nicht wieder Nahrung fanden. Als der Abend anbrach, hatte Helmstadt zwei Scheunen weniger, die häfnersche aber stand unversehrt.

Die Suche nach Irmgard.

Nachdem wir monatelang vergeblich auf ein Lebenszeichen von meiner Schwester Irmgard gehofft hatten, die wir nach der Auflösung ihres KLV-Lagers und sofern sie noch lebte, irgendwo in Süddeutschland vermuteten, trieb es meine Mutter, sich mit mir auf den Weg zu machen, die Verschollene zu suchen. Der Personenzugverkehr der Deutschen Reichsbahn funktionierte noch nicht wieder. So waren wir genötigt, Güterzüge zu benutzen. Manchmal hatten wir das Glück, einen geschlossenen Güterwagen zu erwischen, der keine Ladung hatte. Natürlich war er dann mit Reisenden dicht an dicht gefüllt. Manchmal blieb uns keine andere Wahl, als auf einen Kohlenwaggon zu steigen. Nach einiger Zeit waren wir dann äußerlich von einem Bergmann kaum noch zu unterscheiden; das Wetter war nämlich prächtig und das Ladegut sehr trocken. Über dem ganzen Zug zog während der Fahrt eine leichte Staubwolke hin.

Ich will das Ergebnis unserer Bemühungen schon verkünden: Wir haben Irmgard bei einem Bauern in Unterjoch gefunden und mit ihr die Heimreise angetreten. Näheres hierüber erzähle ich an anderer Stelle.

Auf dieser Reise nach Süddeutschland hatte ich ein Erlebnis besonderer Art: In einem geschlossenen Eisenbahnwaggon saßen viele Menschen, die kaum ein Wort sprachen. Jeder hing vermutlich seinen eigenen Gedanken nach und hatte voll mit sich selbst zu tun. In einer Ecke des Waggons saß, bisher unbeachtet, ein Mann mit einem roten Halstuch, das vorne von einem dreieckigen roten Dreieck und der Aufschrift „Buchenwald“ (oder „Dachau“?) zusammengehalten wurde. Er stand plötzlich auf, entblößte seine Brust und zeigte den verwunderten Mitreisenden die Narben auf seinem Oberkörper, wobei er bemerkte: „Das hat die SS mit brennenden Zigarettenstummeln gemacht“. Es herrschte einige Sekunden lang betretenes Schweigen, dann aber stand irgendwo ein anderer Mann auf, gab sich ebenfalls als ehemaliger KZ-Häftling des gleichen Lagers zu erkennen und sagte zu seinem Schicksalsgenossen: „Nun sei mal schön ruhig, das da auf deiner Brust hast du dir doch selbst mit einem Lötkolben beigebracht, als du dich bei der Arbeit ungeschickt angestellt hast“. Unser „Held“ hatte sofort alle Mitreisenden gegen sich, sie waren noch nicht radikal umerzogen, sie schämten sich noch nicht wegen der deutschen Geschichte, ihr nationales Selbstbewußtsein war noch nicht zerstört. Als der Zug nach diesem Zwischenfall kurz anhielt, sprang der „Held“ aus dem Waggon und stieg einige Wagen weiter wieder ein (verfasst nach Aufzeichnungen aus dem Jahr 1963).

Helmstadt 1946.

Das ganze Jahr 1945 über hatte ich bei dem Bauern Roos gearbeitet; 1946 aber ging ich als Hilfsarbeiter in die Ziegelei Wanderer, wo meine Familie inzwischen eine Werkswohnung gefunden hatte. Ich werde darüber noch etwas in der Lebensgeschichte meiner Eltern erzählen.

Im Herbst 1946 „gönnte“ ich mir eine Wallfahrt zum Käppele nach dem etwa 20 km entfernten Würzburg. Dies entsprang weniger meinem inneren Bedürfnis, als dem Wunsch nach einem arbeitsfreien Tag. Unsere Pilgergruppe bestand aus schätzungsweise 150 Personen, Frauen, Männer und viele Jugendliche. Die ganze Strecke legten wir unter abwechselndem Beten und Singen zurück. Nach stundenlangem Marsch erreichten wir dann die Stadt mit dem von Balthasar Neumann entworfenen Käppele. Auf einer gewaltigen himmelstrebenden Treppenanlage wurden wir Pilger auf den Nikolausberg hinaufgeführt, zur Gnaden- und Wallfahrtskapelle Maria Heimsuchung. Eine kleinere Gruppe alter Frauen rutschte auf ihren Knien Stufe für Stufe, Terrasse für Terrasse zum Käppele hinauf. Danach pilgerten wir alle gemeinsam zu einer durch Bomben stark beschädigten Wallfahrtskirche im Stadtzentrum. Während der Pfarrer predigte, verzehrten wir Jungen ungeniert unsere Butterbrote. Auf dem Rückweg hatten wir das Glück einen Traktor mit Anhänger zu erwischen, der zufällig auf der Fahrt nach Helmstadt war. Auf ihm beendeten wir Burschen dann unsere Wall- und Bußfahrt.

Ab Sommer bezogen wir regelmäßig die „Neue Zeitung“, Zeitung der amerikanischen Besatzungsmacht. Zuerst erschien das Blatt als Wochenzeitung, dann als Tageszeitung. Wir lasen es mit sehr gemischten Gefühlen; vieles empfanden wir als reine Deutschenhetze. Besonders abstoßend wirkte auf uns die „Kulturseite“ mit „moderner“ Kunst. Wir kannten diese Richtung nur unter der Bezeichnung „entartete Kunst“).

Da ich und meine Familie aus Hagen stammte, einem Gebiet, das nun zur britischen Besatzungszone gehörte, bekamen wir am 1. September 1946 die Aufforderung, das Land Bayern innerhalb von 10 Tagen zu verlassen. Die Aussiedlungsaktion war vorher in der „Neue Zeitung“ angekündigt worden. Über diese Ausweisung, die damit verbunden Abenteuer und unsere Ankunft in Hagen werde ich an anderer Stelle berichten (in der Biographie Katharina Schmitz, Ahnin Nr. 3).

Zurück in Hagen.

Über unsere Rückkehr nach Hagen, die tatsächlich erfolgte, möchte ich erwähnen, dass wir in Hagen-Kückelhausen zunächst in einem Büro der Tankstelle Wilhelm Tucht, in der Berliner Straße 21, gewohnt haben, später in Hagen-Ischeland, Am Hange 16. Wo immer wir gingen, mussten wir auf Ruinen sehen, in deren öden Fensterhöhlen das Grauen der vergangenen Jahre nistete.

Der Hunger in den Großstädten der Jahre nach dem Krieg zerstörte in vielen Fällen jede zwischenmenschliche Bindung. Eine trockene Schnitt Brot konnte schon der Anlass zu einem schrecklichen Verbrechen werden. Der Hunger war „Thema eins“, besonders bei Gesprächen außerhalb der Familie. Die Frage: „Wie geht es dir?“, wurde unter diesem Aspekt gestellt und beantwortet. Wenngleich meine Familie durch die Vorräte, die wir aus Bayern herausgeschafft hatten und unsere weiterbestehenden Verbindungen nach Helmstadt, vom Hunger nicht unmittelbar betroffen war, erfassten die allgemeinen Versorgungsprobleme bald auch unsere Familie.

Wir hatten alle unsere Not, die auf den Lebensmittelmarken zugeteilten Güter auch wirklich zu bekommen. Man musste schon seine Augen und Ohren aufsperrn, um zu erfahren, wo es gerade ein bestimmtes Versorgungsgut zu kaufen gab.

Beispielsweise gab es in der Regel an einem Tag in der Woche in einer Bäckerei im Hasperbach Brot zu kaufen. Natürlich konnte der Bäcker nur das verkaufen, was er aufgrund seiner Mehlzuteilung und seines Arbeitseinsatzes hergestellt hatte. Da dies auch jeder potentielle Käufer wusste, trafen sie schon um 5 Uhr oder um 6 Uhr morgens vor seinem Geschäft ein, wohl wissend auch, dass der Laden erst um 9 Uhr oder um 10 Uhr geöffnet wurde.

Diesen „Gewohnheiten“ hatte ich mich ebenfalls anzupassen. Ich lief mithin um 5 Uhr los, um eine oder eineinhalb Stunde später an der Bäckerei einzutreffen. Dort standen dann schon 100 oder 200 Menschen „Schlange“. Nicht selten warteten wir dann bis zu fünf oder sechs Stunden und waren zufrieden, wenn wir schließlich tatsächlich aus dem Vorrat des Bäckers noch ein Brot erhielten.

Nicht ungerne trieb ich mich auf dem „Schwarzen Markt“ am und im Hagener Hauptbahnhof herum. Die uralte Praxis der Märkte - der Tausch, kam hier wieder zu Ehren. Die Not setzte den Preis fest. Alle Schwarzhändler hatten Angst vor Polizeirazzien, die sich nach und nach recht häuften. Na ja, mir persönlich konnte dabei nicht viel passieren, denn ich besaß ohnehin nicht viel. Meine Taktik bestand darin, Zigaretten, deutsche, englische oder amerikanische, günstig einzukaufen und dann für eine oder zwei Mark teurer wieder zu veräußern. Hatte ich schließlich einen entsprechenden Gewinn in der Tasche, dann kaufte ich dafür ein Brot und ging zufrieden nach Hause.

Zu ungefähr dieser Zeit setzten auch für meine Familie die „Hamsterfahrten“ ein, die sich über die Jahre 1946/47 bis Mitte 1948 hinzogen [Ich war 1948 17 Jahre alt].

Wer etwas zu tauschen (zu „kompensieren“) hatte, versuchte, dies auf dem Land in Mehl, Fett oder Kartoffeln umzusetzen. Tagelange Fahrten in die Agrargebiete des nord- oder süddeutschen Raumes nahm man da in Kauf. Die Reisen erfolgten damals per Eisenbahn, und die Eisenbahnzüge waren stets überfüllt. Nicht nur, dass die Menschen in den Abteilen, Gängen und Toiletten dicht an dicht standen, sondern auch die Trittbretter der Waggons und die Dächer waren voll besetzt mit Menschen, selbst auf den Puffern saßen sie noch. Die Züge hatten meistens stundenlange Verspätungen, und wer sich nicht mit dem Ellbogen einen Platz erkämpfte, blieb auf dem Bahnsteig stehen und musste auf den nächsten Zug warten.

Ich habe diese „Hamsterfahrten“ oft mitgemacht. Sie waren jedes Mal ein Abenteuer und auch eine körperliche wie seelische Belastung. Besonders schlimm war für mich das Handeln, das vielfach zu einer Bettelei entartete. Ich persönlich hatte nur wenig Tauschmaterial und in der Regel für die Bauern Uninteressantes. Es half mir aber alles nichts, ich musste meinen Rucksack und meine Taschen gefüllt haben, um wieder nach Hause fahren zu können.

Die „Hamsterfahrten“ waren offiziell verboten. Aus diesem Grund führte die Militärpolizei der jeweiligen Besatzungsmacht, verstärkt durch deutsche Polizei, Razzien an der Zonengrenze und auf den Heimatbahnhöfen durch. Berüchtigt für diese Kontrollen war der Bahnhof Dillenburg an der britisch-amerikanischen Zonengrenze. Die Polizei plünderte die Hamsterer aus. Für sie war dann die Fahrt nicht nur vergebens gewesen, sie waren ja auch ihre Tauschgüter los.

Mit der Schilderung der Hamsterfahrten habe ich dem Zeitablauf etwas vorgegriffen und muss noch einmal in das Jahr 1945 zurückblenden.

Ich hatte schon meinen Kameraden Ernst Berger erwähnt. Ich meine heute, er wäre ein Jahr jünger gewesen als ich. Also, Ernst wurde im Sommer 1944 von seiner Mutter im KLV-Lager Luginsland abgeholt, um mit ihr wieder in Hagen zu leben. Mutter und Sohn wohnten in der Lukasstraße 3 auf dem Remberg. Der Ehemann und Vater war Soldat und in Rumänien vermisst. Obwohl ich mit Ernst sehr eng befreundet war, wir hatten sogar „Blutsbrüderschaft getrunken“, erhielt ich von ihm keine Post. Jetzt, wo ich wieder in Hagen wohnte, machte ich mich auf den Weg zum Remberg. Das Haus Lukasstraße 3 war völlig zerstört. Mit weißer Kreide hatten ehemalige Bewohner auf die Trümmer geschrieben: „..... lebt“ und „Fam. jetztStraße Nr.“. Über die Bergers fand sich keinen Hinweis. Ich wusste, dass die Großmutter meines Freundes in der Schabergstraße gewohnt hatte, und so machte ich mich auf den Weg dorthin, um zu erkunden, ob dieses Haus noch steht und die alte Dame den Krieg überlebt hatte. Diesbezüglich war mir das Glück hold; die Gesuchte lebte noch in der mir bekannten Wohnung und öffnete mir ihre Zimmertür. Ich stellte mich vor und fragte, wo ihr Enkel Heinz jetzt wohne. Die alte Frau brach sogleich in Tränen aus und erzählte mir, dass Heinz mit einem doppelten Schädelbruch und gebrochenen Armen und Beinen nach dem Luftangriff ins Krankenhaus eingeliefert worden sei. Dort hätte er nach drei Tagen, ohne das Bewusstsein zurückerlangt zu haben, sein junges Leben ausgehaucht; seine Mutter sei bei dem Angriff ebenfalls getötet worden.

Die Berufsfrage.

Nach der Ausweisung aus Mainfranken und der Rückkehr meiner Familie nach Hagen stellte sich für mich auch die Berufsfrage neu. Das Bedrückende für mich war, dass ich selbst keine klaren Vorstellungen über meinen zukünftigen Beruf hatte. Er sollte nur etwas mit Büchern zu tun haben. Meine Eltern kamen als Berufsberater kaum in Frage. Mein Vater hätte nichts gegen den Hammerschmied als Berufsziel gehabt, waren doch er selbst und sein Vater begeisterte und tüchtige Hammerschmiede. Meine Mutter riet hiervon ab, nicht zuletzt weil sie meinte, ich wäre körperlich dazu etwas zu schwach. Sie wünschte, ich würde Bäcker, wogegen ich auch nichts gehabt hätte. Leider fehlte jedoch ein Ausbildungsplatz. Auch eine von meiner Mutter vorgeschlagene Buchdruckerlehre kam nicht zustande, weil die Meinung von Bekannten ausschlaggebend wurde, die besagte, die Buchdruckerschwärze gehe „auf die Lunge“, was gerade für mich mit meinem chronischen Husten sehr schädlich sei.

Dankenswerterweise bot ein ehemaliger Freikorpskamerad meinem Vater eine Stelle in einem Stahlwerk in Nachrodt bei Altena an, und er versuchte, mich bei dieser Gelegenheit für den Beruf des Werkselektrikers in der gleichen Firma zu begeistern. Ich wäre schließlich nicht abgeneigt gewesen, sprach mit dem Personalchef und sah mir den Betrieb an. Aber alles scheiterte schließlich an der Wohnungsfrage, da sich die Betriebsleitung, außerstande sah, unserer großen Familie eine Unterkunft zur Verfügung zu stellen.

Als ich in Hagen das Arbeitsamt aufsuchte, kam ein Beamter auf den Flur und sagte, dass auf Anordnung der britischen Militärbehörden 15(?) Schuhmacher-Anlernlinge gefunden werden müssten, und er zählte kurzerhand in der Schlange der Wartenden die ersten 15 ab, bei denen auch ich mich befand. Er sagte sinngemäß, dass wir damit vermittelt seien. Mir sind die Reaktionen der anderen „Auserwählten“ entfallen, ich selbst aber meldete mich anderntags beim Schuhmacherei-Großbetrieb Gebrüder Vocke in Kückelhausen, schräg gegenüber unserer Notwohnung. Natürlich wurde ich sofort eingestellt.

Der Betrieb beschäftigte insgesamt etwa 20 Schuhmacher, Näherinnen und Hilfsarbeiter. Zwei gelernte Schuhmacher waren mit der Herstellung von Schuhen und Stiefeln beschäftigt. Die Auftraggeber hatten das Leder selbst zu stellen. Mehrere Kollegen fertigten Holzsandalen, wobei die Riemchen aus Spaltleder bestanden. Es wurde in unserem Betrieb sehr materialsparend ausgestanzt. Die meisten Beschäftigten waren mit der Schuhreparatur betraut. Die Arbeit war nach der Fließbandmethode organisiert: Bestückung der Regal-Wagen mit Schuhen und Laufzetteln, Entfernen der alten Absätze, Abreißen der alten Sohlen, Schleifen der Schuhunterteile, Ausschneiden, Aufnähen und Anbringen der Riester (Flicken), Aufnageln der neuen Absätze, Besohlen,

Meine Aufgabe bestand meistens darin, die alten Sohlen oder Absätze mit Hilfe einer Kneifzange abzureißen. Diese Arbeit erforderte ziemliche Sorgfalt und Vorsicht, denn das Schuhmaterial war so alt, brüchig, abgetragen und von den „Kuhnägeln“ so durchlöchert, dass beim Entfernen der Sohle nicht selten die Brandsohle teilweise oder ganz mit abgerissen wurde. Ein Paar Schuhe, das noch so gut erhalten war, dass es nach heutigen Auswahlkriterien nicht im Müll landete, war damals eine absolute Ausnahme.

Natürlich durften die Betriebsangehörigen ihre eigenen Schuhe und die der Familie zur Reparatur bringen, was in der damaligen Zeit als eine ganz besondere Vergünstigung angesehen wurde. Die meisten Schuhe aber kamen aus Firmen und Bergwerksbetrieben des Kohlenpotts, aus Dortmund, Bochum oder Duisburg beispielsweise. Die Firmen lieferten mit den Schuhen ihrer Belegschaft Leder oder Kohlen oder sonst ein rares oder begehrenswertes Gut, und sie waren trotzdem dankbar, in uns einen Schuhmacherbetrieb gefunden zu haben, der für sie tätig wurde.

Bei der Firma Vocke arbeitete ich nur etwa ein dreiviertel Jahr, dann trat ich am Mittwoch, dem 13. August 1947, beim Hagener Fernsprechamt eine Stelle als Eil- oder Telegrammbote an und blieb dort bis zum 31. Dezember 1949. Mein monatliches Durchschnittsgehalt betrug zu Beginn 137,75 Mark, zum Schluss 225,-- DM; die 6-Tage-Woche war damals noch obligatorisch.

Die Eilbotenstelle arbeitete in zwei Schichten. Morgens und nachmittags waren jeweils etwa 4 bis 5 junge Burschen eingesetzt, die die ankommenden Telegramme und Eilbriefe per Fahrrad zu den Empfängern beförderten. Dieser Personalaufwand war damals nötig, weil die Telefondichte sehr niedrig war und das Telegramm mithin häufig das Telefon „ersetzte“. Die Zustellung verzögerte sich aber häufig, weil nicht genügend Fahrräder zur Verfügung standen. Von den fünf vorhandenen waren ständig mehrere defekt. Täglich gab es Platten, denn einerseits waren ja oft die Straßen und Wege noch nicht ganz vom Trümmerschutt befreit; es lagen überall noch Glasscherben, Metallteile und scharfe Steine herum. Andererseits bestanden die Fahrradschläuche fast nur noch aus Flickern, und die Mäntel waren hauchdünn abgefahren und ohne Profil. Leicht brachen auch die Aluminiumgabeln an den Fahrrädern. Durchaus fahrbereit galt ein Fahrrad, an dem nur die Handbremse fehlte, die Klingel oder ein Schutzblech, an dem der Rücktritt nicht funktionierte oder die Kette laufend absprang. Erst nach 1948 gab es neue Fahrräder und schließlich sogar ein Motorrad.

Ja, zu den Telegrammempfängern möchte ich noch ein paar Sätze sagen. Es war uns Eilboten oft nicht leicht, sie zu finden, denn teilweise hausten sie in Kellern von Ruinen, in Gartenlauben und Bretterhütten. Am Rande des Rembergfriedhofs wohnte eine Postkundin in einem aufgebockten ehemaligen Wehrmachtsfunkwagen. Auf Anhieb glaubten wir manchmal nicht, dass in der Ruine jemand lebte. Aber wenn man dann durch irgendein Loch in die mehr oder minder zerstörten Keller hinabgestiegen war, entdeckte man eben allem Zweifel zum Trotz noch eine menschliche Behausung. Ein Trampelpfad oder frischere Herdasche waren für uns Eilboten erste Anzeichen, dass hier irgendwo in einem „Rattenloch“ noch Menschen lebten. Es gab ganze Stadteile, in denen kaum noch ein unversehrtes Haus stand. Bei starkem Wind war es oft gefährlich, am Gerippe eines ausgebrannten Hauses vorbei zu gehen, weil von den Fassaden Stücke herabfielen, oder eine schwankende Wand in ihrer Gesamtheit endlich umgeweht wurde. Die stehengebliebenen Schornsteine in den Ruinen dienten stellenweise übrigens Scharen von Krähen als Nistplätze; und die Leute sagten dann manchmal in sorgenvollem Ton: „wenn die Raben in die Stadt ziehen, dann wird es bald Krieg geben“. Nach dieser abschweifenden Anmerkung muss ich wieder zurück zum Thema.

Vom Fernsprechamt wurde ich am 1. Januar 1950 mit mehreren anderen Kollegen zum Hauptpostamt versetzt. Ich musste dort zunächst als Briefträger in die Postzustellung. An meiner offiziellen Dienstgradbezeichnung änderte sich nichts; ich blieb Postfacharbeiter. Mein durchschnittliches monatliches Anfangsgehalt lag 1950 bei 202,-- DM und steigerte sich 1952 auf 295,-- DM.

Da ich durch meine Eilbotentätigkeit jede Straße und jeden Winkel in Hagen kannte, setzte mich der Dienststellenleiter gern überall dort ein, wo gerade „Not am Mann“ war. Ich hielt selten einen Zustellbezirk über einen längeren Zeitraum.

Eine Berufschance, bei der ich aktiv mitgewirkt hatte, sah ich in meiner Versetzung zum Bahnpostamt Hagen, wo ich in der Folgezeit zwei Jahre lang arbeitete. Ich befuhr die Strecken Hagen-Siegen, Hagen-Hamm, Hamm-Münster, Hagen-Bestwig, Hagen-Dieringhausen und Hagen-Köln-Frankfurt regelmäßig. Nach dieser Zeit erfolgte meine Abkommandierung zur Postverteilstelle im Briefträgersaal.

Die neue Wohnung in Hagen-Ischeland.

Es lässt sich nicht vermeiden, erneut einen Schritt zurückzugehen:

Das private Leben litt in den Jahren 1945-1949 noch sehr stark unter den Folgen des Krieges. Im Jahre 1945 waren die gesamte Hagener Mittelstadt und eine ganze Anzahl von Stadtteilen zerbombt und ausgebrannt. Mein Vater und ich hatten für unsere Familie in einem stark beschädigten Haus eine Wohnung ausgebaut, und wir waren dort, auf Ischeland, Am Hange 16, 1946 eingezogen. Im folgenden Jahr blieb ich in meiner Freizeit mit der Freilegung des ehemaligen Hausgartens von den Trümmernmassen unseres Hauses und die des Nachbarhauses voll beschäftigt. Danach tat ich mich mit zwei oder manchmal drei Arbeitskollegen zusammen, und wir räumten bei fremden Hausbesitzern ihre Ruinen vom Trümmerschutt. Dafür verlangten wir ausgenommen dem Mittagessen einen Stundenlohn zwischen DM 2,- bis DM 2,50. Wir räumten auf eigene Gefahr das Innere der Ruine vom Schutt, zerschlugen die Mauerbrocken, putzten die Ziegelsteine für ihre Neuverwendung, warfen die Metallteile zum späteren Verkauf auf einen Haufen und sammelten das Holz für die Verbrennung im Küchenofen. Es mögen wohl ein halbes Dutzend Häuser gewesen sein, die wir so geräumt haben. Den eingenommenen Lohn lieferte ich zu Hause ab.

Die politischen Verhältnisse.

Am 1. Januar 1947 kam es zum wirtschaftlichen Zusammenschluss der britischen und amerikanischen Besatzungszone zur Bizone, später der französischen Besatzungszone mit der Bizone zur Trizone. Bald klang es aus Radios und Tanzsälen: „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien“. Dieser Zusammenschluss zur Trizone war im Familien- und Freundeskreis übrigens sehr begrüßt worden, weil wir uns dadurch eine Mäßigung der französischen Besatzungspolitik erhofften.

Ein einschneidendes Ereignis für unsere Familie wie für unser ganzes Volk war ohne Zweifel die Währungsreform, die am Samstag, dem 19. Juni 1948, die Reichsmark zugunsten der Deutschmark ablöste. Sie stand am Anfang dessen, was man später das „Wirtschaftswunder“ nannte; sie war der Auslöser gewesen.

Der Stadtteil Ischeland zählte in Hagen zu den „vornehmen“. In verkehrsmäßig ruhiger Wohnlage standen dort fast nur Einzel- und Doppelhäuser mit Zwei- bis höchstens Sechsfamilien-Wohnungen. Die Bomben hatten hier weniger gewütet und zerstört als in den meisten anderen Wohnvierteln Hagens. Auf Ischeland wohnte die etwas gehobeneren Mittelschicht. Dass wir eine „Arbeiterfamilie“ waren, die hier eingedrungen war, nahmen unsere Nachbarn zur Kenntnis; es gefiel ihnen nicht.

Bald nach uns zog in das Haus Am Hange 7 Herr Walter Stennes mit seiner hübschen aber körperbehinderten Tochter ein (Charlotte?). Ich hatte mit den Stennes nicht selten Kontakt, einmal auch mit seinem überaus scharfen Schäferhund, der mir meinen Jackenärmel zerfetzte. Herr Stennes führte, wenn ich mich recht erinnere, den Titel „Oberst a.D.“. Er hatte einmal in Berlin als SA-Gruppenführer eine Rolle gespielt. Auf ihn ging im Mai 1931 der Putsch gegen die SA-Führung zurück („Stennes-Putsch“). Er endete am 21. Mai mit dem Ausschluss Walter Stennes und weiteren 500 Männern. Beim Machtantritt der Nationalsozialisten schien es Walter Stennes ratsam, aus Deutschland zu verschwinden; er ging nach China und wurde dort der militärische Berater von Tschiang Kai-schek. Nach der Eroberung des chinesischen Festlandes durch die Roten kam Stennes nach Deutschland zurück. Warum er nach Hagen zog, ist mir nicht bekannt. Mein Eindruck war, dass sich Stennes vor irgendjemand fürchtete. Nur selten verließen er oder seine schwarzhäufige Tochter das Haus. Was aus ihm schließlich geworden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Für einen jungen Menschen in Deutschland war es nicht leicht, sich in den Jahren nach 1933 der Politik zu entziehen. Der Zugriff des Staates und der Zwang der Ereignisse, gewisse Begebenheiten in der Vorkriegsperiode, der zweite Weltkrieg, das Masseneleid und der Hunger nach dem Völkerringen

mobilisierten und aktivierten die meisten Menschen in Deutschland politisch in irgendeiner Form. Es ist meine Meinung, dass sich die Menschen, und vor allem meine Generation in Deutschland damals insgesamt sehr viel stärker als heute mit philosophischen, religiösen, politischen oder weltanschaulichen Fragen beschäftigt haben. Sie waren hierfür offener, grübelten mehr, durchdachten die Dinge zwischen Himmel und Erde intensiver, waren weniger gleichgültig, sondern stärker engagiert als die Menschen unserer Tage - besonders die jungen Menschen heute. „Der Mensch im Ringen mit sich selbst und seiner Gestaltwerdung“ scheint mir heute eher die Ausnahme, damals mehr das „Normale“. Kaum nachzuvollziehen bei den Zeitgenossen ist Bismarcks Lebenseinstellung, die er so formulierte: „Wir sind nicht auf der Welt um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun“. Er sprach aus, was auch ich im Innersten spüre, was aber selbst in meiner Familie nicht verstanden wird. Ich fühle mich immer dem aktiven Dienst an der Gemeinschaft, Familie, Volk, Heimat, Land, verpflichtet.

Ich galt schon in meinen frühen Jünglingsjahren als „politischer Mensch“. Meiner Erziehung im Elternhaus, in der Schule und der Hitlerjugend entsprechend, fühlte ich mich der nationalsozialistischen Weltanschauung eng verbunden. Im Nationalsozialismus sah ich die sinnvollste Bündelung der nationalen Kräfte zum Wohle des Volkes. Es kam mir zunächst auch nicht in den Sinn, zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus unüberbrückbare Gegensätze zu sehen. Gerade meine Kirche hatte doch immer wieder vom „gottbegnadeten Führer“ gesprochen und geschrieben. Wir hatten in der Kirche den Führer in unser Gebet eingeschlossen und in der Schule gebetet: „Herr schütze unser deutsches Land, den Führer, den du uns gesandt, gib Kraft zu seinem Werke, von unserm Volke nimm die Not, gib Freiheit uns und unser Brot und Einigkeit und Stärke“. Hatte nicht auch mein Großvater, trotz seiner persönlichen Gegnerschaft zum Nationalsozialismus, die Auffassung vertreten, dass „alle [politische] Macht von Gott“ komme? Unabhängig von konfessionellen und politischen Einstellungen galt damals die Grundüberzeugung, dass ein Volk eine Lebens-, Kultur- und Schicksalsgemeinschaft ist, zusammengeschweißt durch gemeinsame Geschichte, jahrhundertealte Normen, Werten und Traditionen, dass wir als Volksangehörige zu bewahren haben, was Generationen vor uns geschaffen haben, wofür sich unsere Vorfahren abgeschuftet und abgerackert-, wofür sie gelitten und geblutet haben. Ein multiethnischer Völkergulasch in Deutschland war für uns undenkbar. Davon schwärmte man vielleicht nur in den Logen, in den Kommunisten- und Pfaffenzirkeln und in einigen anderen internationalistischen Randgruppen.

Wenn meine Eltern sich im Dritten Reich über eine Person unterhielten und bemerkten, „das ist ein Marxist“ oder „das ist ein Kommunist“, dann konnte ich mir nichts Konkretes darunter vorstellen, aber ich wusste, dass die erwähnte Person eine schlechte war. Zum Glück war „Onkel (Heinrich) Storcksdiek“ (aus der Hindenburgstraße in Hagen), Vaters Freund, ein „ehemaliger“ Kommunist, jetzt aber, nach seiner Haft, ein „ordentlicher“, „anständiger“, Mensch geworden. Erst sehr viele Jahre später habe ich mich gefragt, ob es damals mit den „Kommunisten“ so gewesen ist wie heute, in der Demokratie, mit den „Nazis“ und „Rechtsextremen“, dass es oft oder meist gar keine „echten“ waren sondern nur, weil in irgendeiner Frage unbequem, vom System „ernannt“, um sie gesellschaftlich, wirtschaftlich und politisch ausschalten oder „fertigmachen“ zu können.

Auf die weitere Entwicklung meiner weltanschaulichen und politischen Einstellungen komme ich später noch einmal zurück.

Unabhängig vom Elternhaus.

Als meine Eltern 1952 von Dahl nach Remscheid-Lüttringhausen verzogen, suchte ich mir in Hagen ein Zimmer. Ich wohnte dort bis zu meiner Verheiratung, 1959, bei der Witwe Schulkowski in der Düppelstraße 1 in Altenhagen. Die Zimmermiete betrug DM 40,- im Monat.

Das Haus Düppelstraße 1 war ein Altbau, der den Krieg nur leicht beschädigt überlebt hatte. Die Haustür ließ sich nicht verschließen und Flure und Treppenhaus waren sehr dunkel. Hier gab es kein elektrisches Licht. Die Etagen waren ebenfalls nicht abgeschlossen. Das heißt also, die Wohnungen für alle drei Parteien, die dort wohnten, konnte man direkt vom Flur aus betreten. Meine Vermieterin besaß eine Wohnküche und ein Schlafzimmer. Letzteres hatte sie mithin an mich vermietet, sie selbst schlief in der Wohnküche auf einer alten unbequemen Couch. In „meinem“ Zimmer standen der Kleiderschrank von Frau Schulkowski, ein Regal mit ihrem Eingemachten, die Doppelbetten, von denen ich natürlich nur eins benutzen konnte, eine Wäschekommode, in der mir zwei Schubladen zur Verfügung standen, ein kleines rundes Tischchen und zwei Stühle, die jedoch, wenn Frau Schulkowski Besuch bekam, in ihrer Wohnküche gebraucht wurden. Einen Wasseranschluß gab es weder in

„meinem“ Zimmer noch in der Wohnküche. Die gemeinsame Wasserzapfstelle für alle Etagenbewohner befand sich auf dem stockdunklen fensterlosen Flur, wo meine Vermieterin auch ihr Heizmaterial, Kohle, Briketts und Brennholz lagerte. Eine Heizmöglichkeit für mein Zimmer bestand nicht. Es war im Winter so kalt, dass die Eisblumen an den Scheiben tage- oder gar wochenlang nicht abtauten.

Wenn ich nachts vom Dienst nach Hause kam, rempelte ich nicht selten im Hausflur ein Liebespäarchen an oder stolperte darüber. Häufig wurde der Hausflur auch von Fremden als Toilette mißbraucht. Über diese Zustände war meine Mutter bei ihrem einzigen Besuch geradezu entsetzt. Sie verlangte, dass ich mir ein anderes Zimmer suche, das aber war wegen der Wohnungsnot äußerst schwierig.

Außer meiner „Wohnung“ in Hagen hatte ich damals auch ein Zimmer bei meinen Eltern in Remscheid-Lüttringhausen, das ich mir mit Möbeln bestückte. Ich kaufte zwischen Jan. und Dez. 1953 einen kombinierten Kleider- und Bücherschrank (DM 660,-), zwei Sessel (DM 339,-), einen Haargarn-Teppich (DM 189,-), eine Bettcouch (DM 456,-) und mehrere Stühle, insgesamt also für rund 1.700,- DM, bei einem Monatsgehalt von DM 295,-. Dies war mir nur unter den größten Entbehrungen möglich gewesen. Selbst bei kleinsten Beträgen für meinen Lebensunterhalt habe ich überlegt, ob die Aufwendung unbedingt notwendig sei.

Für die Freizeitgestaltung hatten die Kinos in den Jahren nach 1945 einen hohen Stellenwert. Es war sehr oft schwierig, eine Karte zu bekommen. Manchmal mußten wir stundenlang hierfür anstehen. Mit allerlei Tricks versuchten wir Jungen nicht selten, in eine für Jugendliche unter 18 Jahren gesperrte Filmveranstaltung zu kommen; da wurde zum Beispiel der Mantelkragen hochgeschlagen und der Hut in die Stirn gezogen, möglichst hing man sich noch einen Zigarettenstummel in den Mundwinkel und zog ein grimmiges oder wichtiges Gesicht. Auch ging ich am Wochenende des öfteren mit meinem Onkel Hubert oder mit Freunden und mit meiner Schwester Irmgard und ihren Freundinnen zum Tanzen. Beliebte Tanzlokale in Hagen waren Cafe Viktoria in der Bahnhofstraße, Buschmanns Änne auf der Feithstraße, Haus Waldfrieden an der Feithstraße, der Eppenhauser Brunnen, die Donnerkuhle, die Waldlust in der Bachstraße und ein Lokal auf der Boeler Straße. Als wir nach Dahl verzogen, wurde Haus Dahlia mein beliebtestes Tanzlokal. Hier ging dann nicht nur meine Schwester Irmgard mit, sondern auch die jüngere Schwester Gisela.

Freundinnen.

Natürlich hatte ich mich in den hier genannten Jahren auch längst nach einer Freundin umgesehen. Eine meiner frühesten war Regina Rump, die in Hagen, zusammen mit ihrer Schwester Elisabeth, eine Wohnung besaß, nach Beendigung ihrer Schneiderinnenlehre jedoch nach Busch bei Opherdicke zu ihren Eltern zog und mit der ich bis Februar 1951 zwei Jahre lang eng befreundet blieb. Ihre „Nachfolgerin“ war Gisela Fritz aus Dahl, ein sehr liebes und ordentliches Mädchen, ursprünglich aus Fangerow in Hinterpommern; unsere Freundschaft währte zweieinhalb Jahre. Schließlich, Ende 1955, lernte ich Christel Braun kennen und lieben.

Christel lebte bei ihren Eltern in der Masurenstraße 17 in Remscheid-Lüttringhausen. Sie war von Beruf kaufmännische Angestellte. Sie selbst und ihr ganzer Familien- und Sippenkreis wurden sehr stark vom christlichen Denken beherrscht. Ein Zerwürfnis, zumindest mit ihren Eltern, war aus diesem Grunde schon „vorprogrammiert“.

Meine Tätigkeit bei der Deutschen Bundespost hatte durch die eintönige und wenig kreative Arbeit längst seinen Reiz verloren. Die Bahnpostzeit hatte mir zwar gefallen, aber danach kam ich wieder in den weniger geliebten Briefverteildienst, zwischendurch immer einmal als Aushilfe in die von mir besonders gehasste Postzustellung (6-Tage-Woche, 2 Zustellungen am Tag, an hohen Feiertagen wurde an einem Tag Post zugestellt, dann fiel allerdings die Nachmittagszustellung aus). Die Aufstiegschancen erschienen mir bei der Post zu gering. Mit der Hoffnung auf eine Beförderung hatte ich 1950-1951 die Postfachschule besucht. Während meine „Schul-Kollegen“ tatsächlich einen Schritt weiter kamen und die meisten sogar in das Beamtenverhältnis überführt wurden, tat sich bei mir in dieser Hinsicht nichts. Die maßgeblichen Leute wiesen direkt oder indirekt, durch andere Personen, auf meine politische Einstellung hin, die einer Übernahme in den Beamtenstand zuwider stünde. Aber - ich deutete es schon an - selbst bei einer Übernahme in das Beamtenverhältnis hätte sich meine Tätigkeit nicht oder kaum geändert; es wäre, so befürchtete ich, wohl bei der Postverteilung geblieben.

In dieser Zeit stellte ich allerlei Überlegungen an, wie ich den Beruf wechseln könne. Sie gipfelten schließlich in dem Entschluss, zunächst einmal in Abendlehrgängen die „mittlere Reife“ zu erlangen. Aus diesem Grunde reichte ich beim Postamt Hagen einen Versetzungsantrag zum Postamt Wuppertal-Elberfeld ein. Mein Plan sah vor, die Abendschule beim Lehrinstitut Hoppmann in Elberfeld zu besuchen und bei meinen Eltern in Remscheid-Lüttringhausen zu wohnen.

Meiner Versetzung wurde zwar stattgegeben; ich kam jedoch nicht nach Elberfeld, sondern am 1. Juni 1956 zum Postamt Remscheid und dort in die Briefzustellung. Ich versuchte sofort von Remscheid aus, durch einen zweiten Antrag nach Elberfeld zu gelangen. Erhalten geblieben ist ein Brief von mir an einen Herrn Limperg. Unter dem Datum vom 13. Juni 1956 schilderte ich ihm den Sachverhalt: „... Ich habe im April ein Versetzungsgesuch eingereicht, um von Hagen nach Elberfeld zu kommen. Leider gab ich darin nur an, dass meine Eltern in Remscheid-Lüttringhausen wohnen. Ich glaubte, dass dies zu einer Versetzung nach Elberfeld ausreiche. Den eigentlichen Grund, nämlich den geplanten Besuch der Abendschule, verschwieg ich. Nun kam es, wie man mir sagte, ganz anders als ich es mir vorgestellt hatte. Ich wurde nicht nach Elberfeld sondern nach Remscheid versetzt. Die Abendschule kann ich nun immer noch nicht besuchen. Ich habe täglich, ausgenommen montags, bis um 17.45 Uhr Dienst (Zustellung). Die Abendschule Dr. Hoppmann beginnt um 18.15 Uhr. Hier in Remscheid gibt es etwas Ähnliches nicht. Es existieren hier nur die „Lingua-Schule“, eine reine Sprachschule, und eine Schule zur Vorbereitung auf das Abitur. Beide kommen für mich also nicht in Frage. Nun habe ich ein neues Versetzungsgesuch eingereicht. Gleichzeitig versuchte ich ... mit Ihnen einmal zu sprechen. ...“. Es tat sich jedoch bei den Herren auch nach diesem Brief wochenlang nichts, so jedenfalls musste es mir erscheinen. Bei meinen Überlegungen nach Alternativen zum bisherigen Beruf kam meiner Freundin Christel Braun der Einfall, in ihrer Firma Kabelwerke Reinshagen in Wuppertal-Ronsdorf einmal zu fragen, ob man mich dort als kaufmännischen Lehrling einstellen würde.

Christels Bemühungen in der Firma waren von Erfolg gekrönt. Einer Einstellung stand nichts im Wege. Freilich, ein wenig unbehaglich war mir der Gedanke, noch einmal ganz unten anfangen zu müssen. Meine Hoffnungen auf eine Zukunft bei der Bundespost hatte ich noch nicht restlos begraben. Ich mahnte dort noch einmal, jetzt allerdings ziemlich energisch, eine Antwort auf meine Versetzungsgesuche an. Der zuständige Herr im Remscheider Postamt versprach mir nach einem Gespräch mit seinem Wuppertaler Kollegen einen baldigen positiven Bescheid, wenn ich wieder Mitglied der Postgewerkschaft würde. Darauf antwortete ich ihm, „ich werde morgen meine Kündigung vorlegen“, was dann auch geschah. Am Sonntag, dem 18. Nov. 1956 (*sic*), endete mein Dienstverhältnis bei der Deutschen Bundespost.

Das ich in meinen Planungen und Entscheidungen schon in einem frühen Stadium meine damalige Freundin Christel Braun einbezogen hatte, zeigt eine Notiz von ihr: „Pfungsten 1956, ... An diesem Abend wollten wir gerne noch eine Stunde beisammensitzen, und dazu hatten wir bei Günter Gelegenheit, denn die ganze Familie war nach Dahlerbrück gefahren. Dieser Tag war eigentlich der, an dem wir beschlossen, für immer treu zu bleiben, und zwar fragte mich Günter, ob ich seine Frau werden wollte. Wenn dies auch etwas altmodisch klingt, so war es doch ganz vorschriftsmäßig. Als ich bejahte, meinte er, dass meine Eltern nie damit einverstanden sein würden. Sein Beruf würde sie stören, und dazu kam noch zu allem Übel seine weltanschauliche Richtung. Wieso hätte ich damals schon denken und ahnen sollen, dass das Band mit meinen Eltern so zerreißen würde?“ Günter ahnte es schon an jenem Abend, aber warum hat er es denn nicht ändern oder wenigstens beheben können?. Zu dieser Stunde sagte Günter, dass er bereit sei, seinen Beruf zu wechseln, aber er wollte zugleich wissen, ob ich auch treu zu ihm halten würde, falls ihm das mißlingen würde. Meine Antwort war ganz einfach: „Ja“. Ich entsinne mich noch, als wäre es gestern geschehen, dass er zu mir sagte: „Du wirst mit mir so viele Schwierigkeiten haben [und die] vielleicht zuerst aushalten, dann aber wirst du es eines Tages leid sein“. Darauf beteuerte ich, dass mich nichts von ihm abbringen könnte“. Dies war zwar sehr leicht gesprochen, doch erwies es sich einige Monate danach als sehr schwer“

Noch vor meinem offiziellen Ausscheiden bei der Deutschen Bundespost begann ich am Donnerstag, dem 15. Nov. 1956, meine Lehre bei den Kabelwerken Reinshagen GmbH in Wuppertal-Ronsdorf, die ich knapp zwei Jahre später, am 2. September 1958, vor der Wuppertaler Handelskammer bestand. Am 4. September erfuhr ich „offiziell“, dass ich meine Prüfung in allen Fächern mit der Note „gut“ geschafft hatte. Finanzdirektor Dr. Münch brachte mir diese Nachricht persönlich. Ich war stolz, von den Reinshagen-Lehrlingen als bester abgeschnitten zu haben. Überhaupt hatte das Prädikat „gut“ in den letzten sieben Jahren nur einmal ein Lehrling erreicht. Als Anerkennung bekam ich von der

Geschäftsleitung das Buch „Männer, Mächte, Monopole“ von Pritzkolet geschenkt, und vom Geschäftsführer persönlich noch ein Taschenbuch und einen Rechenschieber. Meine Lehrzeit endete am 30. September, und die erste Stelle als Angestellter fand ich im gleichen Betrieb in der Abteilung „Innere Revision/Organisation“. Die genaue Höhe meines Gehaltes zum Zeitpunkt der Übernahme ins Angestelltenverhältnis belief sich auf DM 438,-- brutto, ab dem 1. Juli 1959 bekam ich DM/monatlich 507,--.

Mein Verhältnis zu Christel wurde belastet durch sehr unerfreuliche „Störungen des Umfeldes“. Christels Eltern hatten sich gegen unsere Beziehung ausgesprochen und versuchten mit allerlei sauberen und unsauberen Handlungen, uns auseinander zu bringen. Es gefiel ihnen nicht, dass ich mich vom Christentum gelöst hatte und dass meine beruflichen Aussichten so unklar waren. Christels Vater, als der eigentliche Gegner, hatte sich für seine Tochter mehr gewünscht als einen kleinen Postfacharbeiter, der nun auch noch beruflich umzusatteln versuchte.

So verständlich seine Bedenken gewesen sein mögen, so unverständlich und falsch schienen mir damals und heute Art und Mittel, unser Verhältnis zu vernichten. Sie zu schildern, möchte ich mir hier jedoch ersparen. Ich erwähne nur, dass Christels Vater zweimal in meiner Firma auftauchte, mit dem Geschäftsführer Vandenberg sprach und meine Entlassung aus charakterlichen und politischen Gründen forderte. Es gelang ihm nicht, weil mein Chef ganz auf meiner Seite stand.

Verlobung.

Am Sonnabend, dem 5. Januar 1957, fuhren Christel und ich nach Wuppertal-Elberfeld und kauften uns im Uhren- und Schmuckgeschäft Abeler unsere Verlobungsringe. Sie müssen wohl in unserer Tasche so gebrannt haben, dass wir beschlossen, uns unverzüglich „heimlich“ zu verloben und gedachten dies in netter Umgebung, nämlich im Cafe Röth, zu tun. Zu unserem Leidwesen war es aber fast bis auf den letzten Platz besetzt; wir fanden an einem Dreiertisch, an dem ein älterer Herr saß, die einzigen freien Stühle. Gut, - wir nahmen Platz, trauten uns aber nicht, so offen die Ringe anzustecken. Da es jedoch in diesem Augenblick unbedingt sein musste, standen wir demgemäß auf, folgten dem Pfeil „00“ und „verlobten“ uns vor der Toilettentür. Nach unserer Rückkehr an den Tisch bemerkte der Herr auf einen Blick die Veränderung an unseren Händen; was uns peinlich war; er lächelte, rief die Bedienung, um zu bezahlen und verabschiedete sich verständnisvoll.

Die eigentliche Verlobung hatten wir dann auf Hohe Maien/Pfingsten, auf den 8. Juni 1957, gelegt. Wie wir hörten, hatten die Schwiegereltern Verwandte und Bekannte aufgefordert, nicht zu gratulieren. Aber wir bekamen trotzdem noch rund 70 Karten und etwa 50 Nelken geschickt. Mich freute es ganz besonders, dass der erste Glückwunsch von meinem Chef Pieter van den Bergen kam, der uns „eine unbeschwerter Verlobungszeit“ wünschte. Am Nachmittag des ersten Pfingsttages hatten wir ungefähr 20 Gäste an unserem Tisch.

Heirat.

Fast auf den Tag genau zwei Jahre nach unserer Verlobung, am 11. Juni 1959, bestellten Christel und ich in Remscheid-Lüttringhausen das Eheaufgebot.

Die standesamtliche Trauung wurde am Freitag, dem 3. Juli 1959, vom Standesbeamten Fischer in Remscheid-Lüttringhausen vollzogen. Er leierte einige auswendig gelernte Sätze herunter, und wir wechselten die Ringe. Danach fuhren wir mit unseren Trauzeugen Gerhard Jeske und Irmgard (meiner Schwester) zum Mittagessen ins Hotel-Restaurant Karl Schlieper in Lüttringhausen und anschließend in die Masurenstraße. Die eigentliche Hochzeitsfeier fand in der Wohnung der Familie Anton und Klara Braun statt. Klara Braun hatte uns kaum „Gottes Segen“ gewünscht, als auch schon die ersten Gäste erschienen. Wegen der Spannungen zwischen meinen Schwiegereltern und mir hatten wir den Gästekreis bewusst klein gehalten. Eingeladen waren unsere nächsten Verwandten, dazu kamen einige Kollegen aus den Firmen Kabelwerke Reinshagen und Gedore - Otto Dowidat, wo Christel seit dem 1. Januar beschäftigt war. An der Tafel saßen nur 17 Personen. Während des Kaffeetrinkens hielt Gerhard einen kurzen Vortrag, der unsere Gäste beeindruckte. Danach spielte Christel auf dem Klavier einige Schubert-Stücke. Ihre Schwester Renate begleitete sie dabei gesanglich. Mit einem letzten „Prosit auf das junge Paar“ fand dann der „offizielle Teil“ schon seinen Abschluss. Wir verabschiedeten uns von unseren Gästen, und um 18.30 Uhr bestiegen wir den Zug, der uns unserem Urlaubsziel, Golling im Salzburger Land, entgegen trug.

Aber noch einmal zurück zu Gerhard Jeskes Vortrag, der noch in Schriftform erhalten ist; er sagte das Folgende:

„Nun ist endlich eure Zeit gekommen, eure Hochzeit! Über zwei Jahre ward ihr verlobt. In dieser Zeit hattet ihr Gelegenheit euch zu prüfen und euch näher zu kennen. Ihr habt Beide schon ein Stück Leben kennengelernt und schwere Stunden durchgehalten. Von nun an wollt ihr euer Leben gemeinsam führen. Wie das einzurichten ist? Eure Liebe und euer Vertrauen zueinander bestimmen den Weg, der gangbar ist, um alle Lebensstürme zu bestehen. Liebe und Vertrauen vermögen uns über alle Sorge und Not, über alle Bitternis und Mühe emporzuheben in einen höheren Frieden, in dem wir über alle Unbill des Tages erhaben werden und sie doch freudig zu meistern bereit und fähig sind. Triumphierend läßt sie aber auch uns selbst über unser enges, wohl gar eigensüchtiges Ich hinauswachsen, hinein in den geliebten anderen, in sein Wünschen und Hoffen - ja mehr noch, sie läßt uns hineinwachsen in das große Du der Lebensgemeinschaft von Mann und Frau, das wir Ehe nennen.

In dieser Morgenstunde hatten wir uns zu euch gesellt, um euch das Geleit zu geben zu eurer gemeinsamen Lebensreise. Wir wünschen euch von ganzen Herzen Glück. Wenn ihr euch heute des erreichten Zieles freut, so bedenkt wohl, dass dieses Ziel nur ein Anfang zu einem größeren ist, dass euch erwartet. Denn nun beginnt euer Leben in Ehe und eigener Familie. Die Verantwortung und Fürsorge tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Man kann nicht durchs Leben trällern und tänzeln, wie ihr selber wißt. Es ist nicht alle Tage Sonntag! Doch das ist gut so; denn „nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen“. Aber nur keine Sorge; auch von euch wird der graue Alltag seine Rechte fordern, ja, es werden auch über euch Stürme hinwegbrausen, sie werden euch stoßen und niederdrücken, vielleicht sogar Euren heute fürs ganze Leben geschlossenen Bund zu sprengen drohen. Dann ist es Zeit, an euer heute so selbstverständliches Wort zu denken: Ich bin Dein, Du bist mein“. Bei schwerem Wetter lautet es dann in anderer Tonart als Forderung: „Einer sei des anderen zuverlässige Hilfe!“. Vergeßt auch nie, den Menschenstolz im anderen zu achten, denn ihr seid Gefährten, nicht einer des anderen Herr oder Knecht! Und denkt daran, ihr seid Glieder einer langen Kette. 1000 Jahre vor euch wirkten daran, dass ihr wurdet wie ihr seid. 1000 Jahre nach euch werden darüber urteilen, ob ihr würdig wurdet, Glieder dieser Kette zu sein.

Im Leben eurer Eltern, Großeltern und Ahnen findet ihr viel des Großen, Wahren und Schönen, das euch Vorbild sein kann. Ihr begegnet aber auch dunklen, schwächlichen Seiten. Sucht sie zu überwinden zum Heil derer, denen ihr das Leben weiterreicht. Und noch einmal, seid ehrlich und offen zueinander. Eure Lebensfahrt gleicht in vielem der Fahrt eines Schiffes über die offene See. Nur selten sind ganz klare, sonnenfrohe Tage, da das Schiff gute Fahrt macht. Im Sturm aber bewähren sich Mann und Schiff. Auch ein Sturm zwischen euch will bestanden sein. Schenkt einander rückhaltloses Vertrauen und ehrliche Achtung, aber pocht und besteht nicht darauf voreinander.

Dass ihr zur Erfüllung dieser Forderung immer den guten Willen und die Kraft haben, ja durch den Sturm noch fester verbunden werden möget, so dass ihr noch in euren spätesten Tagen ohne Reue an euren heutigen Anfang zurückdenken könnt, dazu wünschen wir euch Glück!“.

Die Hochzeitsreise hatte uns nach Golling ins Salzburger-Land geführt. Es waren herrliche Tage, die wir mit Bergwanderungen ausfüllten und mit einem Besuch in Salzburg und im Mozarteum. Dort ließen wir uns Herrn Prof. Dr. Reche vorstellen, und wir führten ein ausgiebiges Gespräch mit ihm insbesondere über Mozarts Tod.

Ich war zur Zeit meiner Verheiratung 28 1/4 Jahre (28,31 J.) alt, Christel 23 1/2 Jahre (23,54 J.). Christel war am Freitag, dem 20. Dez. 1935, als Tochter des Strafanstaltsobersichtmeisters Anton Braun und dessen Ehefrau Klara geb. Grünwald in Remscheid-Lennep geboren worden. Ihr Vater gehörte der katholischen Kirche an, ihre Mutter der lutherischen. Aus diesem Grund wurde Christel evangelisch-lutherisch getauft. Nach dem Besuch des Röntgen-Gymnasiums in Lennep und dem Abschluss der mittleren Reife ging Christel Braun von 1953 bis 1954 zur Höheren Handelsschule in Remscheid. Ab 1954 arbeitete sie als kaufmännische Angestellte in den Exportabteilungen verschiedener Betriebe, zuletzt leitete sie eine zeitlang die Abteilung für spanisch-sprechende Länder in der Firma Otto Dowidat in Remscheid-Lüttringhausen.

Christels Biographie und ihre Vorfahrenschaft habe ich 1993 in der „Ahnentabelle der Geschwister Christel Ilse und Renate Edeltraud Braun“ zusammengestellt; s. Anhang.

Über die Gestaltung unserer Ehe hatten Christel und ich ganz konkrete Vorstellungen gewonnen. So wollten wir uns beispielsweise in unseren weltanschaulichen Verschiedenheiten voll achten, wir wollten eine Familie gründen mit fünf Kindern und dabei auf unsere Tüchtigkeit vertrauen und nicht auf die Staatshilfe verlassen, und wir wollten ein Ein- oder Zweifamilienhaus errichten.

Die Baupläne ergaben sich aus der Feststellung, dass eine Familie mit mehr als drei Kindern wohl kaum eine Wohnung bekommen, oder aber, sofern sie bereits eine hat, dort hinausgeekelt würde. In Verfolgung dieses Gedankens gab es für die Reihenfolge dann nur eine logische Möglichkeit: erst bauen, dann Kinder anschaffen. Diese Vorstellung widersprach zwar Christels Gefühlen; sie wollte möglichst beides zur gleichen Zeit, eine eigene Wohnung und Kinder, aber es blieb dann doch bei dem einmal festgelegten Entschluss.

Natürlich gehörten zur Verwirklichung unserer Ziele in unserer finanziellen Lage ein großes Maß an jugendlichem Optimismus und eine ebenso große Bereitschaft zum Konsumverzicht. Beides war sowohl bei Christel als auch bei mir vorhanden.

Erste Wohnung.

Nach der Rückkehr von unserer Hochzeitsreise tauchten wir wieder in den grauen Alltag ein. Eine eigene Wohnung besaßen wir nicht. Christel hauste in ihrem gemieteten Zimmer, ich wohnte bei meinen Eltern in der von Bottlenbergstraße. Natürlich machten wir uns sogleich auf die Wohnungssuche. Wir meldeten uns auf die wenigen Zimmerangebote in den Zeitungen und inserierten auch selbst. Die Keller- und Speicherhuckn, die uns teilweise für eine unverhältnismäßig hohe Miete oder zu geradezu unverschämten verlorenen Mietzuschüssen oder Mietvorauszahlungen angeboten wurden, konnten uns nicht entmutigen. Es gelang uns schließlich, am 17. Sept. 1959 einen zeitlich befristeten Untermietvertrag für 2 Zimmer in der Remscheider Stephanstraße abzuschließen. Christel und ich durften nur mit dem Versprechen einziehen, dass wir im Falle des Ablebens oder der Wohnungsaufgabe der Hauptmieterin die Wohnung unverzüglich zu räumen hätten. Darüber hinaus mussten wir versprechen, uns weiterhin um eine andere Wohnung zu kümmern. Der Mietpreis betrug DM 80,-/monatlich

Wir möblierten die beiden Räume mit meinem „Junggesellenzimmer“, bestehend aus Kombi-Bücher-Kleiderschrank, Schlafcouch, 2 Klubsesseln, Tisch und Kleinregal. Dazu kauften wir uns einen Küchenschrank, einen Küchentisch und 2 Küchenstühle, im April 1960 einen Neckermann-Kühlschrank und einen Elektroherd.

Wir waren sehr glücklich, dass wir den Übergang vom alten Jahr 1959 ins neue Jahr 1960 zum erstenmal in unserer eigenen Wohnung feiern konnten. Wir hatten dazu Brigitte Gerhards und ihren Verlobten Hans Hermann aus Hückeswagen eingeladen, und so wurde es eine fröhliche Nacht.

Trotz der Zusagen dem Hauswirt gegenüber, richtete sich unsere „Strategie“ weniger auf eine andere Wohnung als auf ein baureifes Grundstück. Wir knüpften daran die Bedingungen, dass es einerseits „im Grünen“ liegt, andererseits jedoch so verkehrsgünstig, dass man nicht auf ein eigenes Fahrzeug angewiesen ist. Wir kamen am 28. November 1961 nach etlichen Anläufen zum Zuge und erwarben von einer Familie Struhler aus Remscheid ein 414 qm großes Wiesenstück in Wermelskirchen-Dorfhonschaft. Im März 1962 konnten wir diesen Besitz dann durch den Zukauf von 1,15 ar von der Stadt Wermelskirchen und 0,31 ar von Frau Else Rautenbach aus Wermelskirchen abrunden, so dass wir nunmehr 560 qm unser Eigentum nennen durften. Diese Investitionen kosteten uns, einschließlich der Notarkosten und Gerichtsgebühren, DM 10.400,-. Wir gingen dann 1962 unverzüglich daran, unser zukünftiges Haus zu planen und zu entwerfen. Gleichzeitig baute ich mit meinen künftigen Nachbarn zusammen eine etwa 100 m. lange Schotterstraße über die Wiesen und hob den Graben für die Wasserleitung aus.

In einem Interview im Wermelskirchener Generalanzeiger vom 22. Juli 1967 schilderte Christel den Grundstückskauf so, dass sie, im Hinblick auf die von mir schon genannten Kaufbedingungen: Haus muss im Grünen und verkehrsgünstig liegen, „die Ideallösung“ in der Mannesmannstraße fand. „Obwohl damals der untere Teil der Mannesmannstraße, an der unser Haus lag, noch nicht erschlossen und ausgebaut war, haben wir uns sofort für dieses Grundstück entschieden, erzählte Christel Henseler, die aufgrund ihrer einmalig schönen Wohnlage das seltene Vergnügen hat, im Frühling die Rehe aus nächster Nähe beobachten zu können. „Auch für Kinder ist dieser Wohnplatz ideal“, meinte Christel Henseler, „denn sie sind hier von klein auf mit der Natur verbunden“. Der in der Waldschneise neu angelegte Reitplatz paßt sich harmonisch dem gesamten Landschaftsbild an. Doch Christel Henseler wünscht sich, dass dieser Reitplatz nicht zu einem „Rummelplatz“ wird, zu dem die Reiter bis an den Rand mit ihren Autos heranzufahren, um dann auf ihre Pferde umzusteigen. „Dadurch

würde das Landschaftsbild erheblich gestört und die Ruhe für Anlieger und Spaziergänger wäre dahin“.

Nach diesem zeitlichen Vorgriff muss ich noch einmal vier Jahre zurückblenden.

Im Januar 1963 verstarb unsere Vermieterin sehr überraschend, und der Hauseigentümer bestand nun auf der Erfüllung unseres Mietvertrages, das heißt also auf unserem Auszug; er kündigte unsere beiden Zimmer per 31. Jan. 1963.

Der Zufall wollte es, dass schräg gegenüber unserem Grundstück Margret Möbus, eine Lüttringhauser Bekannte von Christel, gebaut hatte, die uns nun für 50 DM Monatsmiete und eine Mietvorauszahlung von 750,- DM ein Zimmer in ihrem Kellerbereich anbot, um uns aus unserer Notlage zu befreien. Dieses Angebot nahmen wir natürlich freudig und dankbar an, und am 20. April konnten wir dort einziehen.

Unser Bauprojekt hatten wir inzwischen der Firma Runkel in Remscheid anvertraut, die uns am 14. März die Kalkulation überreichte. Schon am 30. April begannen die Ausschachtungsarbeiten und am Donnerstag, dem 2. Mai, erfolgte die Grundsteinlegung. Mit viel Freude beobachteten Christel und ich, wie der Bau täglich wuchs. Am 28. Mai konnten wir bereits das Richtfest feiern, und am 15. Dezember 1963 zogen wir in unser Haus ein, obwohl die meisten Räume wegen der noch nicht abgeschlossenen Innenarbeiten längst noch nicht bewohnbar waren. Christel und ich schufteten jeden Abend, wenn wir von unserer Arbeitsstelle zurück waren und natürlich an jedem Samstag, Sonn- und Feiertag im Haus und an der Außenanlage. Christel übernahm unter anderem die Anstreicherarbeiten, ich baute draußen die Drei-Kammer-Klärgrube, die Verrieselungsanlage und die vollunterkellerte Garage. Es ist mir nicht möglich, alle Arbeiten, die damals auf uns zukamen, zu erwähnen oder gar zu beschreiben. Es sei nur gesagt, dass wir uns nach zwei Jahren den ersten „freien“ Feiertag erlaubten.

Inzwischen hatte ich mehrmals meine Arbeitsstelle gewechselt. Zunächst arbeitete ich als Betriebsbuchhalter bei der Firma Reckhammer in Remscheid-Lüttringhausen, danach bei der Bergischen Stahlindustrie (BSI) in Remscheid und schließlich bei der AEG-Elotherm in Remscheid-Hasten. Abends besuchte ich die Wirtschafts- und Verwaltungsakademie in Wuppertal-Elberfeld. Hier ist zu erwähnen, dass wir damals kein Kraftfahrzeug besaßen; alle Strecken mußten mit dem Bus, der Straßen- oder Eisenbahn bewältigt werden. Das bedeutete für uns, dass wir morgens kurz nach 6.30 Uhr das Haus verließen. Christel war dann kurz vor 19.00 Uhr wieder in der Wohnung, nachdem sie ihre Einkäufe erledigt hatte; ich war, wenn ich von der Vorlesung kam, nicht vor 22.00 Uhr zurück.

Christel hatte übrigens im Frühjahr die Arbeit in der Spanisch-Abteilung bei der Firma Gedore vorübergehend selbständig übernehmen müssen, weil ihr Abteilungsleiter erkrankte. Als er im Herbst kündigte, tauchte das Nachfolger-Problem in anderer Form auf. Es wurde so gelöst, dass Christel Anfang Dezember bis zur Einstellung eines neuen Abteilungsleiters für die Abteilung die Postvollmacht und Verantwortung erhielt, die Abteilung somit kommissarisch übernahm.

An dieser Stelle passt vielleicht der Hinweis auf Christels Mitgliedschaft im Städtischen Chor Remscheid. Sie nahm regelmäßig an den Chorproben teil, und 1960 erlebten wir, Christel jeweils auf der Bühne und ich im Zuhörersaal, die Aufführung von Hajo Kellings Oratorium „Vom ewigen Werden“, Beethovens „Missa Solemnis“ und Mozarts „Requiem“, 1961 folgten Bachs „Matthäus Passion“ und Händels „Messias“.

Erstes Kind.

Ein sehr wichtiges und freudiges Ereignis bedeutete für uns die Geburt des ersten Kindes, der Tochter Frauke Gudrun, am Sonnabend, dem 6. Juni 1964. Freilich - unser erstes Kind sollte ein Junge werden. Besonders Christel hatte sich ganz auf diese Vorstellung eingestellt. Das ging so weit, dass unmittelbar vor ihrer Entbindung der Drucker den Auftrag für die Geburtsanzeige mit dem Jungennamen bekam. Er sollte seinen Drucksatz nach unserer Telefonbenachrichtigung von der Geburt des Kindes so wie vereinbart durchlaufen lassen. Na ja, der Vorname musste dann also geändert werden (Der Druckentwurf befindet sich noch im Henselerschen Sippenarchiv). Die Begeisterung über unser erstes Kind war, ist erwähnte es bereits, dennoch sehr groß.

Christel hatte während ihrer Schwangerschaft beim Remscheider Gesundheitsamt an einem Kursus für werdende Mütter teilgenommen. Zur Entbindung ging sie ins Städtische Krankenhaus Wermelskirchen.

Damals wurden in Deutschland noch wesentlich mehr Kinder geboren als heute, und die Säuglingsstationen in den Entbindungshäusern waren noch recht gut gefüllt. Die frischgeborenen Säuglinge wurden hinter einem Fenster einmal am Tag dem gespannten „Publikum“ vorgestellt, das sich natürlich aus Vätern, anderen Verwandten und Bekannten zusammensetzte. Ich stand an jenem 6. Juni also auch auf dem Flur, der von Neugierigen gut gefüllt war, lauschte auf die Namensaufrufe und sah dann Kind für Kind auf den Armen einer Säuglingsschwester. Bei jeder Vorzeigung jubelte die Verwandtschaft des Neugeborenen. Die Kleinen waren fast alle hellhäutig, teilweise glatzköpfig oder hatten wenig Haare.

Dann endlich tauchte Frauke Gudrun hinter der Scheibe auf. Ein allgemeines „Ohhhh! - ein Gastarbeiterkind!“ ging durch die Menge der Schaulustigen. In der Tat sah Frauke Gudrun so aus; sie hatte lange, dunkle Haare, die zu einer „Tolle“ gekämmt waren und eine sehr braune Haut (hierfür soll der viele Möhrensaft verantwortlich gewesen sein, den Christel während der Schwangerschaft genommen hatte). Dabei war Frauke Gudrun „verschrumpelt wie eine Pellkartoffel“, wie ich damals meinte. Allerdings ließ sich das am zweiten Lebenstag schon nicht mehr behaupten.

Der Name Frauke rief im Verwandtenkreis eher Entsetzen als Sympathie hervor; meiner Mutter schien er zu hart. Aber Frauke klang nach unseren Vorstellungen kernig. Der Name hatte noch etwas von Mütterlichkeit an sich. Später, nach einer Gewöhnungszeit, fand man den Namen eigentlich recht schön, besonders - meine Mutter.

Über Taufe oder Nicht-Taufe hatten Christel und ich vor der Ehe lange und ernste Gespräche geführt. Das Ergebnis war, dass sie für unsere Kinder nicht zugelassen würde. Dieser Entschluss konnte weder von der Braunschens noch von der Henselerschen Verwandtschaft nachvollzogen werden. Als wir dann zur Geburtsfeier einluden, sagte die ganze Henselersche Sippe ab. Anwesend waren an diesem Abend nur Christels Eltern, ihre Schwester Renate mit ihrem Verlobten Dieter Kirschner, Christels Vetter Friedrich Grünewald mit seiner Frau Ingrid und das mit uns befreundete Ehepaar Ernst-Günter und Gisela Kögel, insgesamt also acht Personen.

Erhalten geblieben ist Ernst-Günter Kögels Vortragsmanuskript in dem es heißt „... Das Leben eines jeden Menschen bringt besondere Ereignisse. Sie können leidvoll oder freudvoll sein. Doch stets haben wir das Bedürfnis, innezuhalten im Daseinskampf und dieser Ereignisse in einer Feier zu gedenken. Durch solche sinnvollen Feiern geben wir unserem Leben Reichtum und Inhalt. Wohl eines der glückvollsten Ereignisse im Leben ist die Geburt eines Kindes; denn ein jeder Mensch hat den Wunsch, dass sein Tun und Schaffen, seine Leistung nicht verlorengehen möge, dass es vielmehr erhalten bleiben solle in der Zukunft. Wie aber könnte das eigene Leben, das eigene Schaffen, die eigene Leistung sinnvoller erhalten werden als dadurch, dass die Kinder das Erbe der Eltern weitertragen. Und überdies ist es auch ein für den Menschen geltendes Gesetz, dass er von dem Willen beherrscht wird, am Leben zu bleiben. Und dieser Wille zur Selbsterhaltung erstreckt sich eben nicht nur auf die eigene Person, sondern auch auf die Erhaltung der eigenen Art im Kinde, zumindest bei einem seelisch gesunden Menschen. So ist es erklärlich, dass die Geburt eines Kindes die Eltern und auch die Großeltern beider Linien mit unendlicher Freude erfüllt. Eine solche Geburtsfeier ist auch der Anlaß zu dieser gemeinsamen Stunde. Und ich glaube, dass durch diese Geburtsfeier gleichzeitig auch betont wird, dass wir Glied einer langen langen Kette sind, die aus der Vergangenheit kommt und in die Zukunft hineinreicht.“

Der Name der neuen Erdenbürgerin ist Frauke-Gudrun. Es freut mich ganz besonders, dass das harte Ringen um diese Namen doch noch ein erfolgreiches Ende gefunden hat und beiden Elternteilen Gerechtigkeit widerfahren ist.

Der Name drückt den Wunsch der Eltern aus. Sie hoffen, dass ihr Kind so wird, wie es in der Sinndeutung seines Namens überliefert ist. Frauke besagt, dass es sich um eine Frau handelt, wobei die Eltern sicher die Vorstellung und den Wunsch verbinden, dass aus ihr eine Frau wird, die mithilft, der Frau die Stellung im Volk zurückzugewinnen, die sie bei den Völkern unseres Lebensraumes, also unseren Vorfahren vor dem Eindringen fremder Weltanschauung hatte. Und es kommt sicher nicht von ungefähr, dass gerade in unserer Zeit hinsichtlich der Gleichberechtigung der Frau beachtliche Fortschritte erzielt wurden, und sich wieder die Erkenntnis durchsetzt, dass Mann und Frau in dieser lebendigen Einheit des Volkes gleichwertig, aber wesensverschieden nebeneinander stehen.

Gudrun hingegen ... bedeutet die im Kampf Weisheit Kündende, die Kampfzauberin, ... Mich persönlich freut es, dass die Eltern bei der Wahl des Namens nicht so töricht waren sich von Modegewohnheiten leiten zu lassen. Hierbei ist es völlig unwesentlich, ob der mit der Namensgebung verbundene Wunsch auch restlos in Erfüllung geht. Aber dass darüber nachgedacht wird, dass man seiner eigenen Art Rechnung trägt, läßt zumindest hoffen, dass einer gewissen Grundtendenz bei der

Namensgebung, bedingt durch elterliche Eigenart, Rechnung getragen wird. Denn nur so ist es möglich, dass sich Wünsche und Wirklichkeit in etwa decken.

Und damit, liebe Eltern, fangen die Probleme, um nicht zu sagen, Sorgen, erst an. Denn ihr wißt, nicht Glück allein bringen uns die Kinder; sie bringen uns vielmehr Sorgen und Mühen und Leid. Das ist nun einmal so, das kann auch niemand ändern. Und deshalb veredeln Mutterschaft und Vaterschaft den Menschen, weil er nun nicht mehr für sich allein und den Lebenskameraden sorgen und schaffen muss, weil er nun seine Sorge und Kraft ausdehnen muss auf die Kinder, auf die ganze Sippe. Zudem tragt ihr nun eine große Verantwortung; denn die Entwicklung des Kindes ist zu einem großen Teil in Eure Hand gelegt. Ihr könnt hier versäumen, was sich später nicht mehr nachholen läßt, ja ihr könnt hier verderben und Schaden stiften, wenn ihr das Elternamt nicht gut erfüllt. Die Erziehung der Kinder ist ein schweres Amt, weil es eben zunächst verlangt, dass er für dieses Amt gerüstet sei. Die erste Pflicht der Erziehung hat der Erzieher sich selbst abzufordern. Niemand kann erziehen, der nicht selbst erzogen ist. ...

Doch lassen sie mich abschließend noch auf einen anderen Punkt zu sprechen kommen, und zwar sollte sich der Erzieher für den Alltag das große Schweigen über die weltanschaulichen Gefahren, Irrlehren und so weiter, die das Kind erwarten, auferlegen. Nur wenn es uns fragend selbst sein Seelchen öffnet, wenn es zu uns kommt, um sich mitzuteilen, oder Trost für einen großen Kummer bei uns sucht, dürfen wir unser Schweigen brechen. Schon Schiller stellte fest, man sollte es sich zur heiligsten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von innen heraus geschehen, und jede Frage die man beantwortet, ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. Das Kind hat vielleicht seine ganze Lebenszeit daranzuwenden, um jene irrigen Vorstellungen wieder zu verlieren. Oder, wie Goethe es ausdrückte: „Die Kinder müssen der Eltern Schuld bezahlen“. Denn nichts ist so viel mißbraucht worden wie die Worte „Fromm“ und „Frömmigkeit“. Einst hatten sie einen echten, tiefen Klang. Sie bedeuteten „tüchtig, tapfer, vortrefflich“. Fromm war derjenige, der vor anderen stand, kämpfte und wirkte. Das ist der Ursinn des Wortes. Luther brauchte es als Kennzeichnung eines Gott hingegebenen, tapferen Menschen; wobei er für den jüdischen Jehova in der Übersetzung völlig sinnentstellend das Gute und daraus Gott machte. Darum sollten wir es mit Ernst Moritz Arndt halten, der feststellte: „Das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land und einen stolzen Sinn zu hinterlassen“.

In diesem Sinne wünsche ich den Eltern und Großeltern viel Freude. Möge das Mädchen Frauke Gudrun gedeihen, sich gesund und kraftvoll entwickeln und zu einem charaktervollen, aufrechten und wahren Menschen werden, der in der Lage ist, den Kampf mit den Widrigkeiten des Lebens zu bestehen. Das soll unser Wunsch für Frauke Gudrun sein. ...“ (Original im HSA).

Die Ankunft unserer ersten vier Kinder hatten wir einigermaßen gut eingeplant. Finanziell mussten wir uns fraglos sehr nach der Decke strecken, andererseits aber befürchtete Christel, für Mutterschaften bald zu alt zu sein. In unsere Überlegungen hatten wir deshalb auch meine Schwester Gisela einbezogen, die selbst zwei Kinder hatte, zur Zeit aber von ihrem Mann Paul Hollstein getrennt lebte. Sie sollte in unserem Hause zwei Zimmer bekommen, dafür dann tagsüber Frauke Gudrun versorgen und betreuen. Christel würde es dadurch möglich sein, ihrer beruflichen Arbeit weiter nachzugehen. Die Sache ließ sich gut an und entsprach zunächst Giselas und unseren Wünschen. Nach einem halben Jahr aber tauchte Paul in Wermelskirchen auf, und es kam schließlich zu einer Versöhnung der zerstrittenen Eheleute und dem Wunsch, wieder zusammen zu wohnen. Für vier Personen schien Gisela die Wohnung in unserem Hause aber zu klein. Wir einigten uns und entließen Gisela schweren Herzens aus dem „Vertrag“. Nun mussten wir tun, was wir eigentlich vermeiden wollten, Frauke Gudrun von montags bis freitags in die Pflege meiner Schwiegereltern nach Remscheid geben. Für Christel und mich war dies eine schwere Entscheidung gewesen. Die Situation änderte sich erst im Juni 1967, als Christel ihren zweiten Schwangerschaftsurlaub antrat.

Geschlechtsbestimmung.

Ich erwähnte bereits unsere ziemlich konkrete Familienplanung. Wir wollten sie noch in dem Sinne „verfeinern“, dass wir in Zukunft auch die Geschlechtsbestimmung einbezogen. Kurzum, wenn schon nicht das erste Kind ein Junge geworden war, dann sollte es zumindest das zweite werden. Wir beschäftigten uns mit einer Reihe von Theorien zur Geschlechtsbestimmung. Am besten gefiel mir eine Beobachtung aus der Tierzucht, die man bei Kaninchen festgestellt und überprüft hatte und auf der Ermattung des Bockes vor der Deckung des Muttertieres beruhte. Also: wenn ein Bock mehrereremale nacheinander „Häsinnen“ deckte, dann gab es von Wurf zu Wurf einen höheren Prozentsatz von Männchen. Die Tierzüchter wiesen darauf hin, dass bei Menschen die Knabengeburt nach den Kriegen immer verhältnismäßig hoch gewesen seien und begründeten dies mit der körperlichen Erschöpfung der heimgekehrten Männer. Umgekehrt: „starke“ Frauen gebären

mehr Töchter als Söhne. Ich versuchte, diese Theorie an Hand von familienkundlichem Material nachzuvollziehen. Ich suchte aus meiner Henseler-Kartei alle Fälle heraus, bei denen innerhalb von 14 Monaten zwei Kinder geboren waren. Von den gefundenen zwölf war in acht Fällen das zweite Kind ein Junge. Es sollte sich bei uns später bestätigen, dass auch auf dieses Verfahren nicht zu bauen ist.

Eine weitere Methode zur Geschlechtsbestimmung sollte mit dem Eisprung zusammenhängen. Mein Hausarzt Dr. Günther Schumacher hielt sie für recht erfolgversprechend; aber sie taugte für die Praxis nicht, wenn man sie bewußt anwenden wollte. Schließlich gab es eine Theorie die besagte, dass hartes Trinkwasser das Geschlechtsverhältnis entscheidend beeinflusse.

Nach einer Anfrage beim Max-Planck-Institut bekam ich eine Adresse von einer Frau, die eine erfolgversprechende geschlechtsbestimmende Lösung haben sollte. Es stellte sich heraus, dass ihre „Erkenntnisse“ nichts anderes waren als okkulter Blödsinn.

Dr. Günther Schumacher interessierte sich für meine „Aktivitäten“ sehr. Wir trafen uns hin und wieder am Stammtisch, aber dort ließ er sehr gern, nach Bergischer Art, seine ironischen Sprüche und Ratschläge los: „Jetzt weiß ich, wie du es machen musst; wenn du zu deiner Frau gehst, musst du einen Hut aufsetzen“, oder: „Du musst vorher einen Langlauf gemacht haben“ - in diesem Stile - .

Weitere Kinder.

Das Leben innerhalb der Familie hatte sich durch die Geburt Frauke Gudruns sehr geändert. Dies deutet nicht zuletzt eine Briefstelle vom 1. November 1964 (W. Günt. Henseler an Paul Henseler in Menden): „... Frauke macht uns sehr viel Freude und bringt noch mehr Lebens ins Haus. Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie viele Besucher sie in den ersten zwei Monaten ins Haus gelockt hat. Ich hätte nie gedacht, dass unser Bekanntenkreis so umfangreich ist. Es verging kaum ein Abend ohne Besichtigung, ...“.

Am Freitag, dem 11. August 1967, wurde unsere Tochter Heidrun geboren. Sie kam in der Privatklinik Dr. Luckhaus in Remscheid-Hasten zur Welt. Christel zeigte sich enttäuscht, dass auch unser zweites Kind ein Mädchen war. Letztlich aber war sie sehr froh, dass wir nun zwei Kinder hatten. Sie meinte jedoch, dass sie sich, aufgrund ihres Alters allmählich beeilen müsse, wenn sich die Kinderschar wirklich auf fünf - wie geplant - erhöhen solle; Christel war inzwischen 31 3/4 Jahre alt.

Bei der Geburtsfeier erschienen nun auch meine Eltern und Geschwister. Den Vortrag hielt wieder Ernst Günter Kögel.

Ich habe schon angedeutet, dass Christel nach ihrem Schwangerschaftsurlaub ihr Angestelltenverhältnis in der Firma Gedore kündigte und sich nun voll ihrer Mutter- und Hausfrauenarbeit widmete.

Am Freitag, dem 6. Dezember 1968, kam unser drittes Kind zur Welt, und - es war erneut ein Mädchen. Es erhielt die Namen Dagmar und Friedrun; Dagmar aber sollte ihr Rufname sein [Eine Freundin erinnerte mich später daran, dass ich am 6. Dez. 1944 mit meiner Mutter und drei meiner Geschwister nach Helmstadt geflüchtet bin].

Die Geburt Wilhelm Gernots, am Donnerstag, dem 20. Mai 1971, unseres vierten Kindes und ersten Sohnes, hatte besonders für Christel etwas „Befreiendes“. Ihr größter Wunsch, einen Jungen zu bekommen, hatte sich endlich erfüllt. Die Zeit der Schwangerschaft war für Christel sehr schwer und belastend gewesen, in gesundheitlicher wie seelischer Hinsicht. Christel litt in starkem Maße unter Krampfadern und sah sich gezwungen, monatelang mit verbundenen, umwickelten Beinen zu leben. Zweimal in dieser Zeit griff der Tod nach Christels engsten Verwandten, zunächst starb am 6. Oktober 1970 die Schwester Renate, dann, am Freitag, dem 7. Mai 1971, der Vater Anton Braun.

Unsere Familie bestand jetzt also aus sechs Personen. Christels Einsatz hierfür kann nur als eine beachtliche Leistung gewertet werden. Da die finanzielle Versorgung der Familie ab dem zweiten Kind nur an einem Verdiener hing, allerdings plus der staatlichen Kindergeldleistungen, wurde von uns Eltern sparsamstes Wirtschaften verlangt. Jede Mark wurde, im wahrsten Sinne des Wortes, zweimal umgedreht, bis wir sie ausgaben, zumal unser Haus noch längst nicht abbezahlt war. Es mag verständlich sein, dass Christel in dieser Situation von der Vorstellung der „Fünfkinderfamilie“ abrückte und meinte, dass vier Kinder eigentlich ausreichend seien. Ich musste dies einsehen - aber

dann trat ein, was man gemeinhin ein „Malheurchen“ nannte: eine nicht geplante Schwangerschaft. Das Ergebnis zeigte sich am Montag, dem 10. April 1972, in Gestalt unserer Tochter Gerlind Ortrun.

Ich will an dieser Stelle erwähnen, dass wir nicht zuletzt auch den katastrophalen Geburtenrückgang in Deutschland mit wachen Augen beobachteten und dem, so weit es in unserer Macht und Verantwortung lag, entgegensteuern wollten. Unsere Auffassung schlug sich in einem Diskussionsbeitrag in Form eines Leserbriefes zum Thema: „Sind wir ein sterbendes Volk“ nieder. In der Rheinischen Post vom 22. Jan. 1971 schrieb Christel dazu: „Die meisten von Ihren bisher veröffentlichten Leserbriefen ... treffen meines Erachtens nicht den Kern der Sache. Die Schreiber haben nämlich weitgehend übersehen, dass wir in einer kapitalistischen Gesellschaft leben, in der ohne Rücksicht auf nationale Interessen nur der Profit gilt. Investitionen müssen einen maximalen Gewinn abwerfen, notfalls auch gegen alle Regeln nationaler Vernunft. Unsere Wirtschaft wird ihren Arbeitskräftemangel so oder so decken. Wenn der Arbeitsmarkt nicht durch deutsche Kräfte versorgt werden kann, dann importiert man eben Menschen aus allen nur denkbaren Notstandsgebieten der Erde. Deshalb wird sich künftig in der Bundesrepublik das Bevölkerungsverhältnis zwischen Deutschen und Nichtdeutschen verschieben. Die Folgen kann sich jeder selbst ausdenken. Bei der Dominanz der Ein- und Zweikinderfamilien ist die Selbstausrottung binnen weniger Generationen besiegelt. Der weltbürgerlich Gesinnte, dem es nur um das Erhalten des „Produktes“ Mensch geht, mag darin eine positive Entwicklung erblicken. Ich allerdings sehe keine Lösung des Weltbevölkerungsproblems, wenn hochzivilisierte Völker untergehen auf Kosten der unterentwickelten, die sich weit über das normale Maß vermehren. Wer die Verschiedenheit der Rassen und Völker liebt und die Mannigfaltigkeit der Kulturen als einen Sinn der Schöpfung erkennt, darf sich jedoch damit nicht abfinden. Es geht um Sein oder Nichtsein unseres Volkes. Unsere Gesellschaft wird sich sofort für eine der beiden Möglichkeiten zu entscheiden haben und die dafür Verantwortlichen zu einer entsprechenden Familienpolitik zwingen müssen“ (Original im HSA).

Es ist selbstverständlich, dass in einer so großen Familie wie unsere, die Arbeit anders organisiert werden musste als in einer Zwei- oder Dreipersonen-Familie. Bei uns musste jedes Kind dem anderen helfen. Das Ankleiden der jüngeren Geschwister, das Füttern des Jüngsten oder das „Kinderwagen-Fahren“ waren Aufgaben, die nicht allein bei der Mutter „hängen bleiben“ konnten. Auch kleine Einkäufe waren durch die Kinder nicht selten zu erledigen. Alle lernten zudem früh, sich selbst zu helfen. Dagmar zum Beispiel erinnerte sich als Achtjährige: „Früher wusste ich nie, wo an meinem Schlüpfen vorn oder hinten war. Ich habe dann immer daran gerochen, dann wusste ich es“. Heidrun berichtete als Fünfjährige von ihren Erfahrungen auf dem Wermelskirchener Wochenmarkt: „Alles ist so teuer. Ich wollte Blumen kaufen, die kosteten mehr als 30 Pfennige. Der Weißkohl [den der Verkäufer auswog] kostete 50 Pfennige. Alles kostet Geld; nur die Kartoffeln bekommt man geschenkt“. Als Christel fragte: „Wieso geschenkt?“, kam die Antwort: „Ja, ich fragte den Mann, was eine Kartoffel kostet, da sagte er: „nichts“, und schenkte mir eine“ (1972).

Christel war vor der Geburt unseres zweiten Kindes, Heidrun, aus dem Berufsleben ausgeschieden. Fortan hatte ich meist allein, die siebenköpfige Familie finanziell zu versorgen. Während meiner Arbeitslosigkeit aber nahm Christel, wie auch später noch zweimal, eine kurzfristige Arbeit in einer Fabrik bzw. einer Handelsfirma an. Ich darf wohl mit Recht und Fug behaupten, dass wir jahrelang zu den Armen im Lande gehört haben. Nicht nur, dass wir uns kein Auto erlauben konnten, schlimmer war, dass Christel manchmal nicht wusste, was sie auf den Tisch bringen konnte. Dabei war sie eine gute Rechnerin und, wie ich, äußerst anspruchslos, wenn es um die eigene Person ging. Dennoch bestand sie darauf, einmal im Jahr einen gemeinsamen Urlaub in Österreich, Südtirol, Belgien oder auf Texel zu verleben. Unsere sparsame Wirtschaftsweise blieb auch nach der Zeit der schlimmsten Not erhalten. Ohne sie wären spätere Investitionen nicht möglich gewesen. Ich komme hierauf noch zurück.

Solange unsere Kinder im Hause wohnten, haben wir Eltern versucht, sie kulturell zu begeistern. Es war für uns selbstverständlich, dass sie in der Musikschule angemeldet wurden. Dort lernten Frauke Gudrun und Heidrun mit der Geige umzugehen, Dagmar mit dem Cello, Gernot mit der Trompete und Gerlind mit dem Klavier. Alle fünf Kinder spielten natürlich auch Flöte und Frauke Gudrun Klavier. Daneben pflegten wir die Vokalmusik; Zuhause und im Freundeskreis haben wir damals sehr viel gesungen, meistens waren es Volks- und Wanderlieder. In einem großformatigen Artikel berichtete das Redaktionsmitglied Karlheinz Paashaus am 6. Dezember 1973 im Wermelskirchener Generalanzeiger über unsere Familie. Unter der Überschrift: „Anderen ein Beispiel geben ... Kinderchor in der Familie ersetzt die Weihnachtsplatte; Liedersammlung von beachtlichem Format“, ist dort zu lesen: „... Musikalische Einstimmung vom Plattenteller ist ... zumindest für eine Familie in Wermelskirchen, nur

zweitrangig: Bei den Henselers in der Mannesmannstraße 27 ersetzt der Kinderchor in der Familie die Weihnachtsplatte. Die Proben daheim für die neuen Lieder haben begonnen, als draußen die kommerzielle Weihnacht noch in der Entwicklung steckte ... „Was wir machen, das können andere Kinder auch“, sagte die musikalische Mutter Christel Henseler, „es muß nur der Anfang gemacht werden, dann klappt es auch. 50 Weihnachtslieder „sitzen“ schon. Der fünfköpfige Familienchor, zu dem vielleicht schon bald der jüngste Nachwuchs stoßen wird, hat sich festgelegt: Weltliche Weihnachtslieder sind seine Stärke. Frauke (9), Heidrun (6), Dagmar (5) sind die tragenden Säulen des Familienchors, mit Gernot (2 1/2) und Gerlind (1 1/2) reift Verstärkung heran. Die klavierspielende Mutter, Sängerin aus Passion und langjähriges Chormitglied beim Städtischen Chor in Remscheid, knüpft die musikalischen Fäden, Vater Günter Henseler (42) fällt die Rolle des Beraters und Organisators zu.

Das ist das Bemerkenswerte an dem Henseler-Chor: Er darf stolz sein auf eine Liedsammlung, die wahrscheinlich einmalig ist. Günter Henseler betreibt mit Akribie Liedforschung, macht regelrecht Jagd auf Liederbücher und hat es bereits auf 150 Titel weltlicher Chorliteratur mit weihnachtlichen Anklängen gebracht. Das Familienoberhaupt kann sich von gleichgesinnten Hobbyfreunden bestätigen lassen, vielleicht die größte Liedersammlung dieser Art zu besitzen, die aber - so Günter Henseler - „ganz sicher noch nicht vollständig ist“. Gesungen wird bei den Henselers von früh bis spät. Es bedarf nicht des besonderen Anlasses, Kinderfeste leben vom Ideenreichtum des Familienchores, dem sich gelegentlich auch Nachbarskinder anschließen. Wenn Christel Henseler sich ans Klavier setzt, springt der Funke über. Da wird nichts „eingeläut“, wenn einer „patzt“, geben die anderen Hilfestellung. Die Freude am Gesang hält den Chor zusammen, nicht mütterliche Gewalt, wenn auch das Nesthäkchen mitunter keck dazwischenträllert und auf später getröstet werden muß.

Der Familienchor liegt „goldrichtig“, macht Wermelskirchens Kulturdezernent Alfred Vogel Mut, den eingeschlagenen Kurs auch zu halten. Die Henselers überfordern den musikalischen Nachwuchs nicht. Hinter dem Flötenunterricht der neunjährigen Frauke in der Jugendmusikschule steht ebenso persönlicher Antrieb wie hinter Heidruns (6) Teilnahme am Elementarunterricht in der JMS. Später, wenn die Kinder größer sind, möchten sie gern ein eigenes Familienorchester gründen: „Die Zeit bis dahin wollen wir mit unserem Gesang ausfüllen“, steckt Christel Henseler die Ziele ab. Der Familienchor hat für alle Jahreszeiten das passende Lied parat. Die profunde Sammlung weltlicher Weihnachtslieder ist natürlich die Stärke. Sie enthält Lieder, die auch nach Weihnachten noch „singbar“ sind. Vielleicht sehr bald schon wird sich der Chor auf der eigenen Schallplatte hören können - freilich ohne jede kommerzielle Absicht, hakt Christel Henseler sofort ein. Auch dabei wollen die Henselers sich treu bleiben und nur singen, was den Kindern Spaß macht. Die Texte sollen einprägsam, die Melodien eingängig sein.

Von der Freude am kindlichen Gesang übertrug sich jetzt beim Kinderfest der Stadt einiges auf die Riesenkinderschar. Christel Henseler: „Wir hatte alle schreckliches Lampenfieber, aber dann hat es doch prima geklappt. Vielleicht haben wir damit anderen Familien eine Anregung gegeben ...“ (Original im HSA).

Der Artikel erwähnte schon das Wermelskirchener Stadtfest, wo der „Familien-Chor“ aufgetreten war; es folgten mehrere „offene Singen“ und ein Auftritt beim Wandertag des Remscheider General-Anzeigers (1974). Später setzten verschiedene Vereine aus Wermelskirchen und Kierspe unseren Chor als „Attraktion“ bei ihren Festveranstaltungen ein.

Es sollte sich später herausstellen, dass die elterlichen Pläne doch unrealistisch waren. Als die Kinder nämlich größer wurden, legten sie die Instrumente „in die Ecke“, wo sie bis zum heutigen Tag verstauben.

Kulturrevolution.

Irgendwann ab der sechziger Jahre verlor in Deutschland der romantische Mythos von der Familie seinen Einfluss. Die Sexmoral begann sich zu verändern. „Voreheliche Sexualität wurde anerkannte Praxis. Unverheiratete Paare lebten offen und ungetadelt zusammen. Erotische Minderheiten tauchten aus dem Verborgenen auf. Frauen nahmen die Pille und forderten das traditionelle männliche Recht auf entspannte Sexualität. Abtreibung wurde problemlos. Die kapitalistische Industrie schob sich bald in diese „sexuelle Befreiung“ und nutzte sie aus; eine ganze Sexindustrie entstand, die - nachdem bestimmte Bedürfnisse gesättigt waren - von der Pornoindustrie abgelöst wurde. Sexualität entleerte sich von der Liebe und verknüpfte sich nun - wechselweise mit Emanzipation, Körperlust, Obszönität, Gewalt, Sextechnik ... Hin und her gerissen zwischen alten Idealen und neuen Versuchen, zwischen neuen Partnerschaften und immer wieder neuen Trennungen und Scheidungen, geht nicht nur individuell, sondern auch kollektiv viel Energie verloren. Es ist bislang weder bedacht noch ausgerechnet worden, was volkswirtschaftlich an Kräften, Ressourcen und Geld durch

Beziehungskrisen, Liebesleid und Trauerarbeit verschlissen worden ist und noch immer weiter verbraucht wird ...“ (Hollstein: Wenn Ehen älter werden).

Ich will dieses Thema noch durch einen sarkastischen und etwas verallgemeinernden Text von Martin Walser ergänzen, der (um 1990?) schrieb, „Da verkehren doch wirklich Gattungen miteinander. Personen sind nicht gefragt. Der Geschlechts-verkehr, die größtmögliche Verallgemeinerung des einzelnen. Das ist ja auch das Schöne bei diesem Aufeinandertreffen, dass man miteinander nichts zu tun hat. Je wildfremder, um so schöner. Sehen, stehen, gehen, basta. Persönlich wirds doch nur, wenn irgendetwas nicht klappt dabei. Wenn alles gut geht, weiß man zum Glück nachher nichts vom anderen. Zwei Bewegungsarten werden eine Bewegungsart. Vorübergehend“.

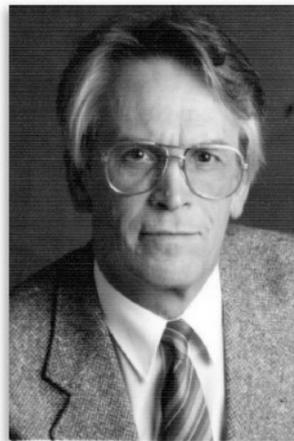
Die „sexuelle Befreiung“ war ein Teilbereich der großen Kulturrevolution die wir durchgemacht haben, aber von vielen als solche gar nicht erkannt worden ist. Sie hat alle Familien mehr oder weniger erfasst und beeinflusst. Wer eine Familiengeschichte schreibt, muss sie wenigsten erwähnen.

Bei meiner Berichterstattung möchte ich hier noch auf ein Ereignis anderer Art aus dem Jahre 1969 zurückblicken: Am 22. Juni landete der erste Mensch auf dem Mond; jedenfalls glaubten wir es (es gab in den USA schon bald Kreise, die diese Mondlandung als Bluff bezeichneten). Die Leistungen der Weltraumwissenschaft und Weltraumtechnik beeindruckten mich ungeheuer, und ich verfolgte mit großem Interesse die weiteren Versuche, den Weltraum zu erobern. Jahre später fragte ich mich allerdings - im Hinblick auf die riesige Staatsverschuldung der USA (über die Sowj.-Union wussten wir nichts) - nach dem Sinn weiterer Experimente. Wir Menschen würden ohnehin nicht viel mehr über den Ursprung und die Entwicklung des Kosmos in Erfahrung bringen können, weil unser begrenztes menschliches Denken sich nur in den Kategorien von Zeit, Raum und Ursächlichkeit zu bewegen vermag. Damit wird uns das große Geheimnis des Werdens mithin ewig verschlossen bleiben.

Bauvorhaben.

Am 23. August 1971 entschlossen wir uns endgültig zu dem Kauf einer 74 qm großen Eigentumswohnung in Wermelskirchen, Dorfhonnschaft, Agnes-Miegel-Weg 5. Sie war als Kapitalanlage gedacht und wurde von uns sofort vermietet.

Eine weitere Investition tätigten wir durch den Kauf einer 4.815 qm großen Wiese in Wermelskirchen, Flur 13, Flurstück 57, „Am Wellersberg“. Das Grundstück lag an der Straße von Dabringhausen nach Lennep, in unmittelbarer Nähe von Habenichts. Die Straßenseite, die der Wiese gegenüber lag, gehörte schon zur Gemeinde Dhünn und war mit zwei kleineren Häusern bebaut. Beim Kauf hatte ich mit dem Gedanken spekuliert, die Wiese nach der kommunalen Neuordnung, die unmittelbar bevorstand, als Bauland frei zu bekommen. Dieser Wunsch jedoch sollte sich nicht erfüllen. „Henslers Wieschen“, so nannten wir die Liegenschaft in der Familie, wurde im April 1978 für die Finanzierung des Grundstücks und des Hauses in Kierspe wieder veräußert.



W. Günter Henseler,
Lessingstr. 1, 5883 Kierspe 2,
18. September 1985.

Berufliche Entwicklung.

Am 1. Juli 1972 war ich als Kostenrechner und Abteilungsleiter in die Fleischwarenfabrik Steinhaus & Co., in Remscheid-Lennep, eingetreten. Der Betrieb hatte ungefähr 400 Beschäftigte, und einschließlich des angeschlossenen Großküchenbetriebes, einen Jahresumsatz von etwa 80 Millionen DM. Mein Arbeitsgebiet erstreckte sich auf das Erstellen der Betriebs- und Filialabrechnungen für die 20 Filialen und Fleischmärkte, das Ermitteln der Monats- und Jahres-Inventurbestände, die Kalkulation und Nachkalkulation der Großküchenprodukte, das Verwalten der Anlagenkartei und das Erstellen interner und externer Statistiken. Darüber hinaus war ich Redakteur der Firmenzeitschrift: „Blickpunkt“.

Bei Steinhaus kam ich zum erstenmal unmittelbar mit der EDV in Berührung, das heißt mit der Dateneingabe und Datenabrufung. Wir arbeiteten mit Magnetkonten und mit Lochkarten. Steinhaus galt sicher mit Recht, als moderner Betrieb mit einem ebenso modernen Management. Von jeder Führungskraft erwarteten die Chefs überdurchschnittliche Einsatzbereitschaft und hohe Leistungen. Mein Arbeitstag umfasste beispielsweise 10 bis 12 Stunden. Von den Arbeitstagen der anderen Abteilungsleiter unterschied er sich somit nicht. Es war andererseits aber auch so, dass die 9 Personen der sogenannten „Führungsgruppe“, zu der ich gehörte, jährlich zweimal eine Gehaltserhöhung verbuchen konnten. Ich schied am 30. Juni 1976 durch einen Machtkampf aus, der zwischen dem Prokuristen und mir ausgetragen worden war.

Nach meinem Ausscheiden bei Steinhaus fand ich zunächst keinen neuen Arbeitsplatz; ich war mithin arbeitslos. In Remscheid oder in der Umgebung eine Arbeitstelle zu finden, war aufgrund der damaligen Beschäftigungssituation aussichtslos. Ich bewarb mich deshalb vorwiegend im Düsseldorfer- und Neußer Raum. Als sehr hinderlich erwiesen sich bei den Vorstellungsgesprächen meine große Familie und das Haus in Wermelskirchen. Man unterstellte, dass ich meinen Arbeitsplatz sofort wieder verließen, wenn sich in Wermelskirchen oder Umgebung etwas böte.

In dieser, für mich sehr schweren Lage, lernte ich Herrn H. O. Zimmermann kennen. Er war ein älterer Herr aus dem weltanschaulichen Freundeskreis, der in Elze einen Rauhfutter-Großhandel betrieb und sein Geschäft aufzugeben gedachte, um sich in den Ruhestand zu begeben. Er bot mir die Übernahme seines Betriebes an. Ich arbeitete im Sommer 1976 fast vier Monate in Elze. Zu zweit kauften und verkauften wir per Telefon Heu und Stroh. Manchmal half zusätzlich noch ein Sohn des Chefs. Unsere Verkäufer saßen in Niedersachsen, unsere Abnehmer im gesamten Bundesgebiet und in den Beneluxländern. Mit Spediteuren musste das Heu oder Stroh auf den Feldern oder in den Scheunen abgeholt und zu den Verbrauchern transportiert werden. Meine Tätigkeit umfasste also den Einkauf, den Verkauf und die Disposition der Transporteinheiten. Wenn wir täglich zwischen 10 und 20 Tieflader unterwegs hatten, häufig auch noch einen oder mehrere Eisenbahnwaggons und mehrmals sogar einen ganzen Eisenbahnzug, dann war ich recht stolz. Aber es war auch ein sehr harter Tag, ohne feste Arbeitszeit, von montags bis samstags, von morgens sieben Uhr bis abends um 21 oder 22 Uhr. Das Arbeitsverhältnis beendete ich, weil Herr Zimmermann sich nicht entschließen konnte, sein Versprechen einzuhalten, den Betrieb zu einem festgelegten, baldigen Termin zu übergeben.

Nach der Rückkehr aus Elze war ich erneut arbeitslos und versuchte weiterhin erfolglos, eine Stelle in den Großräumen Remscheid oder Düsseldorf zu bekommen. In dieser für unsere Familie sehr schweren Zeit nahm Christel eine Arbeitsstelle als Arbeiterin in einer Wermelskirchener Kleinmöbel-Fabrik an.

Auf einen Tipp meines Schwagers Gerhard Jeske, Anfang 1977, bewarb ich mich sodann bei der Firma Albrecht Jung in Schalksmühle und wurde per 15. Februar 1977 eingestellt. Jung war ein Elektrotechnischer Betrieb, der Schalter und Steckdosen montierte. Ich übernahm dort die Betriebswirtschaftliche „Abteilung“, damals eine „Einmann-Abteilung“, bei meinem Ausscheiden aber mit drei Personen besetzt.

Schon beim ersten Bewerbungsgespräch musste ich versprechen, meinen Wohnsitz von Wermelskirchen nach Schalksmühle zu verlegen. Meine damalige Situation zwang mich regelrecht zu dieser Zusage. Es zeigte sich aber nach kurzer Zeit, dass keiner der vielen angebotenen Altbauten für unsere große Familie den gewünschten „Zuschnitt“ besaß. So reifte schließlich bei uns der anfangs unbehagliche Entschluss, noch einmal zu bauen. Zunächst jedoch wohnte ich drei Monate lang von montags bis freitags im Hause meines Schwagers Gerhard Jeske in der Glör und fuhr nur an den Wochenenden zu meiner Familie nach Wermelskirchen.

Zum Grundstückskauf kam es dann aber nicht in Schalksmühle sondern in Kierspe. Wir erwarben ein Wiesengrundstück am Mühlenberg und kauften von der Firma Brochhaus ein Nordhaus.

Umzug von Wermelskirchen nach Kierspe.

Dadurch, dass wir unsere Wohnung in Wermelskirchen, Agnes-Miegel-Weg 5, (an Herbert Wilke und Ulrike Dapper) und unsere Wiese in Wermelskirchen-Habenichts (an Andreas Mischke in Radevormwald), am 21. Dez. 1977 bzw. am 10. Apr. 1978 einigermaßen günstig abstoßen konnten, ließ sich die Finanzierung unseres Bauprojektes in einem gut verkraftbaren Rahmen halten, bei dem wir unser Wohnhaus in der Mannesmannstraße behalten konnten. Wir stürzten uns also zum dritten Mal in ein Bau-Abenteuer, und im September 1978 rückte der Bagger an, um die Baugrube auszuheben. Anfang Oktober war die Bodenplatte gegossen und im November stand unser Keller. Bei hohem Schnee und starkem Schneegestöber rollten am Dienstag, dem 9. Januar 1979, die LKW mit dem Fertighaus an, das dann Ende des Monats ebenfalls stand.

Ende März 1979 bestellten wir den Möbelwagen und zogen von Wermelskirchen in das noch nicht ganz fertige Haus in Kierspe. Für das Wohnhaus in der Wermelskirchener Mannesmannstraße 27 fanden wir in der Familie Kriemhild und Lothar Ruhrmann nette und ordentliche Mieter. Es freute uns, dass sie sich in der Folgezeit sehr wohl in unserem Hause fühlten. Schließlich, am 2. Nov. 1990, kauften sie es sogar.

Kierspe war im Jahr 1979 ein kleines Städtchen mit Dorf, Bahnhof und Rönsahl als größte Ortsteile. Wir wohnten im Dorf, am Mühlenberg. In der Nähe unseres Hauses stand die Eikener Mühle, damals noch Gaststätte, heute einfaches Wohnhaus. Etwas weiter entfernt lag „Haus Isenburg“, ein Müttererholungsheim der Evangelischen Kirche. Wenngleich man sich in Kierspe nicht gerade verlieben kann, so muss man doch anerkennen, dass die Umgebung abwechslungsreich und schön ist. Diese Erfahrung hat sich bei vielen Spaziergängen und Wanderungen immer wieder bestätigt. Christel und ich erwanderten unsere neue Heimat zunächst mit der Familie, später ohne Kinder, mit dem Sauerländischen Gebirgsverein Meinerzhagen (S.G.V.).

Unsere Umsiedelung vom Bergischen ins Sauerland brachte ohne Frage für jedes einzelne Familienmitglied spezielle Belastungen mit sich: Verlust von Freunden und Spielgefährten, Schulprobleme, Einkaufsprobleme, kulturelle Unterversorgung und mehr. Erst allmählich gewöhnte man sich an die neue Umwelt und stellte sich darauf ein. Die Kinder aber fanden den Ort noch nach Jahren langweilig und „ätzend“: „es ist hier nichts los“.

Unser Freundeskreis.

An dieser Stelle muss nun endlich eines Freundeskreises gedacht werden, dem wir seit Anfang 1976 angehören. Es ist eine organisatorisch lose Personengruppe innerhalb oder außerhalb des Arbeitskreises für Lebenskunde, der sich von Zeit zu Zeit traf/trifft, um - ursprünglich mit ihren Kindern - gemeinsame Stunden zu erleben. Dies konnte im Haus oder in der Wohnung einer dieser Familien sein oder aber auch in einer Jugendherberge oder einem Haus, das einem befreundeten Verein gehörte. Mit den Kindern zählte die Gruppe damals gut 50 Personen davon 29 Kinder. Für die Kinder gab es bei den Treffen Lebenskundeunterricht, der in zwei oder drei Klassen erteilt wurde. Gemeinsam wurde viel gesungen und auch volksgetanzt. Die Erwachsenen in der Gruppe bejahten in der Mehrheit die Philosophie Mathilde Ludendorffs. So wird es dann auch verständlich sein, dass aus dem Kreis anfangs häufig der Wunsch nach einem philosophischen Vortrag kam, für den dann in der Regel ein Referent von außerhalb der Gruppe gewonnen werden konnte.

Eines dieser Treffen beschrieb unsere Tochter Frauke Gudrun so: „Am 2. Oktober 1976 versammelten wir uns zu 60 Personen für eine Erntefeier im Haus Gudrun und Ulf Köhnke in Langenfeld Nierenhof. Die Diele war mit Früchten des Feldes und des Gartens ausgeschmückt. Wir konnten u. a. große Kohlköpfe, besonders lange Möhren, dicke Äpfel, Birnen, reife Trauben neben Ähren bewundern. Ein riesiger Kürbis und die appetitlich aussehenden selbst hergestellten Backwaren fielen besonders auf. Heide Freymark hatte sich ganz besonders auf dieses Fest vorbereitet und die Leitung übernommen. Nachdem wir uns im Wohnraum versammelt hatten, begannen wir mit dem Herbstlied „Bunt sind schon die Wälder“. Es folgten weitere Gedichtvorträge einzelner Kinder und gemeinsame Lieder, die alle etwas über die Ernte oder dem Herbst mit seinen beiden Seiten aussagten, einmal vom Wind, Sturm und Regenwetter, das andere Mal von der Ernte mit den reifen Äpfeln und Trauben, von den

Nüssen auf dem Teller, den Birnen im Keller. Da das Wetter zunächst recht sonnig war, spielten und tanzten wir Kinder auf der Wiese hinter dem Haus. Für alle Kinder war die Bewegung nach dem langen Sitzen sicherlich willkommen. Die Eltern hatten in dieser Zeit die Gelegenheit, bei Kaffee und Kuchen miteinander zu plaudern. Als die Spiele und Tänze beendet waren, fielen wir über den selbstgebackenen Streuselkuchen, die Brötchen und den Saft her. Inzwischen hängte Herr Overbeck mit einigen Kindern bunte Luftballons im Wohnzimmer auf. Unsere Aufgabe bestand darin, mit einer „Rakete“ die Ballons abzuschießen. Währenddessen prasselte der Regen an die Scheiben. Ja, an diesem Tag hatten wir den Herbst tatsächlich von zwei Seiten kennen gelernt. Zu unserer Überraschung fand zum Abschluss der Feier noch eine Verlosung statt mit den verschiedensten Obstgeschenken. Wir ließen das Erntefest mit gemeinsamen Liedern ausklingen, und wir waren uns wohl einig, dass dieses Treffen ein schönes Erlebnis war. Frauke Gudrun Henseler“.

Die einzelnen Familien wohnten in verschiedenen Orten des Bergischen Landes, des Siegerlandes oder der angrenzenden Gebiete. Anfang Januar traf man sich stets bei der Familie Overbeck in Wuppertal, um das Jahresprogramm zu erarbeiten. Jede einzelne Familie übernahm dabei irgendeine Aufgabe. Als die Kinder größer wurden, entfiel der Lebenskundeunterricht, und die Aktivitäten beschränkten sich nur noch auf Wanderungen und Museumsbesuche. Es dauerte dann nicht mehr lange, bis die meisten Jugendlichen aus dem Kreis schieden (auswärtiges Studium, berufliche Gründe, Verheiratung, mangelndes Interesse, auch Zwistigkeiten ...).

Ich habe bisher aber nur von der hier im Bergischen beheimateten Gruppe gesprochen. Sie war ein Teil des überregional tätigen Arbeitskreises für Lebenskunde. Er organisierte in jedem Jahre ein Dutzend Lager für die Jugend und Erwachsenen in Deutschland und Österreich. Wir haben diese Aktivitäten gerne mit unseren Kindern, oder die Kinder ohne uns Eltern, in Anspruch genommen. Ich besitze noch Lagerberichte aus den Jahren 1983 und 1984 aus dem Osterlager in Herboldshausen und aus Loxten in Westfalen.

Die Lager sollten keine Erholungslager sein sondern Lebenskundelager. Die Kinder sollten hier bewusst aus einer andersartigen Umwelt herausgelöst und die Lagerumwelt ganz auf die deutsche Kultur eingestellt werden. Die Kinder hatten dort Pflichten zu übernehmen und bildeten so eine echte Gemeinschaft. Alle diese Dinge konnten natürlich auch andere Gruppen übernehmen, aber es fehlte ihnen der Lebenskundeunterricht und oft das Wissen um diese Dinge.

Rückblickend kann gesagt werden, dass besonders die ersten Jahre im Kreise dieser Gruppe sehr fruchtbar waren. Wir Eltern haben, mit unseren Kindern zusammen, in kultureller Hinsicht viel erarbeitet und erlebt.

Wenn ich an dieser Stelle einmal einen Hinweis auf mein Lebensgefühl geben soll, muss ich bekennen, dass für mich in dieser Zeit sicher nicht die gebratenen Tauben in der Luft herumfliegen, ich dennoch zufrieden war.

Politische Entwicklung.

Zu den aufwühlendsten Erlebnissen in meinem Leben gehörte sicher die Revolution in der DDR im November 1989 und die sich anschließende Wiedervereinigung mit der BRD am 3. Oktober 1990. Aber es ist für mich äußerst schwierig, in nüchternen Alltagsworten dem Ausdruck zu geben, was in diesen Tagen und Wochen mein Seelenleben bewegt hat. Wann irgend möglich, saß ich mit Christel vor dem Fernsehgerät, um die Entwicklungen im Mitteldeutschen Raum zu verfolgen. Meine Hochachtung galt dem disziplinierten Verhalten der DDR-Bürger. Mehr als einmal übermannten mich in jenen Tagen die Tränen des Ergriffenseins. Ohne Kontrolle des Verstandes überfielen sie mich, sie waren mir peinlich, weil sie mich entkleideten, weil man mich für rührselig und sentimental halten könnte.

Karfreitag 1990 fuhren Christel und ich zu Fritz und Brigitte Kellner nach Schulenburg, Gemeinde Müssen, ins Lauenburgische und dann, gemeinsam mit ihnen, nach Mecklenburg. Bei Schlutup ging es über die deutsch-deutsche Grenze, dann besuchten wir zunächst Grevesmühlen. Dort machten wir die Bekanntschaft eines Ehepaares Schmidt, das uns sofort zu sich ins Haus lud. Über Schönberg ging es dann weiter bis Schwerin, zum dortigen Schloss und in die Stadt und danach durch das hübsche Ludwigslust und Boizenburg wieder nach Müssen. Noch existierte die DDR, aber wir waren nicht mehr die Kapitalisten und Klassenfeinde; man behandelte uns überall mit großer Offenheit und Freundlichkeit.

Vierzehn Tage nach der Mecklenburgfahrt reisten Christel und ich mit einer Gruppe des Meinerzhagener SGV nach Herleshausen, und wir wohnten dort in einem Hotel unmittelbar an der Zonengrenze. Wir und unsere Gruppe wanderten in Thüringen auf dem Rennsteig und versuchten, die Wartburg zu besichtigen. Letzteres scheiterte jedoch am starken Andrang von „Westbesuchern“.

An einem Abend fuhren Christel und ich noch einmal von Herleshausen nach Eisenach, um uns die Stadt, die wir vormittags nur mit dem Reisebus durchfahren hatten, etwas näher kennen zu lernen. Für unsere Anreise benutzten wir nicht die vielbefahrene Autobahn, sondern die Landstraße in Richtung Wartha. Dabei mussten wir durch den „Kontrollpunkt“. Christel und ich waren hier die einzigen Grenzübergänger, und die NVA-Soldaten zeigten sich von der freundlichsten Seite. Einer von ihnen trug drei Sterne auf den Schulterstücken. Mir fiel ein, dass uns Herr Schmidt in Grevesmühlen vor 2 Wochen erzählt hatte, dass viele „kleine“ NVA-Soldaten entlassen seien, die höheren Dienstränge jedoch nun an den Grenzübergangsstellen die Pässe kontrollierten - zum vollen Gehalt natürlich. Vor einem halben Jahr waren es vielleicht noch „scharfe Hunde“, die die Bundesbürger anschnauzten, ausplünderten oder schikanierten. Vielleicht gehörte dieser „Drei-Sterne-Offizier“ vor uns, auch zu jenen, die ihre Untergebenen, die bei Republikflüchtlingen daneben geschossen hatten, verhört und verurteilt hatten.

Eisenach musste man nach Einbruch der Dunkelheit kennen gelernt haben, um sich ein Bild vom verwahrlosten Zustand der Stadt machen zu können. Zu dieser Uhrzeit hatte sie geradezu etwas Gespenstiges. Erst jetzt erkannte man die Masse der unbewohnten Wohnungen in den ganz oder fast abbruchreifen Häuserzeilen. Es gab viele Gebäude, wo nur noch in einer Wohnung Licht brannte, und ganze Straßen waren ohne Laternen; ein Bild, wie ich es aus dem Krieg kannte. Daran erinnerten auch die Ruinen der bereits eingestürzten Häuser, die planierten Trümmergrundstücke und der große Trümmerhaufen im Zentrum der Stadt; und das alles 100 Meter von der Haupteinkaufsstraße entfernt. Christel und ich suchten eine Gaststätte, in der Hoffnung auf Kontakte mit Einheimischen und auf ein Abendessen. Aber es gab in Eisenach angeblich nur drei Gaststätten, und als wir davon endlich eine gefunden hatten, mussten wir in einem Vorraum durch die „Gesichtskontrolle“. Nachdem wir als „Wessis“ erkannt waren, durften wir eintreten. Ein Einheimischer, der das Lokal mit uns betreten hatte, wurde mit der Ausrede abgewiesen, die Gaststätte habe geschlossen. In den großen Gasträumen waren lediglich drei oder vier Tische besetzt: mit „Wessis“. Es ging dem Geschäftsführer also nur um die Westmark. Die erhofften Kontakte beschränkten sich auf den Kellner. Der Besuch Eisenachs wurde für Christel und mich ein niederschmetterndes Erlebnis.

Am folgenden Tag erlebten wir die Aufhebung der Passkontrolle; die innerdeutsche Grenze war damit praktisch gefallen. An der Kontrollstelle sprach ich mit den NVA-Soldaten, die vor uns freimütig ihre Sorgen ausbreiteten. Alle wussten von ihrer bevorstehenden Entlassung, und einer fragte mich, ob ich glaube, dass er in Zukunft noch eine Arbeitsstelle fände. Sie taten mir unendlich leid, aber - ich sagte es schon - mir schoss die Frage durch den Kopf wie sie sich wohl bis vor einem halben Jahr verhalten hatten? Jetzt, wo man ihnen die Macht genommen hatte, waren sie ganz klein und sehr freundlich. Ich dachte daran, dass ich in der Vergangenheit sehr viele ehemalige Nationalsozialisten kennen gelernt hatte; alles nette und liebenswerte Leute. Aber nun, an der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze ging mir auf, wie blitzschnell sich Menschen umstellen können, und dass unter diesen braunen Parteigenossen wahrscheinlich auch eine Reihe großer Schweinehunde gewesen sind, als sie nämlich noch die Macht hatten.

Natürlich wollten Christel und ich auch die große Wiedervereinigungsfeier am 3. Oktober 1993 in Berlin miterleben. Wir fuhren also am 2. Oktober kurz nach 8.00 Uhr mit einem Bus der Firma Kattwinkel in Kierspe los. Mit uns reisten fast 70 Personen, überwiegend junge Leute, teilweise mit schwarz-rot-goldenen Hemden oder Aufnähern und mit schwarz-rot-goldenen Fahnen. Während der Fahrt-Pausen erschollen die Sprechchöre unserer Jungen und Mädchen: Deutschland, einig Vaterland“ oder auch die dritte Strophe des Deutschlandliedes. Arndt Kattwinkel, Mitglied der „Jungen Union“, tat sich hierbei besonders hervor. Er hatte mir schon Tage vor der Fahrt angekündigt, dass er mir beweisen wolle, dass der „Patriotismus bei der Jugend größer sei, als man gemeinhin denke“.

Ab Bahnhof Zoo fuhren Christel und ich mit der S-Bahn nach Ost-Berlin zur Friedrichstraße und schlenderten dann Unter den Linden die „Preußenzeile“ aufwärts bis zum Alexanderplatz, vorbei an wohl über hundert Eß-, Trink- und Andenkenstände, dem großen Festzelt der SPD (wo gerade Vogel eintraf) und den kleineren Zelten der CDU. An einer Stelle wurden zwei Fahrzeuge der NVA zum Verkauf angeboten, an anderen Buden NVA-Stahlhelme, Mützen und Orden des abgewirtschafteten Systems.

Christel und ich wendeten am „Alex“ und gingen Unter den Linden zunächst zum Brandenburger Tor, dann weiter zum Reichstagsgebäude.

Das Brandenburger Tor war immer noch ohne Quadriga, die sich ja, wie wir wussten, aufgrund der Beschädigungen aus der Sylvesternacht in einer Reparaturwerkstatt befand.

Der Fußgängerbetrieb auf den Straßen hatte inzwischen ständig zugenommen. Rund um das Brandenburger Tor fand er zunächst seine stärkste Verdichtung; viele Fahnen wurden geschwenkt und Raketen und Knallkörper gezündet.

Vor dem Reichstagsgebäude sahen wir auf dem großen Fernsehbildschirm den noch amtierenden Ministerpräsidenten der DDR Lothar Maiziere und hörten einen Teil seiner Rede. Dann warteten wir stundenlang auf den Höhepunkt der Feier. Ein Berliner neben uns bemerkte: „Wir haben 45 Jahre auf diesen Tag gewartet, da kommt es auf ein paar Stunden nicht mehr an“.

Das Feierprogramm fand ich entsetzlich. Das Konzert begann mit einer Fantasie über den Choral „Lobet den Herrn“ und setzte sich dann im Stile eines Kirchenkonzerts fort, so dass man sich eher auf einem Kirchentag vorkam als bei einer nationalen Feier. Dann Musik von je einem Russen, Franzosen, Amerikaner, Belgier, Norweger, Dänen, Hebräer, die bei mir nicht die Spur von Feststimmung hätte aufkommen lassen. Die Reaktion von zwei Berlinern neben uns war entsprechend: „Die wollen uns verarschen“, „Das sieht den Bonnern ähnlich“, „Feiern wir die Wiedervereinigung, oder kommt der Papst“, Es fehlt nur noch das Auftreten von Herrn Galinsky“.

Endlich zeigte dann der Uhrzeiger den Augenblick an, wo die alten Teilrepubliken DDR und BRD ihr Leben ausgehaucht hatten; die Sektorken knallten und ringsum stand alles in einem Sektregen. Die Flüssigkeit lief uns an den Anoraks und Mänteln herunter, und meine Haare waren pitschnass. Man prostete auf das neue Deutschland an, dann sangen die Hunderttausende das Deutschlandlied. Schon begann auch das große halbstündige Feuerwerk, in seinem ersten Teil untermalt mit Händels Feuerwerksmusik.

Auf dem großen Fernsehbildschirm zeigte man in diesem Augenblick eine Schlägerei am Brandenburger Tor. Etwas später erfuhren wir dann, dass dort von einer Stelle die Feier durch Rufe wie: „Deutschland verrecke“ und „nie wieder Deutschland“ gestört worden sei.

Unmittelbar nach dem Feuerwerk löste sich die Versammlung vor dem Reichstagsgebäude auf, und die Massen schoben sich auf die Straße des 17. Juni, wo sie mit den aus Richtung Brandenburger Tor kommenden Menschenmassen zusammentrafen und dann allmählich in Richtung Innenstadt verströmte.

Um 3 Uhr saßen wir am Bahnhof Zoo wieder in unserem Kattwinkel-Bus und wenige Minuten später rollten wir bereits zurück in Richtung Sauerland.

Die Kinder werden flügge.

In wirtschaftlicher Hinsicht vollzog sich ab 1988 in unserer Familie ein durchgreifender Wandel. Frauke war durch ihre Verheiratung am 17. Mai 1986 aus der Familie ausgeschieden; Heidrun hatte Ende Januar 1987 ihre Lehre beendet, Dagmar Ende Juli 1989, Gernot Juli 1991 und Gerlind am 31. Juli 1992. Das bedeutete nicht zuletzt, dass sie eigene Einkünfte bezogen, und wenngleich sie zu Hause davon auch nicht viel abgaben, so kam es doch zu einer teilweisen Selbstversorgung bei ihnen. 1988 glaubte Heidrun die Enge des Elternhauses verlassen zu müssen und suchte sich ein Zimmer in Lüdenscheid. Wenige Jahre später zogen Gerlind und Dagmar aus beruflichen Gründen aus. Von unseren Kindern wohnte nunmehr nur noch Gernot bei uns. Aber trotz der Absonderungen unserer Töchter wurde das Zusammengehörigkeitsgefühl nicht zerstört. Besonders bei Festlichkeiten versammelten sich alle am elterlichen Wohnort, um den elterlichen Tisch, um gemeinsam zu feiern. Ab 1989 vergrößerte sich sogar dieser Familienkreis durch die Ankunft von Enkelkindern: Willem Hendrik am 7. Juli 1989, Marvin Frederik am 27. Januar 1991, Svenja Sonngrid am 17. September 1992, Julia Antonia am 30. Juli 2000, Lennart Georg am 16. Sept. 2000 und Erik am 31. August 2001, Thorben am 29. Mai 2003, am 30. Juli 2004 Falk Reiner, am 29. Aug. 2008 Laurin und am Marwin.

Rentner.

Nach dem Verkauf des Wermelskirchener Hauses hatten wir uns in finanzieller Hinsicht endgültig Luft verschafft. Es ging uns ab da wirtschaftlich gut wie nie zuvor.

In diesem Zustand sozialen Wohlstandes reifte in mir der Gedanke, den Beruf aufzugeben. Dies ließ sich jedoch nur bewerkstelligen, wenn ich in der Firma selbst kündigte und bis zur Bewilligung der Rente eine gewisse Arbeitslosenzeit in Kauf nähme. Als Christel sich mit meinen Plänen einverstanden erklärte, reichte ich bei der Firma Jung tatsächlich die Kündigung ein und schied per 31. Dezember 1991 aus dem beruflichen Arbeitsprozess aus. Am 1. Juli 1994 wurde ich offiziell Rentner.

Auf diesen neuen Lebensabschnitt hatte ich mich schon längere Zeit gefreut und vorbereitet. Ich hatte mir viel für ihn vorgenommen. Ich wollte mit Christel reisen und wandern, im Haus, insbesondere im Studio, dringende Arbeiten erledigen, meinen Garten völlig umgestalten, mich mit belletristischer Literatur befassen, im Sauerländischen Gebirgsverein ein Amt übernehmen, meine volks-, heimat- und familienkundlichen Sammlungen ordnen und zur Abgabe an Archive aufarbeiten und einiges mehr. Ich hatte ja schon die umfangreiche Buchführung der Vereinigung gesamtdeutsche Politik mit fast 1.000 Mitgliedern und Beziehern „am Halse“, die ich bald nach der Berufsaufgabe auf EDV umstellte.

Vieles von meinen Wünschen und Hoffnungen ließ sich dann leider, wie sich bald herausstellen sollte, nicht realisieren. Auch für einen Rentner hat der Tag bekanntlich nur 24 Stunden; so mußte ich notgedrungen mein „Programm“ einschränken. Dabei zeigte es sich, dass es mir sehr schwer fiel (u. fällt), vom leistungsorientierten Denken Abstand zu gewinnen. Die Gestaltung meiner Rentnerzeit führte bei Christel zu großer Unzufriedenheit, weil ich eben dann doch nicht so viel reiste und wanderte, wie ich einmal in Aussicht gestellt hatte, und sie überhaupt andere Lebensziele verfolgte als ich. Die Zeit des sogenannten „Ruhestandes“ brachte uns so nicht näher; sie trug leider nicht zu einer Harmonisierung unserer Ehe bei.

Um 1990 herum gaben für Christel und mich unsere drei Enkelkinder Anlass zur besonderen Freude. Wir bedauerten allerdings immer wieder, dass wir zu selten in die Lage versetzt wurden, um sie zu sehen und zu genießen. Beim Schreiben meiner „Lebenserinnerungen“ fiel mir wieder die Kalendernotiz vom 29. Oktober 1991 ein, die besagt, dass Christel und ich uns an diesem Tag zu Besuch bei Frauke und Dirk in Crailsheim befanden. Nachdem sich Christel dort eine zeitlang mit Hendrik schmusenderweise beschäftigt hatte, wollte sie von ihm eine Liebeserklärung hören. Sie fragte ihn: „Wen hast du denn am liebsten?“, „die Mama“; kam zur Antwort, „und wen noch?“, „den Papa“; „und wen noch?“ „den Pandabär“. Na, das reichte Christel.

Nach dem Jahr 2000 vergrößerte sich unsere Enkelschar auf zehn. Alle unsere Töchter sind nun also Mutter. Wir, Christel und ich, sind sehr stolz auf unsere Enkel.



W. Günter Henseler, 1949,

Meine Einstellung zur Geschichte.

Bei der Schilderung meines Lebenslaufes habe ich bisher drei Dinge nicht genügend behandelt: mein politisches Weltbild, mein Verhältnis zur Religion und zur Geschichte. Dabei haben mich gerade Politik, Religion und Überlieferung seit meiner Jugendzeit innerlich sehr stark berührt. Diese Interessensgebiete veranlassten mich zu besonderem Handeln und zu besonderem Einsatz. Irgendwie war ich somit immer „politisch“ aktiv, wenn auch nur in meiner Jugend einmal in einer Partei. Auf dem Gebiet der Historie entschied ich mich schon früh für die Erforschung meiner Familie und der Familiengeschichte insgesamt, dann jedoch auch für die Heimatgeschichte.

Ich will es einmal anders ausdrücken: mein ständiges historisches Gedenken von Kindesbeinen an, meine Verbindung mit früheren Generationen und das Nachspüren ihrer Taten, entwickelte sich bereits in den Jünglingsjahren zu einer lebendigen und leitenden Kraft. Die Vergangenheit verkettete ich mit Gegenwart und Zukunft. Mein Ziel war tätige Mitarbeit am gesellschaftlichen Leben (Volksleben) im weitesten Sinne und im Rahmen meiner Möglichkeiten, nicht zuletzt auch, um vor dem Urteil der Nachwelt einigermaßen bestehen zu können. Dieser zentrale Wille gab mir immer wieder Antrieb

(auch eine gewisse Rastlosigkeit) wemngleich er sicher manchmal übers Ziel hinausschoss. Der innere Motor belastete freilich auch mein Verhältnis zu meiner Ehefrau und zu meinen Kindern, weil er von ihnen gar nicht wahrgenommen wurde, aber die Folgen spürten. Meiner Familie blieben meine Gedankengänge allerdings auch zu einem beträchtlichen Teil verborgen, weil aufgrund meiner Verslossenheit, ich ließ andere nicht gerne in das Innerste meiner Seele schauen, eine geistige Nachvollziehung erschwert wurde.

Mein familienkundliches Interesse wurde vom Ehepaar Himmelreich in Hagen geweckt. Mein Anfangsziel beschränkte sich zuerst auf die Erkundung meiner Ahnenschaft bis zum Jahre 1800. Meine Zweifel, diese Zeitmarke zu erreichen, waren recht groß. Die Erfolge meiner Bemühungen ließen mich dann aber nicht mehr ruhen; so wie mir ein Ziel erreicht schien, steckte ich mir ein neues. - Ich forsche noch heute.

Meine familien- und heimatkundlichen Veröffentlichungen bezogen sich in der Hauptsache auf genealogische Quellen und Archivalien, sowie auf Arbeiten zur Geschichte des Geschlechtes Henseler:

- 1.) Stammreihe Henseler (Bonner Ahnen). In: Die Laterne, Bonn, Nr. 7, 1968, 1 Seite.
- 2.) Ein Paket Rechnungen und Briefschaften aus dem Besitz von Conrad Henselers Erben zu Bonn; in: Die Laterne, Nr. 9, 1968 u. 1-3, 1969.
- 3.) Die Stammtafel Hensler, Ravensburger Geschlechterzweig; in: Familienkundliches Jahrbuch Schleswig-Holstein, S. 25-45, Kiel 1976.
- 4.) Vornamen gestern und heute; in: Mensch und Maß, drängende Lebensfragen in neuer Sicht, Pähl, 17. Jahr, Folge 1, 1977.
- 5.) (zusammen mit Paul Henseler:) Ein Kanonikerhaushalt des 17. Jahrhunderts in Bonn. Aus den Papieren des Jakob Henseler, Kanoniker am Stift St. Cassius und Florentius in Bonn; in: Bonner Geschichtsblätter, Bd. 35, S.107-121, Bonn 1984.
- 6.) Die Stammtafel Hens(e)ler, Ravensburger Geschlechterzweig 1440-1911, Kierspe 1993, 157 S., Selbstverlag.
- 7.) Ahnentabelle der Geschwister Christel Ilse und Renate Edeltraud Braun; Kierspe 1993, Selbstverlag.
- 8.) Nachfahrenliste Margaretha (Greitgen) Loh verwitwete Rode geb. Henseler 1550-1994, Kierspe 1994, Selbstverlag.
- 9.) Ahnentafel Wilhelm Günter, Irmgard, Gisela Elisabeth, Heinz Josef, Annelore und Horst Lothar Henseler, Teil 2, Kierspe 1996. 180 S., Selbstverlag.

Genealogische Quellen:

- a.) Gelegenheitsfund aus Vivis. In: Berner Taschenbuch auf das Jahr 1864; in: Ostdeutsche Familienkunde, Heft 1, 1972.
- b.) Ein Bonner als kurpfälzischer Pfarrer. In: Die Laterne, Mitteilungsblatt. des Bonner genealogischen Arbeitskreises, Nr. 3/1973, Bonn.
- c.) 8 Gelegenheitsfunde von Mitteldeutschen in Herford und Bielefeld. In: Mitteldeutsche Familienkunde, Heft 1/1973.
- d.) Ostdeutsche in Bielefeld und Herford. In: Ostdeutsche Familienkunde, Hefte 1-4, 1973.
- e.) Runderoother Bürger in evangelischen Kirchenbüchern und in Personenstandsmatriken des Wupper-Vierecks. In: Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde (MdWGfF), Jg. 32, 1985, S. 41.43.
- f.) Meinerzhagener und Valberter Bürger in den Kirchenbüchern Lenneps und Wermelskirchens; in: Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, Jg. 35, Heft 8, 1992, S. 209-210.
- g.) Kiersper und Rönsahler Bürger in den Kirchenbüchern Lenneps (luth.) und Wermelskirchens (ref.) 1655-1809. In: Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, 1995.
- h.) Taufe der Anna Christina Meybeucker, Wipperfürth, 1761. In: Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, Bd. 37, Jg. 84, Heft 7, Juli-Sept. 1996, S. 175-176.
- i.) „Zwangstaufe“ im Kirchspiel Wipperfürth. In: Wipperfürther Informationen, Verlagsbeilage Bergische Landeszeitung, Donnerstag, 27. Febr. 1997, S. 2-4.

In der zweiten Jahreshälfte 1963 trat ich dem Bergischen Geschichtsverein in Remscheid bei. Mein Interesse für die heimatliche Geschichte war durch den sogenannten „Stursberg-Kreis“ erwacht. Dieser Kreis hatte sich etwa um 1960 zusammengefunden und bestand aus Familien- und Heimatforschern. So erinnere ich mich insbesondere an Gerhard Esser, Hans Euler, Karl Wilhelm Heuser, Walter Lorenz, Karl Hermann Pleiß, Frau Dr. Frida Rübens, Karl Schumacher, Erwin

Stursberg und Egon Viebahn. Erwin Stursberg, der Erfahrenste an diesem „heimatkundlichen Stammtisch“, betreute und beriet jeden einzelnen von uns mit großem Geschick. Sein Tod bewirkte, dass der „Stursberg-Kreis“ mehr und mehr „versandete“ und schließlich einging. Eine sehr große Anzahl von heimat- und familiengeschichtlichen Beiträgen sind jedoch von Teilnehmern des „Stursberg-Kreises“ entstanden und veröffentlicht worden (allerdings nicht von mir persönlich). Nach meinem Umzug von Remscheid nach Wermelskirchen und der Ummeldung vom Remscheider Ortsverein des BGV zum Wermelskirchener konzentrierte ich mich mehr und mehr auf die Erforschung der Eisenverhüttungsstellen im ehemaligen Amte Bornefeld. Hierbei erhielt ich von Erwin Stursberg mannigfache Hilfe, besonders wenn es um die Analysierung von chemischen Bestandteilen in den Schlacken und Ofensauen ging.

Nach meinem Eintritt in den Ortsverein Wermelskirchen des Bergischen Geschichtsvereins übernahm ich sofort das Amt des 2. Kassenwarts. Da der zum Schatzmeister gewählte Willmeroth jedoch keinen Finger rührte, war ich der eigentliche 1. Kassenwart. Nach seinem Ableben übernahm ich das Amt auch offiziell und behielt es bis zu meinem Fortzug nach Kierspe im Jahre 1976. Ich nahm auf Einladung des Landschaftsverbandes Rheinland an zahlreichen Wochenendseminaren teil.

Die Rettung des Schumacherschen Hauses Eich Nr. 8 in Wermelskirchen vor dem geplanten Abriss ist das Verdienst des Bergischen Geschichtsvereins in der Zeit meines Wirkens im Vorstand. Unser Kampf hatte mehrere Jahre gedauert, und auf der Gegenseite standen nicht nur die regierenden Fraktionen des Stadtparlaments, sondern eine breite Geschäfts-Lobby. Ich persönlich halte den Erhalt des Fachwerkhauses für den größten Erfolg des Bergischen Geschichtsvereins in diesen Jahren.

Seit 1968 bin ich Mitglied im Geschichts- und Altertumsverein für Siegburg und Rhein-Sieg-Kreis, seit 1995 des Bergischen Geschichtsverein, Abteilung Oberberg und seit 2000 des Heimatvereins Kierspe.

Heimatkundliche Arbeiten:

- a) Die Hofschafft Harkenstiel; in: Meinhardus, Meinerzhagener Heimatblätter, 2/1995, S. 58-69.
- b) Die Schöffensprotokolle der Stadt Siegburg 1415-1662, Transkripte, (auf Diskette und zur Zeit noch in Arbeit, bisher 3.000 Seiten).
- c.) Eine Briefmarke aus dem „Ruhrkessel“ – gedruckt in Meinerzhagen, in: Meinhardus 1/2000, 34. Jg., (im Heft wird als Verfasser Hans Ulrich Freitag genannt).
- d.) (zusammen mit Andrea Korte-Böger und Elisabeth Sommer) Protokolle des Siegburger Schöffengerichtes, Gerichtsverhandlungen von den Jahren 1541 und vollendet 1547 am Montag post Oculi.
194 Seiten, Siegburg 2001. Band 1.
Band 2) Protokolle des Siegburger Schöffengerichtes Band 2.
Band 3) Protokolle des Siegburger Schöffengerichtes Band 3.
Band 4) Protokolle des Siegburger Schöffengerichtes Band 4.
Band 5) Protokolle des Siegburger Schöffengerichtes Band 5.
Wörterbuch zu den Siegburger Schöffensprotokollen.

Leserbriefe:

- a) Am 29. Juni 1738 letzte Hexe verbrannt, in: Remscheider General-Anzeiger, Nr. 65, Jg. 96, S. 12, v. 16.3.1984.
- b) „Rövenstrunck wurde 1593 geboren“, in: Meinerzhagener Zeitung, vom 1.6.1995.

Pressestimmen – Lesermeinungen zur Herausgabe der Siegburger Schöffensprotokolle:

Zu Protokollband 3: „Für Genealogen und Heimatforscher bietet das vom Siegburger und Troisdorfer Stadtarchiv herausgegebene Material eine seltene Quelle“. (Augias net. Das Nachrichtenportal des Archivwesens v. 27.8.2005).

„Dieser dritte Band der Siegburger Schöffensprotokolle, den Zeitraum von 1547 bis Mitte 1554 umfassend, ist eine wichtige Quelle sowohl für die Stadt Siegburg als auch für den Siegburger Raum. ...“ (Paul Henseler, Bücher- und Zeitschriftenschau 2006).

„Nirgendwo sonst wird meines Wissens an einer solchen Edition gearbeitet. Wir haben hier mit Protokollen zu einer mehr als 200-jährigen Rechtsprechung eine außerordentliche Geschichtsquelle“ (Bürgermeister der Stadt Siegburg, Franz Huhn 2008).

„Selbst die Bezeichnung Mammutaufgabe wird dem Schaffen von Günter Henseler nicht gerecht. Der 78-jährige Rentner gibt der Stadt ihr Gedächtnis wieder“ (Redaktion: Unser Ort Siegburg 17.April 2010).

„Durch seine [W. Günter Henslers] Arbeit wird es möglich sein, mehr als 200 Jahre städtischer Rechtspflege einer rheinischer Kleinstadt nicht nur der Forschung, sondern auch dem „einfachen“ Heimat- und Familienforscher zur Verfügung zu stellen, die sonst schon aufgrund fehlender paläographischer Kenntnisse verschlossen bleiben würde“ (Korte-Böger, 2011).

„Seine Abschriften sind ein gefundenes Fressen für Rechtshistoriker und Sprachforscher gleichermaßen“ (Siegburgaktuell 2011).

Das Wörterbuch „ist eine wunderbare Hilfe zum Verständnis der Sprache dieser Gegend“ (Universität Bonn, 2011).

„... denn W. Günter Henseler hat schon seit einigen Jahren eine umfassendere Aufgabe gefunden, die für die Geschichtswissenschaft, die Rechts-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die Personen- und Familiengeschichtsforschung eine geradezu exceptionelle Quelle erschließt: die Erschließung, Bearbeitung und Edition der Gerichts- und Schöffensprotokolle der Stadt Siegburg, die für die Jahre 1415 bis 1662 überliefert sind“. (Dr. Lupold von Lehsten vom Institut für Personengeschichte in 64625 Bensheim, 2014.)

Meine Einstellung zur Politik und Religion.

Zu meiner politischen Einstellung habe ich oben schon einiges gesagt. Ich wiederhole mich, wenn ich noch einmal betone, dass ich in einer nationalsozialistischen Familie aufgewachsen bin. Mein Vater hatte zwar bis 1933 der Zentrumspartei als Mitglied angehört aber nach der sogenannten „Machtergreifung“ Adolf Hitlers war es bekanntlich so, dass bis in den Zweiten Weltkrieg hinein eine Mehrheit der Bevölkerung - sozusagen in aufsteigender Tendenz - die Politik und vor allem die immer „erfolgreicher“ werdende Außenpolitik der Nationalsozialisten trotz fortdauernder ideologischer Vorbehalte unterstützte. Hierzu gehörten auch meine Eltern. Obwohl es innerhalb der Partei christentumsfeindliche Strömungen gab, haben sie immer an einer grundsätzlichen Vereinbarkeit zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus geglaubt. Sie waren der Auffassung, dass die Lehren der katholischen Kirche in einigen Punkten dem Zeitgeist nicht mehr entsprächen und sich anzupassen hätten. Andererseits ist ja nicht zu verkennen, dass der aus dem Thule-Orden stammende Nationalsozialismus sich auch als eine religiöse Bewegung, als einen weltlichen Priesterstaat sah (was heute aus ideologischen Gründen von offizieller Seite nicht weiter untersucht wird). Das „Heil und Sieg“, der Thule-Leute, machte Hitler zum „Sieg-Heil“, die Thule-Zeitung machte der „Führer“ zum „Völkischen Beobachter“, das Thule-Zeichen, das germanische Hakenkreuz, übernahm Hitler in dieser Form als „Symbol der siegenden NSDAP“. Blutmythos, Blutzügen der Bewegung und Blutfahne gehörten zum Nationalsozialismus wie der unbedingte Gehorsam (wie bei den Jesuiten), die Unduldsamkeit gegenüber anderen Meinungen, die Unfehlbarkeit des Führers (wie beim Papst). Aufmärsche (wie von Kirchentagen gewöhnt) und neue Formen von Familienfeiern, die Überreichung von Hitlers „Mein Kampf“ an junge Ehepaare, die ständige Berufung auf „Gottes Vorsehung“ in den Führerreden, die Bekämpfung der „Gottlosenbewegung“ in Deutschland und des atheistischen Bolschewismus, die „Arisierung“ des Juden Jesus von Nazareth, die „Ordensburgen“ der SS, alles das sind nur Beispiele für den „auch-religiösen“ Charakter der Partei. Dies sind nur wenige Stichpunkte zu meiner Behauptung. Es kann nicht meine Aufgabe sein, dieses Thema zu vertiefen. Gewiss haben damals viele dieser pseudoreligiösen Dinge bei Katholiken (und nicht nur dort), besonders bei schlichteren Gemütern, ihren Eindruck nicht verfehlt. Meine Eltern verbanden manches nationalsozialistische Gedankengut mit dem katholischen, und sie empfanden, wie ich oben schon sagte, durchaus keine grundsätzliche Feindschaft zwischen Nationalsozialismus und christlicher Kirche.

Aus dem hier Geschilderten versteht es sich von selbst, dass wir Kinder in diesem Geist erzogen worden sind.

So kam es, dass kirchliche Stimmen in den Medien, die die Niederlage Deutschlands als Strafe Gottes hinstellten, eine nachhaltige Verbitterung in mir hervorriefen. Das Kollektivschuldbekenntnis lehnte ich ohnehin schärfstens ab. Weshalb, so fragte ich mich, sollte Gott den atheistischen Josef Stalin und seine verbündeten östlichen und westlichen Massenmörder (vor und nach der deutschen Kapitulation)

belohnen und Adolf Hitler bestrafen? Was wog schon die Herrschaft der Deutschen über eine Handvoll europäischer Völker gegen das Dreiviertel der Menschheit, welches von Großbritannien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden und der Sowjetunion 1945/1946 noch unter der Kolonialknete gehalten wurde? Was war schon die Unterdrückung weniger Millionen Juden in Europa gegen die -zig Millionen Neger, die Nachkommen jener Sklaven, die aus Afrika geraubt waren, und Indianer in den USA, die immer noch als Bürger minderen Rechtes gehalten wurden? (Ich erfuhr erst viele Jahre später, dass etwa 15-20 Millionen Schwarze durch den Sklavenhandel im Laufe der Jahrhunderte über den Atlantik nach Amerika gebracht sein sollen). Und waren es nicht gerade die „Kreuzzügler“, die 80 Millionen Deutsche mit Hilfe des Versailler Diktates und des Young-Vertrages 15 Jahre lang ausgeplündert- und rein deutsche Gebiete, wie Westpreußen, Ostoberschlesien, das Sudetenland, Südtirol und Eupen-Malmedy fremder Herrschaft unterstellt- und den Österreichern den Anschluss an das Reich verboten hatten? Wie behandelten die Russen die deutsche Volksgruppe in der Sowjet-Union und mit welcher Brutalität hatten sie 1944/45 ganze Landstriche in Ost- und Westpreußen ausgemordet? Welche Bestialitäten spielten sich bei der sowjetischen Eroberung Ostdeutschlands ab? Hat je eine westliche Macht ihren kommunistischen Freunden (im späteren sogenannten „Ostblock“) wegen der Brutalitäten gegenüber den Deutschen einen ernsthaften Vorwurf gemacht? Das Gegenteil war doch der Fall, es wurde vertuscht und entschuldigt, und entsprangen die anglo-amerikanischen Luftangriffe auf Dresden und Würzburg nicht reiner Mordgier? Man hat uns Deutschen nach der Niederlage immer wieder von den zahlenmäßig wenigen Todesmärschen der KZ-Insassen erzählt, die sicherlich ganz schrecklich und grausam waren. Aber die tausend Todesmärsche der ostdeutschen Bevölkerung (wie auch die amerikanischen Konzentrationslager für Japaner in den USA) wurden (und werden) in den öffentlichen Medien bis heute von der überwältigenden Anzahl der „offiziellen“ und beamteten „Zeitgeschichtler“ fast verschwiegen oder als „rechtsextremistische Propaganda“ abgetan. Bei diesen demokratischen „Volkspädagogen“ stehen die Ergebnisse schon am Anfang ihrer „Forschungen“ fest. Sie sind für diese „Historiker“ die allein möglichen und passen selbstverständlich in die Erwartungen und Vorgaben der herrschenden Gruppen in Deutschland wie der Deckel auf dem Topf. Karrieristen, Politiker, Medienmacher und „Historiker“ in Ost- und Westdeutschland haben längst aus der Kapitulation der deutschen Wehrmacht eine „Befreiung“ gemacht. Sie waren es und sind es weiterhin, die die Deutschen Gehirne so verformten, dass die Verbrechen der Alliierten, ihre Bombentepiche, die Zerstörung der deutschen Städte, Massenausreibungen, Massenvergewaltigungen, Massenmorde, Folterungen in den Internierungslagern und Gefängnissen, Plünderungen und vieles mehr totgeschwiegen oder als etwas völlig Normales hingestellt wurden/werden.

Meine kritische Betrachtung der jüngsten Vergangenheit bewirkte, dass selbst noch einige Jahre nach 1950 in meinem Innersten der Kampf zwischen der endgültigen Anerkennung der Demokratie und der Sehnsucht nach der vergangenen Macht nicht entschieden war; die alten Gefühle brachen immer wieder durch.

Für eine persönlich Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus war ich bis zum Untergang des Dritten Reiches zu jung und unerfahren gewesen. Danach sah ich zunächst gar keine Veranlassung dazu, denn ich gehörte zu den Begeisterten, und es fehlten mir zunächst auch die Möglichkeiten. Im Nachhinein denke ich, dass ich in der Zeit vor 1949 zu den radikalen Nationalsozialisten gehört habe. Aber ab 1951 kam ich dann sowohl an NS-Literatur wie auch an die der Kritiker in ausreichendem Maße heran. Damit wandelten sich mehr und mehr meine inneren Einstellungen und bewirkten einen wachsenden Abstand zum Nationalsozialismus.

Ohne je Mitglied zu werden, verteilte ich 1950/51 Aufklärungsschriften, verkaufte Publikationen und sammelte Unterschriften für die „Stille Hilfe der Mutter Elisabeth, H. E. Prinzessin von Isenburg“. Sie hatte sich unter anderem zum Ziel gesetzt, mit allen zur Verfügung stehenden legalen Mitteln für die in Landsberg einsitzenden und zum Tode verurteilten Soldaten, die sogenannten „Rotjacken“, zu kämpfen. Nicht zuletzt durch diese frühe Bürgerinitiative wurde die Begnadigung der meisten Todeskandidaten erreicht. Aber auch für die über 1000 weiteren einsitzenden Soldaten in Landsberg, Wittlich und Werl hat sich die „Stille Hilfe“ damals eingesetzt, wie auch für über 2000 Not leidende Familien und für die Witwen und Waisen der von den Amerikanern hingerichteten deutschen Soldaten.

Die Siegerjustiz von Nürnberg und die Kriegsverbrecherprozesse gegen deutsche Politiker, Soldaten, Wirtschaftsführern und Ärzten mit den vielfach rechtswidrigen Urteilen erregten die Deutschen in diesen Jahren um 1950, wo die Frage der Wiederbewaffnung auf der Tagesordnung stand, ganz besonders stark. Die Hoffnung der Mehrheit der Deutschen auf eine Revision der als ungerecht

empfundene Urteile war aber kaum zu erfüllen. „Die Westmächte hätten zahllose Verfahren wieder aufnehmen müssen, und - was schwerer wog - die Rechtsgrundlage der Urteile wäre in Zweifel gezogen worden. ... Nur einige Engländer setzten sich für eine Revision der Urteile ein. So Liddel Hart, der ... für die deutschen Soldaten Stellung bezog und auf ihr meist korrektes Verhalten während des Zweiten Weltkrieges in den besetzten Gebieten hinwies, das sich gelegentlich sogar vom Verhalten der alliierten Soldaten positiv abgehoben habe. ... (Klaus v. Schubert: Wiederbewaffnung und Westintegration).

Es ist mir nicht mehr in Erinnerung, ob auch der in Tübingen lehrende Theologe Helmut Thielicke damals in der „Stillen Hilfe“ mitgearbeitet hat, jedenfalls setzte auch er sich für die Begnadigung der im „Malmedy-Prozess“ verurteilten Angeklagten ein, nachdem er die Prozessakten durchgesehen hatte. Er wies darauf hin, dass es ihm nicht um Hetze oder Aufputschung nationalistischer Gefühle ginge; aber wenn aus dem Justizskandal dieses Prozesses auch noch Justizmorde würden, müsse man sich angesichts solcher Rechtsverderbnis doch fragen, wofür man eigentlich kämpfen solle, wenn das, wofür es sich zu kämpfen lohne, nämlich die Idee der Gerechtigkeit, ihre Unantastbarkeit verliere (Klaus v. Schubert).

„Am 31. Januar 1951 gab der amerikanische Hochkommissar McCloy die endgültige Entscheidung der „Gnadenskommission“ bekannt, wonach ein großer Teil der Strafen gemildert, in 20 Fällen das Strafmaß auf die verbüßte Zeit herabgesetzt wurde. Die Todesurteile im Malmedy-Fall wurden in lebenslängliche Haftstrafen umgewandelt. Unter den in den zahlreichen Prozessen verurteilten 20 Entlassenen Deutschen befanden sich Alfried Krupp und Wilhelm Speidel“ (Klaus v. Schubert: Wiederbewaffnung und Westintegration).

Am 10. November 1950 trat ich in Hagen in die Sozialistische Reichspartei (SRP) ein und blieb Mitglied bis zu ihrem Verbot wegen Verfassungswidrigkeit am 22. Oktober 1952.

Die SRP war eine rechtsextreme Partei mit ziemlich großen Sympathien für den Nationalsozialismus unter ihren Mitgliedern u. Anhängern, wenngleich sie sich diesen auch in einem Mehrparteien-Staat wünsche oder vorstellen konnte. An der Spitze der Partei standen Dr. Dorls und der ehemalige General Ernst Remer, der am 20. Juli 1944 in der Berliner Bendlerstraße den Putsch gegen Hitler niedergeschlagen hatte. Ich traf mit Remer mehrere Male zusammen, einmal hat er auch in unserer Wohnung am Hange übernachtet. Ich fand den General damals sehr sympathisch. Als ich ihn viele Jahre später noch einmal in einer Tagungsstätte traf, in der er eine kurze Rede hielt, wirkte er auf mich mit seinem übertriebenen militärischen Gehabe abstoßend. Ich empfand sein Auftreten geradezu als peinlich.

Für die Sozialistische Reichspartei waren, wenn ich mich recht erinnere, die Themen: Wiedervereinigung, Wiederanschluss der deutschen Ostgebiete, Rehabilitierung der deutschen Wehrmacht und Remilitarisierung die wichtigsten, wobei sie der deutschen Wiederbewaffnung ablehnend gegenüber stand. Die SRP vertrat den Gedanken der deutschen Neutralität. In der SRP sah man die Gefahr, dass einmal Deutsche auf Deutsche schießen müssen. Aber wenn schon die Wiederbewaffnung nicht zu verhindern sei, dann müsse zumindest vorher die Wehrmacht von den Westmächten rehabilitiert sein. Mit oder ohne Rehabilitierung war uns in der SRP aber klar, dass die waffenmäßige Aufrüstung der besiegten Deutschen ausschließlich im Interesse des Siegers liegt. Die Waffe in der Hand des Besiegten ist nichts anders als ein Machtinstrument der Sieger. Er braucht Hilfstruppen, Hilfstruppen haben den doppelten Vorteil, die eigene Blutlast zu verringern und die weitere Ausblutung des Besiegten zu ermöglichen. Richtig ist auch, dass die von Klaus v. Schubert (Wiederbewaffnung und Westintegration, Stuttgart 1970) aufgestellten „vier Aussagen der Rechtsradikalen“ von den SRP-Mitgliedern vertreten wurden: 1. Der Nationalsozialismus ist bereits eine Europabewegung gewesen. 2. Deutschland war schon immer das Bollwerk Europas gegen den Osten. 3. Die deutsche Wehrmacht des Zweiten Weltkrieges, besonders die Waffen-SS, war bereits eine europäische Armee. 4. Der Westen ist Deutschland bei dem Versuch, Europa gegen Osten zu verteidigen, in den Rücken gefallen.

Die SRP hatte in Hagen nicht viele Mitglieder, was nicht zuletzt mit dem politischen Druck durch die „demokratischen“ und „antifaschistischen Kräfte“ zusammenhing, dem „die Rechten“ ausgeliefert waren. Dennoch wuchs durch meine Tätigkeit der Sympathisantenkreis in Hagen von Monat zu Monat. Ich baute nämlich eine Vertriebszentrale für die parteinahe „Reichszeitung“ auf und ließ Karl Himmelreich als Bote gegen Provision für mich arbeiten. Die Zahl der verkauften Exemplare stieg schnell, und die meisten Käufer wurden Festbezieher. Nach dem Verbot der „Reichszeitung“ oblag mir in Hagen der Vertrieb der „Deutschen Opposition“, ebenfalls eine parteinahe Publikation. Kurz

vor dem Parteiverbot setzte ich wöchentlich fast 300 Exemplare durch Verkauf ab. Die „Deutsche Opposition“ war damit die größte an eine Partei gebundene (politische) Wochenzeitung in Hagen (Zu dieser Aussage komme ich, weil mir die Abonnenten der parteigebundenen Wochenzeitungen namentlich durch meine Nähe zur Zeitungsstelle der Post bekannt waren).

Innerhalb der SRP war meine Agentur die größte oder eine der größten im Bundesgebiet. Ein Dankschreiben des Verlages „Deutsche Opposition“ vom 22. Dezember 1951 befindet sich noch in meinem Besitz. Es heißt darin: „Wir haben ein Jahr hinter uns, das von Ihnen und von uns viel Arbeit und viel Einsatz verlangte. Da Sie sich während der Zeit unserer bisherigen Zusammenarbeit besonders eingesetzt haben, möchten wir Ihnen mit der Übersendung des beigelegten Buches eine kleine Weihnachtsfreude machen. ...“.

Selbstverständlich geriet ich bei meinem Arbeitgeber, der Bundespost, wegen meiner politischen Einstellungen unter Dauerbeschuss. Ich achtete darauf, dass meine privaten Tätigkeiten im Amt tunlichst unbekannt blieben. Aus diesem Grund arbeitete ich im Rahmen des Zeitungsvertriebs unter dem Pseudonym „Jupp Krause“. Auf völliges Unverständnis stieß bei der Amtsleitung meine hartnäckige Weigerung, eine sogenannte „Treuerklärung“ zu unterschreiben, in der ich mich von „verfassungsfeindlichen Organisationen von rechts und links“ distanzieren sollte. Dies führte zu einer ziemlichen Verärgerung bei meinem Dienststellenleiter wie auch beim Amtsvorsteher. Beide waren natürlich daran interessiert, dass ihre Listen von allen Beschäftigten unterschrieben wurden. Es kam zu Drohungen, aber nicht zu meiner Kündigung, und die Sache erledigte sich schließlich von selbst durch das Verbot der Sozialistischen-Reichs-Partei Ende 1952.

Die Spannungen zu meinem Arbeitgeber erreichten ihren Höhepunkt durch einen Prozeß vor dem Schöffengericht Hagen im Zusammenhang mit der „Bewegung Reich“. Er hatte folgende Vorgeschichte:

Heinrich Vetter, der ehemalige Hagener Oberbürgermeister und NSDAP-Gauleiter für Westfalen-Süd, hatte einen Kreis Nationalsozialisten um sich geschart; einer kannte den anderen. Diese Männer und Frauen trafen sich von Zeit zu Zeit zu „botanischen Wanderungen“. Auch mein Vater hat einmal an einem dieser Treffen teilgenommen.

Eines Tages gelangte mir an der Post ein hektographiertes Rundschreiben des Deutschen Gewerkschaftsbundes in die Hand. Aus ihm ging hervor, dass dem DGB die „Bewegung Reich“, wie Heinrich Vetter sie nannte, aufgefallen war. Der DGB verlangte nun von den Staatsorganen polizeiliche bzw. strafrechtliche Maßnahmen.

In brieflicher Form gab ich mein Wissen sofort an Heinrich Vetter weiter. Er aber nahm diese Warnung nicht sehr ernst, unterließ es, seine Freunde zu verständigen und trug meinen Brief 14 Tage lang in der Hosentasche mit sich herum. Bei seiner Verhaftung (und von sieben weiteren NS-Getreuen) fand die Polizei mein Schreiben und rechnete mich ebenfalls zu Veters Untergrundorganisation. Es kam daraufhin auch bei mir zu einer Haussuchung und Anklage wegen Geheimbündelei. Mein Rechtsanwalt aus dem weltanschaulichen Freundeskreis verfolgte nun die Taktik, mein Verfahren von dem Hauptverfahren gegen die „Bewegung Reich“ abzutrennen und hinauszuzögern, was ihm auch gelang. Als es zum Prozeß gegen mich kam, entschieden Richter und Schöffen nach kurzer Zeit, das Verfahren unter das damals geltende „Amnestiegesetz“ fallen zu lassen. So kam es zu keiner Verurteilung, und dadurch blieb mir auch mein Arbeitsplatz erhalten. Die sieben oder acht Angeklagten der „Bewegung Reich“ wurden, um das hier kurz zu erwähnen, fast alle zu 8 Monaten Gefängnis verurteilt.

In meinen politischen Anschauungen wurde ich seinerzeit (1948) vom befreundeten Ehepaar Himmelreich in Hagen (Mainstr. 11) unterstützt. Karl Himmelreich war „Politischer Leiter“ und „Gauschatzmeister der NSDAP“ im Gau Westfalen-Süd gewesen, seine Frau „Alte Kämpferin“, d.h. Parteigenossin (PG) schon vor 1933. Mit dem Dritten Reich verbanden sie mithin tausend angenehme persönliche Erinnerungen. Ich ging bei den Himmelreichs ein und aus, und es wurde viel erzählt und diskutiert.

Aber gerade dieses nationalsozialistische Ehepaar Himmelreich, die der „Deutschen Glaubensgemeinschaft“ angehört hatten, sollte bei mir, ohne dass es dies gewollt und beabsichtigt hatte, die weltanschauliche „Wende“ herbeiführen.

Die Himmelreichs hatten mir Literatur von den beiden Ludendorffs geliehen und dabei bemerkt, dass Mathilde Ludendorff eine Spinnerin sei, Erich Ludendorff ein verstockter Mann, der aber einige

militärische und politische Entwicklungen richtig vorausgesehen habe, die zu seinen Lebzeiten von den Nationalsozialisten leider belächelt worden seien.

Über die Ludendorff-Bewegung und ihren Einfluss auf die damalige Zeit hatte 1937 die Apologetische Zentrale der evangelischen Kirche geurteilt: „Je mehr sich Gedankenwelt und Kampfweise der gegenwärtigen völkisch-religiösen Bewegung radikalisieren, desto mehr nähern sie sich jener klaren und energisch durchgeführten Linie, die General Ludendorff durch sein Schrifttum und früher durch den „Tannenbergbund“ gezogen und gewiesen hat. Hat auch die Religionsphilosophie seiner Frau bei weitem nicht die Verbreitung, Anerkennung und vor allem Gemeingültigkeit gefunden, die General Ludendorff fordert und für das gesamte deutsche Volk beansprucht, so haben um so mehr seine eigenen Folgerungen allgemein politischer, kultur- und vor allem religionspolitischer Art weitestgehend Beachtung gefunden. Was immer darüber „der Feldherr“ sagt und schreibt, dringt in das allgemeine Bewußtsein ein und gestaltet maßgebend die völkische Meinung unserer Tage. All das verbindet sich dann in irgendeiner Form mit Meinungen anderer Richtungen und Strömungen, seien es solche vom Rosenbergschen „Mythos“ oder von einzelnen Gruppen der völkisch-religiösen Bewegung herkommend. So haben – ganz ohne organisatorische Folgen – die Ludendorffschen Gedanken das Gesicht der völkisch-religiösen Bewegung maßgebend geprägt. Und man darf sagen, dass sie heute weithin führend geworden sind, auch wenn das durch irgendwelche äußere Ereignisse nicht bestätigt wird“ (Meinecke).

Erich Ludendorff hatte 1937 in einem Gespräch Adolf Hitler vor einem Krieg gewarnt und als endliches Ergebnis die Niederlage Deutschlands vorausgesagt. Ich hatte lange Jahre geglaubt, dass Ludendorff, wäre er der Führer des Reiches gewesen, den 1939 ausbrechenden Weltkrieg hätte vermeiden können. Später gewannen bei mir Einsichten ganz anderer Art die Überhand. Ich hatte mich inzwischen mit US-Geschichte und besonders mit der Außenpolitik der Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert näher befaßt. Ich bin seitdem überzeugt, dass sich der größte Teil der US-Bevölkerung aus der Summe von Einzelpersonlichkeiten gebildet hat (und bildet), die sich in einem freien Willensakt selbst entwurzelt hatten. Sie fanden in den USA auch nicht die Kraft, zu ihrem Boden eine ausschließliche Bindung zu entwickeln. „Solange die Nachkommen der ehemaligen Einwanderer auch in Amerika entwurzelt leben, ohne eine besondere stammesmäßig und völkisch definierte Beziehung zu dem Land, auf dem sie siedeln, zu einer besonderen Heimat von fremdausschließender Kraft, behält Amerika den Charakter eines Einwandererlandes. In diesem Sinne bedeutet ein Einwanderungsland immer Heimatlosigkeit in dem Land, in dem man wohnt und dessen Bürger man ist. Aus diesem Grund kam es in Amerika nicht, wie in Europa, zum Volksstaat, sondern die Väter der USA erfanden den Begriff des „Staatsvolkes“. Das Einwanderungsland USA, das seine Entstehungsbedingungen der Welt als Doktrin aufzuzwingen versuchte, zielte (und zielt) so auf nichts anderes als auf den Volkstod gewachsener Völker. Mit diesem, sicher etwas langatmigen, welthistorischen Abschweifer, begeben wir uns wieder an den Anfang meines Kapitels: Weder eine nationale noch eine völkische Staatsführung (unter Ludendorff) hätte den Krieg vermeiden können.

Die Vertiefung in das Schrifttum des Hauses Ludendorff, Erich Ludendorff befasste sich hier mehr mit politischen, militärischen und geschichtlichen Fragen, seine Ehefrau Mathilde mit religionsphilosophischen, veränderte meine Einstellungen nachhaltig, wenngleich ich zunächst auch glaubte, nationalsozialistische und ludendorffsche Anschauungen miteinander verknüpfen zu können, weil es unzweifelhaft Berührungspunkte gab und gibt. In meiner religiösen Einstellung bewirkten die Ludendorffschen Werke, das Christentum mit anderen Augen zu sehen. Ja, in dieser Zeit war ich innerlich vor allem von der Auseinandersetzung mit der christlichen Lehre ausgefüllt, und sie gipfelte schließlich in meiner Abkehr vom Christentum. Es war ein Entschluß der mir wirklich nicht leicht gefallen - und dem eine tiefe Enttäuschung vorausgegangen war. Ich hatte Mathilde Ludendorffs „Erlösung von Jesus Christo“ gelesen und wollte zunächst gar nicht glauben, was dort an Texten aus dem Neuen Testament zu lesen stand. Meine Ahnungslosigkeit war jedoch typisch für die bei Katholiken allgemein.

Ich wußte, dass meine Schwester Irmgard eine Luther-Bibel besaß. Irmgard hatte einen evangelischen Mann geheiratet und so wie der Standesbeamte bis 1945 dem jungen Ehepaar Hitlers „Mein Kampf“ überreicht hatte, so erhielt in der Zeit um 1952 jedes Traupaar vom Pastor eine Bibel ausgehändigt. Ich bat also meine Schwester, mir dieses Buch für eine geraume Zeit auszuleihen und arbeitete in der darauf folgenden Zeit sowohl das Neue- wie das Alte Testament durch.

In dieser inneren Krise nahm ich mir vor, mit meinem offiziellen Kirchenaustritt ein Jahr abzuwarten, um mir nie den Selbstvorwurf machen zu müssen, „im Affekt“ gehandelt zu haben. Der Rechtsakt erfolgte erst am 22. August 1954. Zu dieser Zeit war ich also knapp 23 ½ Jahre alt.

Mein Kirchenaustritt bekümmerte besonders meine Mutter sehr. Sie meinte, „Opa wird sich im Grabe umdrehen“. Mit diesem „Opa“ war der Vater meiner Mutter gemeint, Peter Josef Schmitz. Dessen Bruder Heinrich Schmitz war übrigens der erste im Sippenkreis gewesen, der der Kirche den Rücken gekehrt hatte.

Ich sagte bereits, dass ich mich durch die Aufnahme von Erich Ludendorffs politischem Gedankengut mehr und mehr vom Nationalsozialismus entfernt hatte. Heinrich Himmelreich bezeichnete mich schließlich selbst als „Ludendorffer“ und stellte während einer unserer Streitgespräche die entsetzte Frage: „Was, ihr Ludendorffer wollt keine Antisemiten sein? Henseler, dann ist hiermit unsere Freundschaft zu Ende“. Ich habe Heinrich Himmelreich tatsächlich erst viele Jahre später, nach dem Tod der geliebten Ehefrau, noch einmal in seiner Wohnung besucht. Er hatte sich völlig von der Außenwelt abgeschlossen, las keine Zeitung, hörte kein Radio und empfing in der Regel keine Besucher mehr. Er war ein gebrochener, einsamer Mann, der nur noch in der Vergangenheit lebte und ihr nachweinte und der bald darauf gestorben ist.

Meine persönliche Auseinandersetzung mit dem Christentum, ich las damals Nietzsches Antichrist und eine Reihe anderer Schriftsteller, die in ihrer Zeit ebenfalls dem herrschenden Glauben kritisch gegenübergestanden hatten, bewog mich zum Versuch, in Hagen eine Gruppe ehemaliger Mitglieder und Freunde des (Ludendorffschen) „Tannenbergbundes“ und des „Deutschvolks“ zu sammeln. Dies gelang mir auch. Es waren meist Frauen und Männer ab dem fünften Lebensjahrzehnts die sich von mir dann zu Vorträgen einladen ließen. Aber bald mußte ich aus beruflichen Gründen Hagen verlassen und die Gruppe zerrann wieder ins Nichts.

An meinem neuen Wohnort Remscheid bestand bei meinem Umzug bereits ein „Ludendorff-Freundeskreis“, der sich zu Vorträgen und Feiern zusammenfand und aus der bald eine Jugendgruppe hervorging. Das verfassungswidrige Verbot des „Bund für Gotterkenntnis (L)“ zerschlug diese Organisation schließlich. Nach der Aufhebung des Verbots kam es in Remscheid zu keiner Neuorganisation der Gruppe.

Nach dem Verbot der Sozialistischen Reichspartei (SRP) hielt ich mich von jeder weiteren parteipolitischen Betätigung fern. Das heißt nicht, dass ich mich nicht mehr politisch betätigte. Ich sagte schon oben, dass ich mich immer als ein politischer Mensch gefühlt habe, und ich meine damit, dass ich mich stets auch für die Nöte, Sorgen und Belange meines Landes und Volkes mitverantwortlich gefühlt habe. Politik und Religion bildeten und bilden in meinem Denken eine untrennbare Einheit, eben eine Welt-Anschauung.

Um es vorweg zu sagen: Ich habe von den beiden Ludendorffs unendlich viel gelernt. Freilich, der Übergang von alten zu neu erworbenen Auffassungen mündete zunächst in ein Chaos von Andeutungen, von Halb-, Dreiviertel- und Ganzverdaulichem. Ich erinnere den Leser daran, dass ich katholisch und nationalsozialistisch erzogen war. Wen kann es verwundern, das Allzuvielen ganz besonders in diesen meinen Jünglingsjahren bei hohen Worten und vortrefflichen Wünschen geblieben ist. Im Nachhinein denke ich, dass ich auf meine Umwelt aggressiv und unduldsam in weltanschaulichen Fragen reagiert habe. Mit mehreren Freunden und Freundinnen kam es bei dieser Geisteshaltung zu Verstimmungen und Entzweigungen. Diese innere Gärung brauchte Jahre bis zur Ruhe und Festigkeit. Erst nach diesen kritischen Jahren hatte ich nicht nur die alten Dogmen abgestreift, sondern mich auch von neu erworbenen (Dogmen) wieder befreit. Ich lernte die Zeitlichkeit aller Gedanken erkennen, seien sie noch so logisch oder erhaben. Dieser Zeitlichkeit kann sich auch keine Geistesgröße entziehen. Nichts ist beständig, und wir wissen nicht, was morgen letzte und gültige Erkenntnis sein wird. Dieser Zeitbedingtheit waren selbstverständlich auch die beiden Ludendorffs ausgesetzt. Erich Ludendorffs Betrachtung und Beurteilung der sogenannten „Überstaatlichen Mächte“ halte ich heute noch im Grundsätzlichen richtig, im Einzelnen (nicht selten) überzogen. Auch meine innere Einstellung zu „den Juden“ sehe heute viel differenzierter und unverkrampfter. Ich denke heute, dass Ludendorff am Antisemitismus während der Zeit des Dritten Reiches nicht völlig unschuldig gewesen ist. Sicher hat er das Schreckliche nicht gewollt, was den Juden von uns Deutschen angetan worden ist, aber frei von Gehässigkeiten und von Ungerechtigkeiten waren seine Schriften leider nicht. Dennoch haben mich Ludendorffs ständige Fragen: „wer steht hinter der Sache?“ „Wem nützt es?“, die ich mir angeeignet habe, vor mancher Fehlbeurteilung bewahrt.

Wenngleich meine Beschäftigung mit der Ludendorffschen Religionsphilosophie den Glauben an einen persönlichen Gott vernichtet hat, bejahte ich über Jahrzehnte die philosophische Theorie von der „Finalität“ und einem nichtbeschreibbaren unpersönlichen Urwesens. Darin wurde ich von

Naturwissenschaftlern wie Portmann noch bestärkt. Viele heiße Diskussionen mit Freunden und Arbeitskollegen galt es damals durchzustehen, häufig bis in die frühen Morgenstunden hinein. Obwohl meine Gesprächspartner meist in ihren völlig festgefahrenen Meinungen beharrten, bewirkten diese Auseinandersetzungen bei mir letztlich eine vertiefte religiöse Erkenntnis, und ich zog daraus auch die Lehre, dass alle Dinge mindestens zwei Seiten haben und man bemüht sein muss „das Leben“ gegliedert und duldsamer zu sehen.

Die Abkehr vom Christentum bewirkte bei mir, wie aus dem Vorhergehenden zu erkennen ist, keinesfalls eine Hinwendung zum Atheismus. Aber ich sprengte damals, vielleicht zum ersten Mal, das enge Korsett der von meinen Eltern und meiner Umwelt anerzogenen religiösen Anschauung, die jeden Abweichler von der kirchlichen Lehre zum Sünder oder Verworfenen machte. Diese Erziehung hatte jeden freien und schöpferischen eigenen Gedanken über das Wesen der Erscheinung bei mir verhindert. Jetzt aber führte die sehr nachdrückliche Beschäftigung mit religiösen Fragen bei mir verhältnismäßig schnell zu einer Befreiung meines Geistes. Klar war mir – aber ich will hier Goethe sprechen lassen, weil er es besser auszudrücken vermag als ich es kann – „Nicht das macht frei, dass wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, dass wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, dass wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein“ (Gespräch mit Eckermann, 18. Jan. 1827). Ja, so habe ich lange gedacht. Doch in späteren Jahren wurde mir immer bewusster, wie sehr die Welt im Ganzen unser Fassungsvermögen übersteigt. Immer stärker reifte in mir die Überzeugung, dass es der menschliche Mittelpunktswahn sein muss der uns zu dem Glauben verleitet, uns in der Unermesslichkeit des Weltalls als das Ziel der Schöpfung zu sehen, dass die Entwicklung mit uns, dem Menschen und seiner bewussten Wahrnehmung seiner Umwelt und seiner Herkunft, zum Stillstand gekommen ist. Was wissen wir Menschen schon, trotz der ungeheuren Fortschritte der Naturwissenschaften in den letzten 150 Jahren vom Weltall und seiner Entstehung. Was begreifen wir, wo uns doch nur das Denken in den Grenzen von Raum, Zeit und Ursächlichkeit möglich ist? Für mich stellt sich die Frage, was von der Ludendorffschen Religionsphilosophie zur Stunde noch gültig und vertretbar ist. Um mich nicht mißzuverstehen: bei aller Skepsis will ich nicht ganz ausschließen, dass es etwas „über uns“ gibt.

Zurück aber in die Politik. Aus dem Kreis der Remscheider Vortragsbesucher scharten sich während der Verbotszeit des „Bundes für Gotterkenntnis (L)“ einige Männer um Ernst Günther Kögel, die sich im nationalen Sinne rein politisch betätigen wollten und sich 1961 in der „Vereinigung Deutsche Nationalversammlung (VDNV)“ organisierten. Ich stieß schon bald nach ihrer Gründung zu der Gruppe, ließ mich jedoch erst ab 1. Januar 1968 als Mitglied führen.

Die VDNV wollte aufgrund eigener Analysen Vorstellungen entwickeln, die über die Annäherung beider deutscher Übergangstaaten hinaus die Voraussetzungen schaffen sollten zur Wiederherstellung der deutschen Einheit. Die VDNV hoffte, mit Denkschriften zur Deutschland-, Sicherheits- und Sozialpolitik Einfluss auf die Regierungen in Bonn und Pankow nehmen zu können. Es ist selbstverständlich, dass, um solche Ziele zu erreichen, innerhalb der VDNV viel diskutiert werden musste. Spezifische Schwierigkeiten traten dabei auf, weil die Mitglieder über die gesamte Bundesrepublik und Österreich verstreut lebten und die Zusammenkünfte jedes Mal mit höheren Kosten verbunden waren, die ich mir beispielsweise damals nicht leisten konnte.

Von Oktober 1968 bis Dezember 1975 gab die VDNV den „Kontaktbrief“ heraus, der zunächst als Informationsblatt innerhalb der Mitglieder gedacht war. Ab 1975 konnte dann die Zeitschrift „Deutschland - Schrift für neue Ordnung“ erscheinen, die sich im besonderen Maße auch an Nichtmitglieder wandte.

Nach ihrer Umbenennung in „Vereinigung für Gesamtdeutsche Politik“ (VGP) blieb ich auch dort Mitglied. Im Mai 1983 übernahm ich das Amt des Kassenwarts, wurde mithin Vorstandsmitglied und behielt dieses Amt 14 Jahre lang, bis zu meinem Austritt aus der Vereinigung.

Schon in den Siebzigerjahren mussten wir erkennen, dass die bundesrepublikanischen und die kommunistischen Regierungen ideologisch so festgelegt waren, dass Ideen von außen, die nicht dem Block-Denken entsprachen, unbeachtet blieben. Die Herrschenden hatten sich in jeder Hinsicht abgeschirmt. Hier, im Westen Deutschlands, sorgte zunächst einmal die Fünfprozent-Klausel dafür, dass man „unter sich blieb“. Parteien, die es dennoch geschafft hatten, wurden als nazistisch oder kommunistisch diffamiert und in der Öffentlichkeit unmöglich gemacht.

Die von der VDNV erstrebte Wiedervereinigung wie auch die Wiedergewinnung der Ostgebiete war für die Regierungen nur ein Thema um Wähler einzufangen; in Wirklichkeit hatten sie beides abgeschrieben. Beide Herrschaftssysteme wurden später, 1989, von der Revolution in der DDR einfach überrollt. Sie hatten ihre Macht überschätzt.

Während man sich in der VDNV und VGP in den ersten Jahrzehnten dem Programm und dem Untertitel der Zeitschrift gemäß politisch einsetzte, verflachte durch die alleinbestimmende Art Ernst Günter Kögels in den neunziger Jahren die Zeitschrift Deutschland zu einem Organ, welches sich im wesentlichen mit Vergangenheitsthemen befasste und hier vor allem mit dem Dritten Reich. Dabei erkenne ich freilich an, dass sich ein wesentlicher Programmpunkt der VGP, nämlich die Forderung nach der Wiedervereinigung, durch die Revolution von 1989 inzwischen erledigt hatte. Es ist sicher auch richtig, dass „ohne Wiederentdeckung unserer nationalen Identität es keine demokratische, soziale und nationale Befreiung Deutschlands und somit keine Eigenständigkeit, keine Selbstbestimmung des deutschen Volkes“ gibt (Kögel 1971). Die Bemühungen um eine „Neue Ordnung“ (Untertitel der Zeitschrift) sind in diesen Jahren aber fast versiegt. Dabei hätte es genug Themen gegeben, die des Aufgreifens wert gewesen wären.

Die Buchführung der VGP bestand bei meiner Amtsübernahme in einer einfachen ungegliederten handschriftlichen Aufzeichnung der Zahlungseingänge und der Ausgaben und in einer Mischung aus Privat- und Vereinskaptal. Ich brachte hier zunächst durch die Einführung der Prinzipien einer ordnungsgemäßen Buchführung und mit dem Ausbau zu einer Tabellenbuchführung Transparenz hinein. Nach meinem Ausscheiden aus dem aktiven Berufsleben stellte ich dann die gesamte Vereins-Buchführung auf die EDV um. Das war bei den über 1.000 Mitgliedern, Abonnenten der Zeitschrift „Deutschland“ und Beziehern von Sonderheften für mich ein gewaltiger Arbeitsaufwand. Die Buchführung erforderte nicht zuletzt im Hinblick auf die Steuerpflicht, der wir aufgrund unserer Umsätze bald unterworfen wurden, ganz besondere Sorgfalt. Ich duldete hier keine Trix oder steuerlichen Unkorrektheiten.

Zu dieser Zeit, als ich mich stärker um die VGP-Buchführung kümmern konnte, kam es dann zu ständigen Auseinandersetzungen mit dem 1. Vorsitzenden Ernst Günter Kögel. Er leitete die Vereinigung wie seine Privatfirma, bestimmte alles und allein und griff noch eine zeitlang massiv in meine Kompetenzen ein. Letzteres konnte ich zwar abstellen, aber an Kögels alleinbestimmende Art änderte sich darüberhinaus nichts. Dazu kam bei ihm eine sich immer stärker auswirkende Hinwendung zum Okkultismus. Solange sein Glaube an Pendel, Wünschelrute, Handauflegen und medizinischem Blödsinn auf das rein private beschränkt blieben, nahm ich seine Verirrungen noch hin. Als er jedoch gegen meinen vorherigen Einspruch einen Film über Ufos auf der Jahreshauptversammlung 1996 zeigte und in einem Vortrag die Meinung „der bekanntesten Wahrsager“ zitierte und sich weiterhin nicht imstande sah, Privattätigkeiten von Vereinsarbeiten zu trennen, erklärte ich meinen Austritt aus der Vereinigung.

Stärker als noch vor zehn oder zwanzig Jahren berühren und bewegen mich die Sätze des ehemaligen Reichsaußenministers (1922) Walter Rathenau, in seiner Schrift „Nach der Flut“:

„... Der deutsche Geist, der für die Welt gesungen und gedacht hat, wird Vergangenheit. Ein Volk, das Gott zum Leben geschaffen hat, das heute noch jung und stark ist, lebt und ist tot. Es gibt Franzosen, die sagen: dies Volk sterbe, wir wollen nicht mehr einen starken Nachbarn haben. Es gibt Engländer, die sagen: dies Volk sterbe, wir wollen nie mehr einen kontinentalen Nebenbuhler haben. Es gibt Amerikaner, die sagen: dies Volk sterbe, wir wollen nie mehr einen Konkurrenten der Wirtschaft haben. Sind diese Rachedurstigen die wahren Vertreter der Nationen? Niemals! Dennoch, wenn die Furchtsamen, die Neidischen und Rechtsüchtigen in einer einzigen Stunde der Entscheidung siegen und die drei großen Staatsmänner ihrer Nationen mit sich reißen, ist das Schicksal erfüllt. Dann ist aus dem Gewölbe Europas der stärkste Stein zermalmt, dann ist die Grenze Asiens an den Rhein gerückt, dann reicht der Balkan bis zur Nordsee. Dann wird eine Horde von Verzweifelten, ein uneuropäischer Wirtschaftsgeist vor den Toren der westlichen Zivilisation lagern, der nicht mit Waffen, sondern mit Ansteckung die gesicherten Nationen bedroht“. Selbstverständlich ist das, was „die Anderen“ mit Deutschland und den Deutschen vorhaben nur zu verwirklichen, wenn die Deutschen selbst zu schlapp oder zu dumm sind, es zu verhindern.

[NS.: Ich sehe, dass sich inzwischen vieles erfüllt hat; Das alte Deutschland, das alte Europa sind tot! Sieg des amerikanisch-jüdischen Nomadentums (Weltherrschaftswahn, Militarisierung des Weltraums, Herrschaft des nomadisierenden Kapitals, internationale Kriminalität und Terrorismus, ...)].

In meinen späteren Lebensjahren hatte ich auch die ludendorffschen Philosophie und Weltsicht in weiten Teilen als Irrtum erkannt. Rückblickend muß ich feststellen, dass ich mich von der nationalsozialistischen Lehre, von der christlichen und von der ludendorffschen wieder lösen mußte. Ein „politisch Korrekter“ ist jedoch aus mir nicht geworden – im Gegenteil -:

Aus meiner Lebenserfahrung und der Beschäftigung mit der Geschichte habe ich gelernt dem Politisch Korrekten mit Mißtrauen und Vorsicht gegenüberzutreten. Durch alle Zeiten hindurch war dieser Menschentyp nämlich fast immer eine gefährliche Person, eine Mischung aus Opportunismus, Wichtigtuerei, Verleumdung, Niedertracht, geschäftlichem Eigennutz, Angst, Dummheit, Denkfaulheit, Oberflächlichkeit, Rücksichtslosigkeit Verwandten oder Freunden gegenüber, ideologischer Verblödung. Es ist der charakterlose Typ, der dich auf die Schultern klopft und dabei überlegt, ob er dich nicht ans Messer liefern kann. Der politisch Korrekte war es, der stets schrie: „Er/Sie muß brennen“, „an den Galgen mit ihm/ihr“, „auf die Guillotine“, „er/sie gehört ins KZ, in den Gulag oder ins sozialistische Straflager“, „Feind der Demokratie - Nazi“. Die als Gutmenschen getarnten Naivlinge oder Heuchler waren gerne bereit den Nichtkorrekten an den Zwangsherrscher, den Diktator, an die Geheimpolizei, Gestapo, Staatssicherheit oder an den Verfassungsschutz zu verpetzen und freute sich dann über dessen Verurteilung. Mit miesen Machenschaften schafften sie Mitbewerber oder Konkurrenten aus dem Weg. Sie sind die Scharfmacher in den von den Verfassungsschutzämtern kontrollierten Organisationen. Der Politisch Korrekte ist der bewußte Fälscher der Geschichtsschreibung und der Schulbücher. Der Politisch Korrekte bedrängt die Abweichler, isoliert sie sozial und politisch, radikalisiert sie und treibt sie oftmals zum Aufstand oder zur Revolution. Besonders erfolgreich sind die politisch Korrekten in den Medien der Bundesrepublik, wo sie stets darauf lauern, eine Person, eine Gruppe, Partei oder ein Land in die Vernichtung hetzen zu können, natürlich unter der Maske des Selbstlosen und Edlen, der Rechts- und Verfassungsliebe, des Friedens und der Demokratie. Das Wesen des Politisch Korrekten wird leider von Vielen verkannt. Sie sehen in ihn nur den verfassungstreuen, demokratischen, staatsertreuenden und edlen Bürger, den „Gutmenschen“. Hinter der Maske erst erkennt man sein wahres Gesicht, die verhängnisvollen Folgen seines Wesens erst auf den zweiten Blick.

Veröffentlichungen zur Politik:

Staat und Wirtschaft. In: Deutschland, Schrift für neue Ordnung, Heft 5, 12. Jg., 1979.

Sozialdemokratische Konsequenz. In: Deutschland, Schrift für neue Ordnung, Heft 1/2, 14. Jg., 1981, S. 37.

Meinungsfreiheit und Informationsmöglichkeit - dargelegt an unserem Bibliothekswesen. In: Deutschland, Schrift für neue Ordnung, Heft 3/4, 21. Jg., 1988, S. 34-49; Heft 5/6, 1988, S. 35-49.

Leserbrief (W.G.H. 3210 Elze/Hann.) zum Thema Exorzismus. In: Deutschland, Schrift für neue Ordnung, Heft 5, 1976. Leserbrief. Nie wieder Faschismus ...; in: Remscheider General Anzeiger (RGA) Nr. 156, 95. Jg., Samstag, 9. Juli 1983.

Nachbetrachtung 2017.

Dieses Kapitel zur Politik entstand etwa 1991. Heute, also etwa 20 Jahre später, halte ich es im Rahmen dieser Veröffentlichung für überzogen. Ich will es jedoch weder ändern noch kürzen. Wichtig ist mir aber mein Bekenntnis zum Grundgesetz und zur Verfassung der Bundesrepublik Deutschland zu bekunden. Allerdings zähle ich nicht zu den „politisch Korrekten“.

Schlussbetrachtung.

Es ist bei weitem nicht alles geschildert worden, was mein Leben ausgemacht oder beeinflusst hat. Mein Leben war über Jahrzehnte kein Zuckerlecken, dennoch hat das Banale in meinem Bericht mehr Platz gefunden als das wirklich bewegende. Sicherlich gibt es hierfür verschiedene Gründe, die nicht zuletzt auch mit Takt und Rücksichtnahme eng zusammenhängen, aber auch mit der Scheu, meine Seele zu sehr zu entblößen, besonders da wo mein „Herz“ blutet und leidet. Ich werde jedoch das Thema nicht vertiefen.

Viele Urteile meiner Zeitgenossen hätte ich mit Leichtigkeit berichtigen können, besonders auch bei meinen Kindern - - .

Mir genügt, dass ich halbwegs vor ihnen und vor der Öffentlichkeit bestehen kann. Damit kann ich leben - und sterben.

Meine Nachkommen oder Leser werden mit zunehmendem Alter begreifen, dass der Mensch nicht aus Eigenschaften besteht, sondern aus Kräften und Strebungen und dass jede Biographie das Ergebnis von Gelingen und Versagen ist.

Jetzt am Ende meines Lebens frage ich mich, was von mir bleiben wird. Nun ja - von meinen fünf Kindern haben jetzt vier das empfangene Leben weitergegeben. Ich hoffe also darauf, dass meine zehn Enkel das Erbe von Hunderttausenden oder Jahrillionen in die Zukunft tragen können. Es wird nicht leicht sein, denn das Leben der europäischen Menschheit sehe ich bedroht, wie nie in seiner Geschichte.

Wir leben in einer beispiellosen Zeitenwende, und ich denke, wenn man ihren Anfang an ein historisches Datum festmachen will, dann wäre dies der 8. Mai 1945. Man kann sicherlich zum Nationalsozialismus stehen wie man will, und ich sehe ihn heute durchaus kritisch, aber der Sieg der „amerikanischen“ Demokratie war in meinen Augen der Beginn der größten Menschheitskatastrophe. Amerika hat die gewachsenen Kulturen zerstört, die Völker vernichtet und aus ihnen „Gesellschaften“ geformt, zugeschnitten auf Vergnügen, Verantwortungslosigkeit, Eigensucht, Schranken- und Rücksichtslosigkeit, Konsumgesellschaften, Gesellschaften die ohne Orientierung dahintaumeln.

In Europa wird die Familien-, Heimat- und Kulturzerstörung sowie die Gehirnwäsche durch die Medien weiter wachsen. Die Europäer werden in ihrem angestammten Lebensraum die Macht allmählich verlieren. Ein zäher Rassenkrieg wird hier bestimmend, wobei die Farbigen mehr und mehr Macht erhalten werden. Dabei kann (und will?) die „amerikanische“ Welt-Demokratie das größte Problem nicht bewältigen: die Bevölkerungsvermehrung in den sogenannten unterentwickelten Ländern. Kann eine Revolution in naher Zukunft noch eine erneute Wende herbeiführen oder wird schon alles unumkehrbar sein? Sollte es ohne ein allgemein verbreitetes „überweltliches Wollen“ irgendwann noch einmal, bevor die Lichter in Deutschland ganz erloschen sind, in unserem Volk weitergehen, die Zahl der Singels, die Zahl der vater- oder mutterlosen Kinder, die Zahl der Kinder, die nicht geboren werden, abnehmen? Die Multikultis werden es verhindern! Wird der Weg also zwangsläufig ins Chaos führen?

Ich stehe also an der Schwelle vom Leben zum Tod und bin voller Skepsis.



W. Günter Henseler, Kierspe, 1978

Meiner Ehe mit Christel Ilse geb. Braun entstammen fünf Kinder: 1.) Frauke Gudrun, 2.) Heidrun, 3.) Dagmar Friedrun, 4.) Wilhelm Gernot und 5.) Gerlind Ortrun.

Frauke Gudrun Henseler,

* Wermelskirchen, Kreis Opladen, Städtisches Krankenhaus, Sonnabend, 6. 6.1964, 16.10 Uhr,
Geburtsgewicht: 3.180 gr., Entlassungsgewicht: 3.110 gr. (12.6.1994),

Geburtsgröße: 51 cm,

Konstitution: leptosom,

Körpergröße:

Haarfarbe: dunkelbraun,

Augenfarbe: braun,

Blutgruppe:

Einschulung: 9.9.1970,

Grundschule Mitte, Wermelskirchen, 9. 9.1970-1974,

Jugendmusikschule Wermelskirchen, 1971-1979,

Städt. Realschule Wermelskirchen, 1974-1979,

Städt. Realschule Meinerzhagen, 1979-

Gesamtschule Kierspe, 1980, Abitur Juni 1983,

Immatrikulation: Universität Essen, Gesamthochschule, Wintersemester 1983/1984,

Beruf: Lehrerin an einer Realschule.

kommiss. Schulleiterin an der integrierten Gesamtschule ...

Mitglied im „Frauenchor Plaidt e.V.“.

Verlobung:

Heirat: Kierspe (Märkischer Kreis), 17. Mai 1986, Dirk Wehner (* Haltern, 6.10.1959, Sohn von Dipl. Ingenieur Alois Wehner und Ursula geb. Koopmann).

Ingenieur, Gewerbeschullehrer,

wohnhaft: Haltern, Birkenweg,

5350 Euskirchen, Dr.-Schönenborn-Straße 24,

7180 Crailsheim, Lerchenstraße 42,

56630 Kretz, Ringstraße 13.

56753 Trimbs, Im Leimstück 24.

Errichtung eines Einfamilienhauses in Trimbs, Im Leimstück 24. Einzug Frühjahr 2000.

3 Kinder: Willem Hendrik, * Euskirchen, 7. 7.1989, Marvin Frederik, * Crailsheim, 27. 1.1991, Svenja Sonngrid,
* Crailsheim, 17. 9.1992.

Heirat: Kierspe (Märkischer Kreis), 17. Mai 1986, Dirk Wehner (* Haltern, 6.10.1959, Sohn von Dipl. Ingenieur Alois Wehner und Ursula geb. Koopmann).

Ingenieur, Gewerbeschullehrer,

wohnhaft: Haltern, Birkenweg,

5350 Euskirchen, Dr.-Schönenborn-Straße 24,

7180 Crailsheim, Lerchenstraße 42,

56630 Kretz, Ringstraße 13.

56753 Trimbs, Im Leimstück 24.

Errichtung eines Einfamilienhauses in Trimbs, Im Leimstück 24. Einzug Frühjahr 2000.

Kinder:

3 Kinder: Willem Hendrik, * Euskirchen, 7. 7.1989, Marvin Frederik, * Crailsheim, 27. 1.1991, Svenja Sonngrid,
* Crailsheim, 17. 9.1992.

Heidrun Henseler,

* Remscheid-Hasten, Hastener Str. 30, Privatfrauenklinik Dr. Georg Luckhaus, Freitag, 11. August 1967.

Geburtsgewicht:

Geburtsgröße:

Konstitution: leptosom,

Körpergröße: 1,74 m,

Haarfarbe: mittelblond,

Augenfarbe: braun,

Blutgruppe: O, Rh. +

wohnhaft in 48432 Rheine-Gellendorf, Flachstr. 17,

1973 - 1977 Grundschule Mitte in Wermelskirchen,
 1977 - 1979 Städt. Realschule in Wermelskirchen,
 1974 - 1979 Jugendmusikschule Wermelskirchen,
 1979 - 1982 Gesamtschule der Stadt Kierspe,
 1982 - 1984 Berufsfachschule, Typ Wirtschaft (Handelsschule; ab 30. Aug.).

01.08.1984-31.01.1987, Ausbildung zur Bankkauffrau bei der Stadtparkasse Kierspe,
 02.02.1987-01.04.1987, Beschäftigung bei der Firma Karl Kuhne, Lüdenscheid als Bürokauffrau,
 02.04.1987-15.09.1987, Aushilfsverwaltungsangestellte der Finanzverwaltung des Landes Nordrhein -Westfalen bei dem Finanzamt Lüdenscheid,
 16.09.1987-30.09.1988, Korrespondentin in der Exportabteilung der Firma Assmann Electronic, Lüdenscheid,
 01.10.1988-1998 Rückkehr in den erlernten Beruf; Bankkauffrau in der Landeszentralbank Lüdenscheid,
 1998- Bankkauffrau in der Landeszentralbank Iserlohn, danach in Düsseldorf.

∞ Hopsten 14. 2.2001, Peter Mathea, Berufssoldat (28.8.1981 Eintritt in die Nationale Volksarmee (NVA) der DDR, 1985 Pilot in der Mig 21, im Jg.-7; 1985 Ernennung zum Leutnant), Major der Luftwaffe in Hopsten, (* Berlin-Mitte, 19.11.1962, S. v. Dr. Klaus Josef Hyazinth Mathea, Tierarzt in Eberswalde (+ 15.10.2002), u. Eva Käte geb. Helfrich, * 29.12.19...).

Kinder:

Geburt des Sohnes Erik Mathea: Rheine 31.8.2001. Geburt des Sohnes Thorben, * Rheine 29.5.2003.

Dagmar Friedrun Henseler,

* Wermelskirchen, Kreis Opladen, Städt. Krankenhaus Wermelskirchen, Freitag, 6. Dez. 1968, 7.00 Uhr.

Geburtsgewicht: 3.700 Gramm,

Geburtsgröße: 52 cm.,

Kopfumfang: 35 cm.,

Konstitution: pyknisch,

Körpergröße: 1,79 m.,

Haarfarbe: mittelblond,

Augenfarbe : braun,

Gesichtsform: oval, jedoch leicht vorstehende Backenknochen,

Blutgruppe: O/positiv,

9. 9.1970-26. 4.1979, Grundschule Mitte, Wermelskirchen, Schillerstraße,
 20. 6.1979- 1979, Grundschule Kierspe,
 1979-25. 1.1985, Evangelisches Gymnasium Meinerzhagen, Am Bamberg; Abschluß der Mittleren Reife,
 1985-31. 7.1989, Höhere Handelsschule Halver-Ostendorf,
 1. 1.1974- 1979, Jugendmusikschule Wermelskirchen e.V., (Blockflöten- und Cello-Unterricht),
 1. 8.1987-31.7.1989, Lehre als Bürokauffrau bei Fa. Sonneborn GmbH, besser wohnen, Lüdenscheid-Hellersen,
 1. 8.1989- 1990, kfm. Angestellte bei Fa. Sonneborn GmbH., Lüdenscheid,
 1990 2.Hj., kfm. Angestellte bei Fa. Pan-Royal, Werbefirma in Wuppertal,
 1991- 1993, kfm. Angestellte (Sachbearbeiterin) b. Fa. Sonneborn in Lüdenscheid,
 21. 6.1993-24.12.1993, Hausangestellte und Bürohilfe in den USA,
 1. 1.1994-14. 3.1994, arbeitslos,
 15. 3.1994-10. 6.1994, Büro-Sekretärin b. den Stadtwerken Kierspe,
 13. 6.1994-31.10.1995, Flugbegleiterin bei der LTU-Lufttransport-Union, Düsseldorf (nur mit Zeitvertrag),
 1.11.1995-10. 1.1996, arbeitslos.
 11. 1.1996-31.10.1997, Flugbegleiterin bei der Deutschen Lufthansa, Düsseldorf,
 1.11.1997- Flugbegleiterin bei der Deutschen Lufthansa, Frankfurt/M..
 Aqua-Trainer, Spinning-Instrukteur (Trainer, Diplome: Star 1-3).

bis 1989 wohnhaft bei den Eltern in Wermelskirchen, Mannesmannstr. 27 bzw. Kierspe, Lessingstr. 1,

ab 1989-1993 58638 Iserlohn, Karnacksweg 16,

ab 1994-1995 58566 Kierspe, Lessingstr. 1,

1995-1997 40878 Ratingen, Kaiserberg 2,

1997-1999 40489 Düsseldorf-Kaiserswerth, Neusser Weg 6a,

1999-2000 40223 Düsseldorf-Bilk, Im Dahlacker 4.

2000-2002 Eskisehir / Türkei.

..... -2017 64625 Bensheim, Elbinger Straße 20,

2018- 64625 Bensheim, Kollergangstraße 15,

Mitglied im Wermelskirchener Turnverein 1860 e.V., 1978,

Mitglied im Jugendstreicherorchester der Musikschule Volmetal, 1986-1987,

Mitglied der Volkstanzgruppe „Die Nußknacker“ (Lüdenscheid), 1992-1995.

Am 30. Juli 2000 in Düsseldorf Geburt der Tochter Julia Antonia Wegener, am 1. Aug. 2004 Geburt des Sohnes Falk Reiner Wegener (Vater: Reiner Sowa adopt. Wegener (S.v. Rudolf Sowa 1934-1960), Major der Luftwaffe in Rheine, danach Austauschoffizier der Bundesluftwaffe in Eskisehir/Türkei, 2004 Fluglehrer in Mönchengladbach. Pilot in Dubai. Fluglehrer in Dubey.

∞ Bensheim an der Bergstraße, Reiner Wegener, geschieden, Vater von Florian Wegener, * 13.8.1994, und Oliver Tobias Wegener, * 11.4.1997.

Wilhelm Gernot Henseler,

* Wermelskirchen, Rhein-Wupper-Kreis, Städt. Krankenhaus, Donnerstag, 20. 5.1971, 23.50 Uhr, wohnhaft zur Zeit in 58566 Kierspe, Lessingstraße 1.

Geburtsgewicht: 3.750 Gramm,

Geburtsgröße: 55 cm.,

Kopfumfang: 36 cm.,

Körpergröße: 188 cm.,

Haarfarbe: dunkelbraun,

Blutgruppe: A/Rh +

Einzelhandelskaufmann,

1978-1981 Städt. Grundschule Mitte Wermelskirchen, und Städt. Grundschule Kierspe,

1981-1983 Gesamtschule in Kierspe,

1983-1987 Städt. Realschule in Meinerzhagen,

1987-1988 Berufsgrundschule Lüdenscheid, Typ Metalltechnik,

1989-1992 Ausbildung zum Kaufmann im Lebensmittel-Einzelhandel,

1993 Bundeswehr, 3. Panzerbataillon 164, Sachsenwald-Kaserne, 21493 Elmenhorst,

1994- Einzelhandelskaufmann, b. Otto Mess; jetzt Deutscher Supermarkt AG in Lüdenscheid.

Gerlind Ortrun Henseler,

* Wermelskirchen, Rhein-Wupper-Kreis, Städt. Krankenhaus, Montag, 10. 4.1972, 16.37 Uhr,

Geburtsgewicht: 2.930 Gramm,

Geburtsgröße: 53 cm.,

Kopfumfang: 35,5 cm.,

Haarfarbe: dunkelbraun,

Blutgruppe:

Industriekauffrau;

Traurednerin, Trainerin für Umgangsformen,

∞ Berlin-Spandau, Zitadelle, 8. April 2000, 27,0 Jahre alt, Werner Jakob Hartwig, * 19.9.1964, 35,55 Jahre alt, Major der Luftwaffe beim 43. Luftgeschwader in Berlin (ab Febr. 1992 Oberstleutnant in Köln-Wahn, ab 2003 in Wittmund beim Jagdgeschwader „Richthofen“), Sohn von Stabsfeldwebel a.D. Georg Hartwig und Regina.

1994-1996 wohnhaft in Düsseldorf-Derendorf, Glockenstraße 3.

1996-2000 wohnhaft in ihrer Eigentumswohnung Josef-Neuberger-Str. 48, 40625 Düsseldorf-Gerresheim.

2000-2002 wohnhaft in Berlin-Spandau, Dorfstraße 3.

2000-2004 wohnhaft in Troisdorf, Daimler Str. 26.

2004- wohnhaft in Repsholt,

1978-1979 Städt. Grundschule Mitte, Wermelskirchen, Schillerstraße,

1979-1983 Städt. Grundschule in Kierspe,

1981-1986 Jugendmusikschule in Kierspe,

1983-1988 Städt. Realschule in Meinerzhagen, auf dem Rothenstein,

1988-1990 Handelsschule in Halver-Ostendorf, Typ Betriebswirtschaft,

1990-1992 Berufsschule in Halver-Ostendorf.

1. 8.1990- 1. 7.1992 Ausbildung zur Industriekauffrau b. Firma Otto Fuchs, Metallwerke, in Meinerzhagen,

2. 7.1992-31.10.1992 Kaufmännische Angestellte in der Abteilung Verkauf Schwermetall, der Firma Otto Fuchs,

1.11.1992-30.6.1993 Sachbearbeiterin für das deutschsprachige- und zum Teil englisch- und französisch sprechende Ausland,

1.7.1993-2000 Exportsachbearbeiterin in der Fa. Otto Wolff Handelsgesellschaft m.b.H., Düsseldorf-Grafenberg.

Kinder:

Geburt des Sohnes Lennart Georg Hartwig, Berlin-Spandau 16. Sept. 2000. Am 29.9.2003 Geburt des Sohnes Laurin, am 10.3.2007 Geburt des Sohnes Marvin.

lb Henseler, Irmgard,
Schülerin, Volksschule in Hagen, Dürrlauingen bei Günzburg, Wallenhausen Krs.
Neu-Ulm Land, und in versch. KLV-Lagern Süddeutschlands,
1948-1952 Verkaufshilfskraft in Hagen/Westf.,
1952- Hausfrau,

1932-1944 wohnhaft in Hagen/Westf.,
1941-1944 in Dürrlauingen, Niederhausen/Neu-Ulm-Land, Baad (KLV-Lager),
1944-1945 in Unterjoch/Allgäu (zunächst im KLV-Lager, danach bei einer
Bauernfamilie),
1945-1946 in Helmstadt Krs. Marktheidenfeld, Unterfranken,
1946-1949 in Hagen/Westf., Berliner Str. 21; zuletzt: Am Hange 16.
1950-1952 in Dahl, Krs. Breckerfeld, Reichsstraße 110,
1952-1975? in Schalksmühle-Dahlerbrück, Kreis Altena, Glörstraße 20.
1975?- in Schalksmühle, Märkischer Kreis, Unterm Ried 16.

* Neuß, Düsseldorfer Str. 110, Montag, den 25.1.1932, 1.00 Uhr,
≈ Neuß, Marienkirche, Sonntag, den 31.1.1932, rk..

+

∞ Schalksmühle, Krs. Altena/Westf., Freitag den 18.4.1952, Gerhard August
Jeske, Bilanzbuchhalter (später Abteilungsleiter; zuletzt beschäftigt b. Fa. Albrecht
Jung Schalksmühle) wh. bis 1980 in Dahlerbrück, Glörstraße 20, danach in
Schalksmühle, Unterm Ried 16, * Hohenlimburg, Donnerstag, d. 7.2.1929;
1 Sohn: Wolfgang Jeske, * Klagebach, Gemeinde Hülscheid, 24.9.1953,
Werkzeugmacher (verheiratet, 2 Söhne).

Irmgard ist eine 176 cm große Frau von leptosomer Konstitution, mittelbraunem Haar und graugrünen Augen. Auf der linken Wange hat Irmgard ein Muttermal.
Die Fotos aus der Zeit von 1937 bis 1942 zeigen Irmgard als schlankes, blondes Mädchen mit einer sogenannten „Bubikopf-Frisur“. Ich erinnere mich, dass sie bis mindestens zu ihrer Einschulung nicht selten eine dicke farbige Schleife im Haar trug - wenn Mutti sie besonders fein machen wollte. Ja, dann sah mein drittjüngstes Schwesterchen besonders brav aus! In späteren Jahren trug Irmgard zeitweilig Zöpfe.



Irmgard Henseler, in der „BdM-Kluft“
(BdM = Bund deutscher Mädchen),
1941,

Geburt.

Irmgard wurde am Montag, dem 25. Januar 1932, am Tage Pauli Bekehrung, in der elterlichen Wohnung in Neuß, Düsseldorfer Str. 110, geboren und war also eines der 975.000 Kinder, die 1932 im Deutschen Reich zur Welt gekommen sind, bei einer Bevölkerungszahl von 64914400 Menschen.

Am Sonntag, dem 31. Januar, trugen Eltern und Verwandte Irmgard zur Taufe in die katholische Marienkirche. Irmgards Taufpate war Mutters Vater, Peter Joseph Schmitz. Irmgards Patin Vaters Mutter, Maria Katharina Henseler geb. Pütz.

Die damalige Redensart: „Montagskinder sind faul und müde. Sie kommen überall zu spät“, kann natürlich als purer Aberglaube abgetan werden.

Der Vorname Irmgard war im Sippenkreis Henseler-Schmitz kein Traditionsname sondern entsprach der „freien Namenswahl“. Opa Peter Joseph (Schmitz) konnte sicher sein, dass seine Tochter „Käthschen“ sich ärgerte, wenn er sein Enkelkind „Ippchen“ rief.

Über das Ausmaß der mütterlichen Zuwendung in Irmgards ersten Lebensmonaten kann man allenfalls spekulieren. Wir wissen ja bereits, dass nur zehn Monate vor Irmgards Geburt ihr Bruder Wilhelm Günter geboren wurde. Katharina Henseler, meine Mutter, erzählte mir später, sie hätte sich mit ihren beiden Kleinen überlastet gefühlt.

Frühe Kindheit.

Die frühesten Erinnerungen verbindet Irmgard nicht mit der elterlichen, sondern mit der großelterlichen Wohnung in der Neußer Yorckstraße 13. Es ist allerdings nur ein Erinnerungsfetzen: Die Großmutter steht in der Wohnküche und werkelt an ihrem Herd. Zu der Zeit, als Irmgard dies wirklich erlebte, kann sie nicht älter als 2 1/2 Jahre gewesen sein. Irmgard wurde sehr schnell das Lieblingsenkelchen des Großvaters Peter Joseph Schmitz. Der Großvater Wilhelm Henseler dagegen, konnte Irmgard, wie sie später erzählte, nicht so gut leiden. Er hätte sich verschiedentlich geäußert, „Du bist ja nur ein Mädchen“. Für ihn war Irmgards Bruder Wilh. Günter der Liebling, den er überall mit hin nahm, in seinen Garten und Kaninchenstall zum Beispiel.



W. Günter Henseler auf dem Schoß des Großvaters Wilhelm Henseler, Irmgard Henseler auf dem Schoß der Großmutter Maria Katharina Henseler geb. Pütz. Neuß 1933? Bei dieser Datierung wäre Irmgard auf dem Foto etwa 1 ½ Jahre alt gewesen.

Gegen Ende 1932 oder Anfang 1933 müssen Irmgards Eltern die Wohnung in der Düsseldorfer Straße aufgegeben haben und mit ihren beiden Kindern nach Düsseldorf-Heerdt in die Klarissenstraße gezogen sein. Nach der Geburt des Zwillingspäarchen Heinz Josef und Gisela Elisabeth verzog die Familie nach Hagen in die Nähe der Mittelstadt, Am hohen Graben 8. Die Henseler-Familie wohnte dort in der 3. Etage eines Mietshauses, unmittelbar neben der Volme. Im Jahr 1941 erfolgte erneut ein Wohnungsumzug, nämlich nach Hagen-Eckesey, in die Eckeseyer Straße 114. Irmgards Familie setzte sich zu dieser Zeit aus den Eltern und den Geschwistern Günter, Irmgard und Gisela zusammen. Der Bruder Heinz war bereits verstorben.

An dieser Stelle erwähne ich, dass der Nationalsozialismus seit 1933 in Deutschland herrsche. Er hat Irmgards Leben und das ihrer Familie geprägt.

Kinderjahre in Hagen.

Über Irmgards Kindheitsjahre, die ja auch meine waren, habe ich in meiner Lebensgeschichte einiges erzählt, so dass ich mir an dieser Stelle Wiederholungen erspare. Ergänzen kann ich, dass Irmgard mit ihren Geschwistern eine Zeit lang in den Katholischen Kindergarten auf der Rembergstraße gegangen ist. Warum sie, als Tochter eines nationalsozialistischen Vaters, nicht in den NSV-Kindergarten (Nationalsozialistische-Volkswohlfahrt) gehen durfte, kann ich nur ahnen; war es so, dass bei Irmgards Eltern die Macht der Kirche stärker verankert war als die des Nationalsozialismus? In bester Erinnerung sind mir die vielen Kreis-, Sing-, Hüpf- und Abzählspiele am Hohen Graben und in der Eckeseyer Straße: „Häschen in der Grube saß und schlief“, „Mutter, darf ich reisen?“, Grün, grün, grün sind alle meine Farben“, „Dreh´ dich nicht um, der Plumpssack geht rum; wer lacht oder spricht, kriegt eins ins Gesicht“, „Kleiner Mann bist du, weist ja was ich tu, steck dich in den Hafersack und bind dich oben zu“, „Ist die schwarze Köchin da? Nein, nein nein, dreimal muss sie rummarschieren, viermal ihren Topf verlieren, ... da steht sie ja, da steht sie ja: pfui, pfui, pfui“, „Petersilie - Suppenkraut, wächst in unserem Garten, [Irmgard Henseler] ist die Braut, soll nicht lange warten. Roter Wein - weißer Wein, Morgen soll die Hochzeit sein. Und was dann - und was dann? [Friedhelm Lobert] ist der Mann“, „Machet auf das Tor, machet auf das Tor! Es kommt ein goldner Wagen. Wer sitzt darin, wer sitzt darin? Ein Mann mit rotem Kragen. Was will er denn, was will er denn? Er will die [Irmgard] holen. Was hat sie denn, was hat sie denn? Die [Irmgard] hat gestohlen“, „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann? - Niemand! - Wenn er aber ko-ommt? Dann laufen wir!“, um nur einige dieser Spielchen zu nennen.

Beliebt waren bei Irmgard und ihren Spielfreunden und Spielfreundinnen auch das „Seilchenspringen“, „Verstecken“, „Kriegen“ (Fang-Spiel), das „Doktorspielen“ und das „Puppenwagenfahren“. Natürlich brauchte man dazu eine Menge Mitspieler(innen), aber damals gab es noch Kinder - - .

Wenn im Wonnemonat Mai die Wiesen und Hänge gelb waren vom blühenden Löwenzahn, dann saß manches Kind mitten in der Frühlingspracht und flechtete ein Blütenkränzchen aus den Ringelblumen, um sich oder einem lieben Spielfreund damit den Kopf zu schmücken; und oft rupfte man, bevor es nach Hause ging, noch einen Strauß für Muttis Blumenvase.

Es war eine zumindest bis gegen Ende 1942 eine glückliche Kinderzeit - ohne Fernsehen, Kassetten, CDs und Internet.

Schuleintritt.

Nach den Osterferien im Jahre 1938 kam Irmgard in Hagen in die Weddigen-Schule. Es war das gleiche Schulgebäude in der Eickertstraße am Remberg in das bereits der Bruder Günter ging. Der Schulweg war also ungefähr zwei Kilometer weit. Irmgard tippelte ihn, wie alle anderen Kinder auch, durch Regen, Wind, Schnee und manchmal durchnässtem Kleid, mit ihrem Tornister aus dem der von Mutter gehäkelte weiße Tafellappen aus Baumwolle herausbaumelte. Im Ranzen selbst befanden sich in einem Tafelschoner aus schwarzbeschichteter Pappe eine Schiefertafel, ein Griffelkästchen aus Holz, ein Anspitzer, eine Schwammdose aus Bakelit, wahrscheinlich auch noch ein Lesebuch für Kinder des 1. Schuljahres und ein Päckchen mit Butterbroten. Die benötigten Schulbücher konnte Irmgard jeweils von ihrem Bruder Günter übernehmen. Geschrieben wurde im ersten Schuljahr nur auf der Schiefertafel. Dabei hatten die Kinder darauf zu achten, dass der Griffel nicht zu fest aufgesetzt und geführt wurde, weil er dann die Tafel verkratzte oder abbrach.

Als ersten Buchstaben lernten die Kinder damals das i schreiben: „rauf, runter, rauf, oben noch ein Pünktchen drauf“.

Großen Wert wurde auf eine saubere und klare Schrift gelegt - auf Schönschreiben. Im Jahre 1938 lernten die Kinder zuerst die Sütterlinschrift lesen und schreiben, die aber bald darauf, am 3. Januar

1941, vom „Stellvertreter des Führers“ im Auftrag Adolf Hitlers zusammen mit der Frakturschrift (als „Judenletter“) in den Schulen verboten wurde.

Im Lehrstoff der damaligen Zeit spielte auch das Auswendiglernen des Einmaleins und von Gedichten eine große Rolle. Jedes Kind kannte Goethe, Schiller, Eichendorff, Uhland, Mörike, Geibel, und viele mehr. Irmgard war eine recht gute und aufmerksame Schülerin, ihre erste Lehrerin hieß Kubitz.

Ab 1941, glaube ich, bekamen die Schüler und Schülerinnen auf Anordnung der Regierung zusätzliche Aufgaben zugewiesen: Sie mussten mindestens einmal in der Woche außerhalb der Schulzeit Heilkräuter und Altmaterial sammeln. Da ging es also hinaus in die Natur und Brennnessel-, Brombeer-, Erdbeer- und Himbeerblätter, Breitwegerich, Spitzwegerich, Gänseblümchenköpfe, Schafgarbe und manches andere wurde gepflückt, fachmännisch getrocknet und danach in der Schule abgeliefert. Beim Altmaterial handelte es sich um Eisen und andere Metalle, Knochen und Papier. In der Schule wurde alles gewogen und registriert. Der Überbringer erhielt dann entsprechende „Punkte“. Jeder Schüler und jede Schülerin wollte dabei natürlich der oder die beste sein. Und Irmgard freute sich auch immer, wenn sie beim wöchentlichen Punktevergleich mit ihrem Bruder Günter Siegerin war. Gerne sangen die Kinder: eisen, Knochen, Lumpen und Papier, ausgeschlagene Zähne sammeln wir“.

Irmgards Schulleistungen konnten sich sehen lassen, und sie wäre aus diesem Grund gerne ins Lyzeum gegangen, doch die Eltern lehnten ihr Ansinnen ab. Sie hielten dies für ein Mädchen nicht wichtig.

Für die Schülerinnen der damaligen Zeit entsprach es der Mode, ein Poesiealbum zu führen. Die Mädchen reichten es in der Verwandtschaft und in der Schulklasse herum und jeder konnte seine tief sinnigen oder banalen Sprüche hier hineinschreiben. Ich erinnere mich, dass Irmgard im Jahre 1940 auch ein solches Buch ihr Eigen nannte. Auf den ersten Seiten „verewigten“ sich unsere Eltern. Vater schrieb: „Das Leben ist ein Schauspielhaus, der Herrgott teilt die Rollen aus. Wohl dem, der seine Rolle so gespielt, dass, wenn der Vorhang fällt, er keine Reue spürt“. Mutter schrieb: „Wenn Dich die Stürme des Lebens umtosen, wenn Dich das Liebste auf Erden verläßt, richte die Blicke nur gläubig nach oben, baue auf Gott nur innig und fest“.

BdM – Bund deutscher Mädels.

Im Jahre 1942, am 20. April, dem Geburtstag Adolf Hitlers, wurde Irmgard in den Bund deutscher Mädels (BDM) aufgenommen. Der BDM war die Staatsjugendorganisation im damals nationalsozialistischen Deutschland, es bestand Mitgliedszwang. Über dem Jungmädeldienst, der im wesentlichen aus Sport, Singen, Heimabenden und Feierstunden bestand, sollte, einer damaligen Anordnung zufolge, „die Verpflichtung auf den Führer stehen, der uns in seinen Kämpfen und Arbeiten Vorbild und Ausrichtung ist“. An etlichen Sonn- und Feiertagen lief Irmgard auch in ihrer BDM-Kluft mit einer Sammelbüchse durch die Straßen und verkaufte für einige Pfennige WHW-Abzeichen (WHW=Winterhilfswerk): Holzfiguren aus dem Erzgebirge, Glashänger aus dem Bayerischen Wald oder Miniaturheftchen mit einem der bekanntesten Märchen. Die WHW-Abzeichen wurden übrigens von vielen „Volksgenossen“ gesammelt.

Das BDM-Mädchen trug eine selbstbezahlte Uniform; zu einer weißen Bluse mit angeknöpftem schwarzen Rock gehörten ein schwarzes Halstuch und ein brauner Lederknoten, dazu trug das „Jungmädels“ eine braune „Kletterweste“ oder eine Berchtesgadener Trachtenjacke.

Apropos Kleidung: Damals gab es immer noch eine klare Unterscheidung zwischen Mädchen-/Frauen- und Knaben-/Männerkleidung. So wenig ein männliches Wesen ein Kleid trug, sowenig trug ein weibliches eine Hose. Dennoch - es gab sie, die Frau mit langer Hose, aber sie war die Ausnahme und galt als Emanze oder Ausgeflippte. Erst während des Krieges kam es zu einer stärkeren Anpassung der Damenmode an die Herrenmode.

KLV -Kinderlandverschickung.

Wegen der feindlichen Luftangriffe wurden die Kinder aus dem Ruhrgebiet ab 1941 auf Anordnung der Regierung in die weniger bedrohten Gebiete Süd-, Mittel- und Ostdeutschlands, sowie in das Protektorat Böhmen und Mähren, wie nach Ungarn verschickt (evakuiert).

Die neunjährige Irmgard kam im Frühjahr 1941 als erstes Kind aus unserer Familie weg, und zwar nach Dürrlauingen östlich von Günzburg, im bayerischen Schwaben. Im Dorf angekommen, passierte

Irmgard genau das, was ihrem Bruder noch bevorstand. Irmgard stand mit den anderen Mädchen und Jungen aus Hagen auf der Milchrampe und wartete darauf, von irgend jemand abgeholt zu werden, der ihr sagte, „ich möchte dich aufnehmen“. Sie stand dort noch in ihrem bestickten Wolljäckchen und in ihren schwarzen Lackleder-Halbschuhen, als alle anderen Kinder bereits untergekommen waren. Schließlich wurde Irmgard von der Familie Franz Kießling besehen und aufgenommen, die selbst vier Kinder hatte. Aber Irmgard versuchte erst gar nicht, sich in der fremden Familie einzugewöhnen und hatte riesiges Heimweh. Für ihre inneren Nöte schien Frau Kießling kein Verständnis zu haben. Jedenfalls erfuhr Irmgard von ihr nie ein Wort des Trostes oder gar eine Umarmung. Wochenlang schrieb Irmgard beinahe täglich einen Brief nach Hause, in dem fast nichts anderes stand als: „holt mich, holt mich, holt mich“. Natürlich war die Mutter ebenso verzweifelt wie Irmgard. Während Irmgard in Dürrlauingen heulte und Mutter in Hagen, griff endlich Vater mit einem „gepfefferten“ Brief an Irmgard ein in dem er ihr klarmachte, dass eine Rückkehr in den nächsten sechs Monaten nicht möglich sei. Irmgard erinnerte sich später, dass in Vaters Brief unter anderem auf die lebensbedrohenden Gefahren hingewiesen wurde, die der alliierte Luftkrieg mit sich brachte, und er erwähnte noch einmal, die Bemühungen des Führers, die Kinder – Deutschlands Zukunft – in bombensichere Gebiete zu schaffen. Sie, Irmgard, solle dies dankbar anerkennen. Irmgard fügte sich daraufhin in das Unvermeidliche.

Vielleicht als Folge ihres depressiven seelischen Zustandes passierte es Irmgard in diesen Wochen einmal, dass sie ins Bett pinkelte. Es war ihr schrecklich unangenehm, und sie wusste sich nicht anders zu helfen, als die nasse Stelle „trocken zu liegen“. Am Morgen machte sie ihr Bett und hoffte sehnlichst, dass Frau Kießling nichts merke. Aber als Irmgard aus der Schule kam, hing ihr Betttuch mit den Urkringeln, für alle Familienmitglieder sichtbar, über dem Treppengeländer. Irmgard glaubte, vor Scham in den Boden versinken zu müssen. Weder von den Kießlings noch von Irmgard selbst ist über den Vorfall je ein Wort geäußert worden. (Quelle: u.a. Irmgard Jeske geb. Henseler)

Im Laufe der Zeit gefiel es Irmgard recht gut bei der Familie Kießling, die sie nicht schlechter als die eigene Tochter behandelte, wenngleich, wie schon erwähnt, die Herzlichkeit fehlte. Möglicherweise half Irmgard auch der oft wiederholte Blick auf den Kalender, auf dem der Abstand bis zum fest fixierten Aufenthaltsende immer geringer wurde.

Ich deutete schon an, dass Irmgard selbstverständlich in Dürrlauingen in die Schule gehen musste. Nach Schulschluss hatte sie bei den Kießlings im Haus und ganz besonders im Garten zu arbeiten. Irmgard blieb in Dürrlauingen bis November 1941. Bei ihrem Wiedereintreffen in Hagen sah Irmgard ihre sechs Wochen alte Schwester Annelore zum ersten Mal. (Quelle: Irmgard Jeske geb. Henseler)

Im Februar 1942 musste Irmgard erneut Hagen verlassen. Sie hatte die Möglichkeit, sich für ein KLV-Lager anzumelden, abgeschlagen. Stattdessen fuhr sie nach Niederhausen (Neu-Ulm-Land), in ein Dorf, in dem ihr Bruder Günter bereits wohnte. Irmgard fand Aufnahme in der Bauernfamilie Gebhardt. Die Gastgeber hatten einen Sohn, der jedoch an der Front stand (und später fiel). Irmgard lebte also nur mit dem Ehepaar zusammen und dies versuchte, im Rahmen seiner Möglichkeiten, Irmgards Aufenthalt einigermaßen angenehm zu machen. Die Hausfrau wie der Hausherr boten Irmgard an, sie könne Vater und Mutter zu ihnen sagen. Das aber wollte Irmgard nicht.

Nachdem Irmgard ungefähr eineinhalb Jahre in Niederhausen gewohnt hatte, kehrte sie zu den Eltern nach Hagen zurück, wo sie jedoch nur sehr kurz bleiben durfte. Die Behörden bestanden auf ihre erneute Evakuierung. Am 7. Februar 1944 ging es wieder auf die Reise. Es war also Irmgards dritte Evakuierung. Die Mutter brachte ihre Tochter zum Hagener Hauptbahnhof.

Da standen sie nun, die Mädchen für die KLV-Lager und Soldaten, die an die Front mussten; herzerreißende Abschiedsszenen bei Müttern, Ehefrauen und Kindern. Mutter versuchte, so gut es ging, die weinende Irmgard mit den damals üblichen Sprüchen zu trösten: Der Führer möchte, dass die Kinder des Ruhrgebiets vor den Bomben sicher seien. Sie würden alle einmal gesund nach Hause zurückkehren. Aber sie, Irmgard, solle einmal an die Soldaten denken, die auch weg müssen, die aber nicht wissen, ob sie noch einmal die Heimat wiedersehen.

Von Hagen bis Oberstdorf reisten die Kinder mit einem Zug der Deutschen Reichsbahn. Am Bahnhof Oberstdorf wurde die Gruppe, zu der Irmgard gehörte, von einem Pferdeschlitten abgeholt und dann ging es in stundenlanger Fahrt das tiefverschneite Kleinwalsertal hinauf bis Mittendorf. Von dort mussten die etwa 25 Mädchen in ihren Halbschuhen den Weg durch den Schnee nach Baad zu Fuß weiterlaufen. Baad liegt am Ende des Kleinwalsertals – dort endet die Welt; nur noch steile Berge an drei Seiten. Der größte Teil der Mädchen wurde in der Norishütte untergebracht, jedoch fünf, zu denen auch Irmgard gehörte, wohnten in einem Haus in der Nähe des Lagers. Wie sie mit Stolz feststellten, frühstückte dort unter anderen auch der bayerische Kronprinz.

Die KLV-Lager waren in der Regel in beschlagnahmten Hotels untergebracht und wurden internatmäßig geführt. An der Spitze der Lagermannschaft stand der Lagerleiter oder die Lagerleiterin, ihr zur Seite in den Mädchenlagern die Lagermannschaftsführerin. Lagerleiterin und Lagerlehrerin in Baad war Frau Hardt aus Schwerte an der Ruhr.

Irmgards Erzählungen war zu entnehmen, dass die Autorität der Lagermannschaftsführerin nicht so ausgeprägt war, wie die der Lagermannschaftsführer in den Jungenlagern. Der Lagermannschaftsführerin gegenüber konnte man hin und wieder auch einmal recht „zickig“ sein. Strafexerzieren oder „Schleifen“, es war „von oben her“, von der Reichsjugendführung, ohnehin verboten, kamen in Irmgards Lagern nicht vor, und sie wunderte sich später, dass sie in den Lagern ihres Bruders Günter, wie er erzählte, häufig angewandt wurden.

Kaum, dass sich die Mädchen in Baad eingelebt hatten, donnerten Lawinen von den Berghängen hinunter und versperrten die einzige Verbindungsstraße nach Oberstdorf. Sechs Wochen blieben die Bevölkerung des Dorfes und die Lagermannschaft von der Welt abgeschlossen; sechs Wochen ohne Postabgang und ohne Postempfang. (Telefon nach Hause gab es nicht).

Ungefähr im November 1944 wurde das KLV-Lager nach Tiefenbach in den Alpenhof verlegt und bald danach in das ehemalige Hotel Krone in Unterjoch/Oberallgäu, unmittelbar an der Tiroler Grenze. Der Ort, 1013 m hoch, war damals ein kleines Bauernkaff, eingebettet in eine herrliche Landschaft.

Zu den Höhepunkten im Lagerleben zählten immer das Singen der Lagermädchen in den Soldatenheimen in Sonthofen und Immenstadt. Ihren letzten Auftritt hatten sie am 20. April 1945, dem (letzten) „Geburtstag des Führers“. Das Ende des Großdeutschen Reiches war gekommen; Schon Anfang April hatten die Alliierten die Städte Kassel, Fulda, Aschaffenburg, Münster, Gotha, Glogau, Preßburg, Karlsruhe, Lingen und Osnabrück genommen. Am 18. April 1945 war der deutsche Widerstand an der Ruhr zusammengebrochen, am 20. April Nürnberg von den Amerikaner erobert worden, am 25. April wurde Berlin von den Sowjets vollständig eingeschlossen und am 30. April erschoss sich Adolf Hitler und vergiftete sich seine Frau Eva geb. Braun. Nicht nur die katastrophale militärische Lage prägte die Stimmung im Lager, die Mädchen hatten im Wehrmachtsbericht von dem schweren Terrorangriff auf Hagen, am 28. Februar, gehört, aber zum Teil seit Monaten keine Postverbindung mehr zu ihren Angehörigen in der Heimat. Irmgard glaubte zu dieser Zeit ihre Eltern noch in Hagen, obwohl die Mutter mit vier ihrer Kinder längst nach Mainfranken ausgewichen war und der Vater bis März 1945 einige Wochen an der Westfront geschantzt hatte.

Normalerweise wurden die KLV-Lager bei Annäherung der Front in frontferne Gebiete verlegt oder gar aufgelöst und die Kinder in ihre Heimatorte zurückgeführt. Vielfach scheiterten diese Maßnahmen aber schon an dem desolaten Verkehrswesen; Straßen, Brücken und vor allem Eisenbahnstrecken waren durch Bomben zerstört. Auch in den Dienststellen und Verwaltungen nahm das Chaos in den letzten Kriegsmonaten schnell zu. So stellte es sich gegen Ende April auch heraus, dass für die Lagermädchen eine geordnete Heimführung nicht mehr möglich war. Lagerleiterin und Lagermannschaftsführerin brachten ihre Schützlinge bei den Bauern der Umgebung unter und lösten das Lager auf. Irmgard gelangte so an die Familie Johann Gehring in Unterjoch, die selbst drei Töchter und einen Sohn (Hermann) hatten. Die Gehrings behandelten Irmgard bald wie die eigene Tochter.

Am 30. April 1945 wurde Unterjoch und die nähere Umgebung von französischen Truppen besetzt. Die Besatzungssoldaten, Nordafrikaner mit Turban und alle beritten, wurden bei den Bauern untergebracht. Auch die Familie Gehring bekam mehrere Soldaten zur Einquartierung. Ihr Haus war nun gut gefüllt mit der eigenen Familie, mit einer bombengeschädigten Frau mit Kind aus Berlin, dem KLV-Mädchen Irmgard und den Besatzern.

Die „Franzosen“ durchstöberten alle Häuser und Scheunen des Dorfes und konnten dabei eine größere Anzahl deutscher Soldaten und Arbeitsdienstler aufspüren und festnehmen. Irmgard beobachtete, dass die Gefangenen dann von den berittenen Bewachern über die Tiroler Grenze gepeitscht wurden, vermutlich einem Gefangenenlager entgegen.

Wegen der zahlreichen Ausschreitungen, Vergewaltigungen und Nötigungen, an denen sich Soldaten und Offiziere beteiligten, suchten die Mädchen und Frauen des Ortes über sechs Wochen lang des abends die Pfarrkirche als Refugium und Zufluchtsort auf, um dort zu übernachten. Als Toilette

dienten ihnen einige Eimer. Der Kirchenraum bot also als „geweihter, heiliger Bezirk“ persönlichen Schutz, und dieses Kirchenasylrecht wurde von den Besatzungssoldaten geachtet. Außerhalb der Kirche wurden deutsche Männer, die sich schützend vor ihre Frauen oder Töchtern stellten, kurzerhand erschossen. Irmgard glaubt sich zu erinnern, dass in den ersten Wochen der Franzosenherrschaft fast täglich der Leichenwagen in Unterjoch zu sehen war.

Die Übergriffe ließen nach einigen Wochen nach, und es entstanden eine Anzahl legaler Verhältnisse zwischen Besatzern und Dorfmädchen. Die Dorfburschen rächten sich an den „Besatzerhuren“ mit dem Abschneiden der Haare. Sie durften dabei natürlich von dem Mädchen nicht erkannt werden, denn die Soldaten suchten die Täter und bestrafte sie hart.

Die Beziehungen zwischen Deutschen und Besatzern änderten sich positiv aufgrund der Abmachungen, die die Alliierten unter sich getroffen hatten, mit der Übergabe des Oberallgäu durch die Franzosen an die Amerikaner im Sommer 1945.

Im September 1945 machten sich Irmgards Mutter und Irmgards Bruder W. Günter auf den Weg ins Allgäu. Ihr Ziel war es, Irmgard zu finden. Nach beschwerlichen Fahrten in offenen Güterwagen und nach langen mühsamen Fußmärschen von Buchloe bis Nesselwang und dann nach einer Pkw-Fahrt bis Unterjoch gelang es den beiden, Irmgard aufzuspüren.

Nach der Ankunft der Mutter bestand Irmgard hartnäckig auf ihrer sofortigen Abreise, die dann auch am nächsten Tag angetreten wurde. Herr Gehring brachte Mutter, Tochter und Sohn zunächst mit seinem Fuhrwerk nach Wertach, von dort ging es mit verschiedenen Lkw bis nach Ulm. Dort schlichen sich die Drei, also Irmgard, ihre Mutter Katharina und der Bruder Günter auf dem Güterbahnhof an einen Militärtransport der Amerikaner mit der Absicht heran, sich unter einem der aufgeladenen Kraftfahrzeuge zu verstecken. Sie wurden dabei aber sogleich von dem amerikanischen Posten entdeckt. Aber anstatt die Drei zu vertreiben oder gar festzunehmen, half er ihnen in einen Jeep hinein, schärfte ihnen aber ein, sich dort bis zur Abfahrt zu ducken und ja nicht zu rühren. Dies geschah auch, und so wurden sie von den Scheinwerfern nicht entdeckt, die jeden einzelnen Waggon und jedes darauf befindliche Fahrzeug einzeln ableuchteten. Nachdem die blinden Passagiere unentdeckt geblieben waren, setzte sich der Militärzug in Bewegung und die Drei kamen schnell bis zu einem Bahnhof kurz vor Würzburg. Von dort ging es schließlich mit einem anderen Güterzug bis nach Würzburg hinein. Hier endete die Eisenbahnfahrt. Um mit einem LKW nach Helmstadt zu kommen, mussten die Drei zunächst vom Bahnhof laufen und zur anderen Mainseite hinüber wechseln. Das war durchaus nicht so einfach wie es sich hier liest, denn die gesprengte Mainbrücke war nur über einen sehr schmalen Brettersteg zu überqueren, der rechts und links jeweils mit einem recht lose und tief hängenden Strick „gesichert“ war.

Sehr vorsichtig setzten wir einen Schritt vor den anderen und schauten dabei in die Tiefe, wo das Wasser die Brückentrümmer umtoste. Wir hatten entsetzliche Angst abzustürzen. Als besonders hinderlich empfand Irmgard den schweren Koffer mit ihren Habseligkeiten, der sie einseitig belastete und der unmöglich auf dem Notsteg abgesetzt werden konnte. Da entschied Mutter, „Lasse den Koffer fallen“. Er klatschte in die Fluten des Mains! Na ja, alle erreichten also das gegenüberliegende Mainufer und konnten mit dem LKW das letzte Stück der Reise vollenden.

Nach Irmgards Heimkehr „in den Schoß der Familie“ hatte diese nach fünfjähriger Zerrissenheit endlich ihre Einheit zurück gewonnen.

Was ich über Irmgards Abwesenheit von Zuhause berichtete, ließ sich von mir verhältnismäßig leicht sammeln und aufschreiben. Über ihr Seelenleben zu schreiben ist mir allerdings nicht möglich. Immerhin mußte Irmgard über vier Jahre die mütterliche Versorgung entbehren (natürlich auch die väterliche). „Mütterlich“ in diesem Zusammenhang heißt: gut zuhören und sich einfühlen können, das Kind verstehen und nicht belehren zu wollen, gut für es zu sorgen und es auch freilassen können. Ein Kind braucht halt liebevolle Annahme, Verständnis und Bestätigung. Zu frühe Trennung von Mutter und Vater behindert die Entwicklung des Menschen, bei Irmgard zum Glück (wie mir deucht) ohne schwerwiegende Folgen. Immerhin aber hatte sich in Irmgards Unterbewusstsein etwas unauslöschlich eingegraben, was in ihrer schriftlich niedergelegten Lebensgeschichte keinen Raum gefunden hat: das Angsterlebnis, wenn sie zum ersten Mal ein fremdes Zimmer betrat, um es für einen Daueraufenthalt einnehmen zu müssen. Noch Jahrzehnte später brach Irmgard im jeweiligen Urlaubsort in Tränen aus, wenn sie zum ersten Mal ihr Hotelzimmer betrat. Ich denke, dass dies mit ihrer Trennung vom elterlichen Heim in ihrer Kindheit zu erklären ist.

Irmgards Familie hatten die Kriegsergebnisse nach Helmstadt Krs. Marktheidenfeld verschlagen, einem Ort, der nunmehr zur „amerikanischen Besatzungszone“ gehörte. Die Familie zählte hier zur Gruppe der „Evakuierten“, besaß aber für die damalige Zeit schon eine sehr gute Werkswohnung auf dem Fabrikgelände einer Ziegelei.

Irmgard konnte hier in Helmstadt ihren Schulbesuch wieder aufnehmen, der etwa ein Jahr lang geruht hatte. Ihr Lehrer, Herr Schätzlein, war die einzige Lehrkraft in dieser einzügigen Schule. Dort in Helmstadt erfolgte schließlich auch Irmgards Schulentlassung, im Jahr 1946.

Nach der täglichen Schulzeit half Irmgard ihrer Mutter im Haushalt oder als „Heimarbeiterin“. Neben der heute noch üblichen Hausarbeit wurde damals beispielsweise in einem zeitaufwendigen Verfahren Rübennkraut selbst hergestellt; im Herbst mussten zentnerweise Äpfel und Birnen geschält und manuell geschnitzelt werden, damit sie dann als Wintervorrat getrocknet werden konnten. Am Abend übernahm Irmgard regelmäßig einen Teil der zu entlausenden Familienmitglieder. Der Reihe nach wurden alle mit dem „Lausekamm“ bearbeitet, um sie von ihren Plagegeistern zu befreien, die sich besonders in Giselas langen und dicken Haaren überaus wohl fühlten.

Die Heimarbeit bestand im Kartoffelsäckeflicken für die Bauern. Hin und wieder musste Irmgard aber auch, nach der Anforderung durch einen Bauern, mit aufs Feld hinaus.

Zurück aber noch einmal zu den Läusen im Dorf und in der Familie. So verbreitet wie sie, waren damals auch die Spulwürmer. Es gab kaum ein Kind, das davon frei gewesen ist. Spulwürmer waren „etwas ganz Normales“. Häufig schloss sich in unserer Familie daher an die allabendliche Aktion gegen die Kopfläuse eine andere, gegen die Spulwürmer gerichtete, an. Einzeln kamen die Kinder mit ihrem blanken Hinterteil quer auf Mutters Schoß zu liegen. Sie zog ihnen dann die Backen auseinander und blies in den After hinein. Dies bewirkte, dass sofort eine Anzahl Spulwürmer herauskamen und von der Mutter vernichtet werden konnten. Diese Aktionen erlösten jedes Mal für Stunden von dem unangenehmen und schlafstörenden Juckreiz.

Wenn ich heute an meine Kindheit zurückdenke, die ja auch Irmgards Kindheit war, dann wird mir bewusst, mit Tieren aufgewachsen zu sein.

In dieser Zeit nach dem Krieg wurde Irmgard Mutters Vertraute, und sie blieb es auch bis zum Schluss.

Am 1. November 1946 erlebte Irmgards Familie die Ausweisung aus der „amerikanischen Besatzungszone“, weil sie aus der „britischen Zone“ stammte. Mit ihr mussten angeblich 250.000 „Evakuierte“ das Land Bayern verlassen. So kam Irmgard also wieder nach Hagen.

Die Lebensverhältnisse in ihrer alten Heimatstadt sind oder werden an anderer Stelle geschildert. Hier ist nur anzumerken, dass Hagen durch die Kriegsergebnisse fast völlig zerstört war, so auch das ehemalige Wohnhaus der Familie Henseler in Eckesey auf der Eckeseyer Straße. Irmgard wohnte mit ihren Eltern und Geschwistern zunächst einige Monate im Büroraum einer Tankstelle in Kückelhausen.

In der Familie und im Bekanntenkreis hielt sich das Gerücht, als seien aus dem Wohnhaus Eckeseyer Straße 114 nach seiner Vernichtung am 28. Februar 1945 noch einige Hausratsgegenstände seinerzeit von Mitbewohnern oder Leuten aus der näheren Nachbarschaft gerettet worden. So war von einem gefüllten Wäschekorb aus dem Eigentum der Henseler-Familie die Rede. Bei der Armut der damaligen Zeit hatten solche Dinge einen hohen materiellen Wert. Irmgard und W. Günter, ihr Bruder, beschlossen daher heimlich, dem Gerücht nachzugehen und den Verbleib des Korbes festzustellen, um ihn dann zurück zu fordern. Er sollte zu einer Weihnachtsüberraschung für die Eltern werden. Der Versuch schlug insofern fehl, als die angeblichen „Retter“ behaupteten, von der Sache nichts zu wissen. Dann jedoch rückten sie doch den stark beschädigten, aber völlig leeren Korb heraus. Nach diesem Fehlschlag und weil Irmgard und ihr Bruder immer noch an das Weihnachtsgeschenk für die Eltern dachten, machten sie sich an die Arbeit und buddelten in einem Teil des zerstörten Hauskellers, um noch irgendwelche Gegenstände aus dem elterlichen Besitz zu finden. Aber auch hier blieben sie

glücklos. Abgesehen von einigen wenigen und völlig unwichtigen Porzellangegegenständen, die lediglich einen Erinnerungswert besaßen, fanden sie nichts.

Irmgard erfuhr ungefähr in dieser Zeit vom Schicksal ihrer Lagerfreundin Margot Janello. Sie hatte das KLV-Lager vorzeitig verlassen, um wieder bei ihrer Familie in Hagen zu sein. Bei einem feindlichen Luftangriff ist sie dort, zusammen mit ihrem Bruder, in der Wittekindstraße ums Leben gekommen.

Als die brennendsten Probleme wurden von der Stadtbevölkerung damals die Versorgung mit Nahrungsmitteln und „das Dach über dem Kopf“ angesehen. Durch die geistige Beweglichkeiten wie durch Tatkraft und Fleiß des Vaters blieb die Henseler-Familie vom Hunger verschont und konnte sogar 1946 eine Vierzimmer-Wohnung Am Hange 16 beziehen. Als endlich die Währungsreform kam, 1948, änderte sich sehr schnell vieles zum Guten. Ich bin auf diesen Zeitabschnitt von 1945-1948 in den Kapiteln über Wilhelm Günter und Wilhelm näher und ausführlicher eingegangen, so dass ich mich hier nur wiederholen könnte.

Für Irmgard stand längst die Berufsfrage an. Sie wäre gern Schneiderin geworden. Aber trotz des großen Nachholbedarfs an Kleidung und der Verwertung eines jeden Stoffrestes der sich in den Familien noch fand, gab es für Mädchen, die das Schneiderhandwerk erlernen wollten, zunächst keine Lehrstellen. So entschied sich Irmgard, als Anlernling in einem Nähereibetrieb unterzukommen; später arbeitete sie als (ungelernte) Verkäuferin in einem Lebensmittelladen und schließlich im Textilgeschäft Jungermann in der Iserlohner Straße, wo sie bis zu ihrer Eheschließung blieb.

Irmgards Generation war anders als die heutige Jugend - in der frühzeitigen Übernahme von Aufgaben und Pflichten ihr voraus, in der geistigen Reife hintendrein. Eine Zeitgenossin meinte dazu einmal: „Wenn ich sehe, wie lange heute die Kinder gutverdienender Eltern finanziell abhängig bleiben, andererseits aber völlig selbständig die Welt bereisen, wie sie zwar mit ihren Liebsten unangefochten zusammenleben, aber in einer Welt ohne Zukunft, dann weiß ich nicht, ob sie es besser haben“.

Das Leben nach 1946 beschränkte sich natürlich nicht nur auf Arbeit und Pflichterfüllung. Es gab auch Spaß, Vergnügen und nach der Währungsreform manche Feier in der Familie und in der Hausgemeinschaft. Gemeinsam mit Bruder, Onkel und Freundinnen ging Irmgard häufig zum Tanzen, Die „Flamme der Liebe“ entflammte aber erst 1949. Bei einem Badevergnügen an der Glörtalsperre bei Dahlerbrück lernte Irmgard einen ordentlichen, gutaussehenden und soliden jungen Mann kennen und lieben: Gerhard August Jeske. Er wohnte zu dieser Zeit bei seinen Eltern in Dahlerbrück und war von Beruf Bilanzbuchhalter.

Die Treffen des Liebespaars erwiesen sich als einigermaßen umständlich. Da die Arbeitszeit damals auch noch den Samstag einbezog, waren die Wiedersehen nur an den Sonntagen möglich. Gerhard hatte dafür in Dahlerbrück einen Fußweg von etwa 15 Minuten bis zum Bahnhof zurückzulegen und benutzte dann die Eisenbahn bis Hagen. Vom Hauptbahnhof erwartete ihn, wenn Irmgard ihn nicht schon dort empfing, ein weiter Fußweg von etwa einer halben Stunde, um zum Hange 16 zu gelangen. Glücklicherweise ergab es sich, dass die Familie Henseler aber bald nach Dahl zog. Damit kam sich das junge Paar auch räumlich sehr viel näher. Von der Eisenbahn hatte sich Gerhard inzwischen durch den Kauf eines Motorrads unabhängig gemacht.



Hochzeit Jeske - Henseler; Annelore Henseler, Brautjungfer, Irmgard Henseler, Gerhard August Jeske.

Die Familie Jeske und ihr Sippenkreis – eine fast unzulässige Abschweifung!

Der Familienname Jeske soll eine Kurzform sein von Jaroslaw = „der durch sein Ungestüm, seinen Mut, Berühmte“ (Wasserzieher: Hans und Grete). Der Name ist mindestens seit dem 16. Jahrhundert insbesondere in Pommern und Westpreußen, aber bis nach Riga, verbreitet.

Gerhards Eltern, August Jeske (* Janowka, Krs. Rawa Mazowiczka) und Berta Paulina geb. Mäkler (* Neukirchen, Krs. Schubin) waren gebürtige Westpreußen.

In Westpreußen sind die Jeskes über vier oder fünf Generationen zu verfolgen. Der älteste bekannte Ahn, Johann Jeske, verheiratet mit Elisabeth König (etwa Ende des 18. Jhs.), ist in der archivalischen Überlieferung als „Kolonist aus Pommern“ ausgewiesen.

Die wenigen Angaben zur Abstammung und Herkunft Gerhard August Jeskes dürften eigentlich im Rahmen des gestellten Themas „Ahnentafel der Geschwister Henseler“ ausreichend sein. Der interessanten Biographie August Jeskes wegen, erlaube ich mir aber eine „Grenzüberschreitung“ und berichte über einige Begebenheiten aus dem Lebenslauf dieses Mannes, Irmgard Henselers Schwiegervaters, Gerhard August Jeskes Vater.

Ich erwähnte bereits den Geburtsort August Jeskes: Janowka Kreis Rawa Mazowiczka, der zunächst auch sein Lebensort war. Die Jeskes betrieben in diesem Dorf in der Nähe der russischen Grenze, der Grenze zu Russisch-Polen, ihre Landwirtschaft.

Nach dem Kriegsausbruch am 1. August 1914 erlebte der Ort mehrfache Herrschaftswchsel; zunächst war Janowka als Ort im Posener Land natürlich deutsch und mit deutschen Heeresseinheiten belegt. Danach wurde das Dorf von den vordringenden Russen besetzt und schließlich von den deutschen Truppen zurückerobert. Dies alles ereignete sich noch im 3. Quartal des Jahres 1914.

Der damals Achtzehnjährige August Jeske wurde in dieser aufregenden Zeit zunächst zu Spanndiensten für die eigenen Truppenverbände verpflichtet, dann von den kurzfristig siegreichen

zaristischen Einheiten. Die Russen ließen August danach jedoch nicht mehr frei, sondern transportierten ihn in den Kaukasus, wo er im Frontgebiet (seit 1. Nov. 1914 russisch-türkische Front) im Straßenbau eingesetzt wurde. Danach schafften die Russen August Jeske an die Wolga, die er nun als Treidler bestens kennenlernte. Er hatte dort, zusammen mit vielen anderen Männern, die Lastkähne vom Ufer aus mit Stricken stromaufwärts zu ziehen.

Ich will die Schilderung nicht weiter vertiefen, nur erwähnen, dass sich August nach seiner Treidlerstätigkeit (vermutlich nach Ausbruch der Revolution) in Moskau aufhielt. Wo er dann auch heiratete. Er sprach inzwischen recht gut russisch.

Nach Beendigung der deutsch-russischen Feindseligkeiten wollte August Jeske mit seiner Frau zurück nach Deutschland.

Als sich dazu die Gelegenheit bot, hatten sich aber die politischen Verhältnisse in Westpreußen stark verändert. Aus Russisch-Polen war mit massiver deutscher Unterstützung der selbständige Staat Polen entstanden (5. Nov. 1916). Schon bald nach seiner Gründung begann dieser Staat seine Aggressionskriege gegen seine Nachbarn, vor allem gegen Deutschland und Rußland. Nur auf sich gestellt, hätten die Polen dies sicher nicht gewagt. Aber die schon während des Krieges entwickelten Vorstellungen und Pläne über das Schicksal der deutschen Ostgebiete, die von abgrundtiefem Hass gegenüber den Deutschen und von verantwortungsloser Machtpolitik geprägt waren, wurden von den Alliierten gestützt. Selbst die absurdesten Forderungen der Polen fanden ihre Zustimmung und Verteidigung von französischen Politikern und von der französischen Presse. Der französische Standpunkt hatte also keine Beziehung mehr zu den Wilsonschen Grundsätzen, er lag völlig auf der Linie der Forderung Dmowskis und hatte mit einem Verständigungsfrieden nicht mehr gemein. „Die Möglichkeit, dass Deutschland und Frankreich je Freunde werden können, wurde von keinem der mir bekannten französischen Staatsmänner erwogen. Noch wurde die Möglichkeit, dass Polen und Jugoslawien freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland aufnehmen könnten, von der französischen Delegation in Betracht gezogen“ (Lloyd George). Auch Lloyd Georges Warnungen vor einem neuen Krieg stießen bei den alliierten Kollegen und den Polen auf taube Ohren: „Der Vorschlag der „Polenkommission“, wir sollten zwei Millionen einhunderttausend Deutsche der Kontrolle eines Volkes unterstellen, das eine andere Religion hat und bisher nie beweisen konnte, dass es sich selbst verwalten kann, muß meiner Auffassung nach früher oder später zu einem neuen Krieg in Osteuropa führen“ (nach: Heinr. Rösner: Die 14 Punkte des Präsident Wilson. Die Vorstellungen der Siegermächte des 1. Weltkrieges zum Schicksal der deutschen Ostgebiete, Ratekau 1990). Später, als die Verträge von Versailles mit Unterschrift und Siegel versehen waren, prophezeite Lloyd George: „Jetzt haben wir ein schriftliches Dokument, das uns den Krieg in zwanzig Jahren garantiert (Josef Griffin: Die Absteiger – Planet der Sklaven? S. 170, Wiesbaden 1980).

Diese politischen Tatbestände sollten August Jeskes Vita, wie sich im Folgenden zeigen wird, in ganz neue Bahnen lenken. Wir wissen nicht genau, wann August und seine Ehefrau (eine geborene Müller) wieder an der deutschen Grenze eingetroffen sind. Es ist nicht überliefert, wann die Beiden ihre Entscheidung getroffen haben, weiter nach Berlin zu reisen. Ich weiß aber aus Zeitungsberichten, dass die Polen begünstigt durch ihre Mitgliedschaft in den deutschen Arbeiter- und Soldatenräten nach Weihnachten 1918 in der Stadt Posen die deutschen Soldaten überwältigten und die Verwaltung der Stadt übernahmen. Danach besetzten sie in der Provinz Posen zahlreiche Dörfer. An vielen Stellen in Westpreußen wurde gekämpft. So berichtete die „Bergische Wacht“ (Engelskirchen) am 7. Januar: „WTB Berlin, 4. Januar. Das „Berliner Tageblatt“ meldet aus Meseritz: Die Lage hat sich in der Nacht zu heute aufs äußerste zugespitzt. Die Polen haben die nur 6 km von Bentschen entfernt liegende Bahnstation Chroschnitz besetzt ...“.

„WTB Bromberg. 5. Januar. Bromberger Truppen unter ihren Soldatenräten und selbst gewählten Offizieren haben Schubin und Mrotschen von den Polen gesäubert. In beiden Orten wurden den Polen viele Gewehre abgenommen ...“ „Die polnische Gefahr in vollem Ernst. Die Polen sind in deutsches Gebiet eingefallen und schicken sich an, nachdem die stärkste deutsche Grenzbefestigung im Osten, Posen, in ihre Hand gefallen ist, den weißen Adler weiter nach Westen zu tragen ...“.

Nach der durch das Versailler-Friedensdiktat gedeckten gewaltsamen Abtretung Westpreußens, Posens und Ostoberschlesiens an Polen, begannen die neuen Herrn dort sofort mit der Unterdrückung und Entrechtung der Deutschen. Für die Deutschen im neuen Polen wurde im Posener Gebiet 1918 das KZ Szcypiorno errichtet, 1919, ebenfalls im Posener Gebiet, das Konzentrationslager Stralkowo. In diesen Lagern wurden etwa 16.000 Deutsche eingesperrt. Später kamen noch die KZs Bereza-Kartuska und Brest-Litowsk für Deutsche und Ukrainer hinzu. Es waren die ersten KZs in Europa.

Im Juli und August 1925 kam es zur Ausweisung der deutschen Optanten durch die polnische Regierung (rd. 20.000 Vertriebene). Die Reichsregierung antwortet mit Ausweisungsbefehl für die polnischen Optanten. Insgesamt sind bis 1925 über eine halbe Million Deutsche aus den an Polen abgetretenen Teilen der preußischen Provinzen Schlesien, Posen und Westpreußen ausgewandert oder vertrieben worden. Zehn Jahre später, 1929, hatte die Anzahl der Deutschen in Westpreußen um fast 1 Million abgenommen, mindestens Dreiviertel davon hat ihre Heimat zurücklassen müssen. Der deutsche Bevölkerungsanteil im Posener-Land war in diesem Jahr auf etwa 30% abgesunken. Der Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig schrieb 1931: „Das offene und auch zugegebene Ziel der polnischen Politik ist die Vernichtung des Deutschtums“ (Herders Staatslexikon, 5. Aufl., 1931, 4. Bd., Sp. 249).

Zu den Ausgewanderten zählten August Jeskes Halbschwester, seine beiden Brüder und vielleicht noch einige seiner Verwandten. Schon ab 1918 scheinen sie sich ins innere des Reiches abgesetzt und sich zunächst in Berlin und Düsseldorf-Gerresheim niedergelassen zu haben. August fand dort Arbeit in der Gerresheimer Glashütte. In Gerresheim soll August auch Mitglied des Posaunenchores geworden sein (Quelle: Gerhard August Jeske). Als einschneidendes Ereignis lässt sich sicher der Tod von August Jeskes Ehefrau Müller auslegen.

Nach dem Tod seiner Ehefrau lernte August Jeske durch Vermittlung seiner Verwandten Berta Pauline Mäkler kennen.

Sie stammte aus einer kinderreichen Familie aus Neukirchen im Kreis Schubin (südwestlich von Bromberg); Bertas Mutter hatte 18 Kinder geboren von denen jedoch nur noch 9 lebten. Berta wohnte zurzeit ihrer Bekanntschaft mit August Jeske in Berlin, wo sie als Haushälterin in einer reichen jüdischen Familie tätig war.

Um es kurz zu machen: August Jeske nahm Berta Mäkler mit nach Gerresheim, und am 31. Oktober 1925 wurden die Beiden dort getraut.

Irgendwann nach November 1925 hat sich das Ehepaar Jeske-Mäkler dann in Hohenlimburg bei Hagen/Westfalen niedergelassen, wo der Sohn Gerhard August am Donnerstag, dem 7. Februar 1929, geboren wurde. Später zogen August und Berta Jeske nach Dahlerbrück, wo der Ernährer der Familie, in wirtschaftlich schwieriger Zeit, eine Arbeitsstelle als Stahlhärter bei der Firma Kubbier gefunden hatte. Fleiß und Bescheidenheit erlaubten es ihnen dann, in der Glör, Dahlerbrück, Kreis Altena, Glörweg 20, ein Einfamilienhaus zu errichten, in dem sie ab 1939 wohnten.

Gerhards Eltern gehörten der reformierten Kirche an. Vater August rauchte nicht und trank keinen Alkohol, Kinobesuche waren August und Berta zu weltlich (Quelle: Sohn Gerhard).

Zurück zu Irmgard Henseler:

Nach dem Tode Berta Jeskes, am 21. Januar 1952, drängte der Witwer August seinen Sohn Gerhard zur baldigen Heirat, weil er der Auffassung war, dass in einen geordneten Haushalt eine Frau gehöre. Gegen die Ansicht des Vaters hatten weder Gerhard noch seine Freundin Irmgard schwerwiegende Einwendungen. Schon am 2. Februar des gleichen Jahres feierte das Liebespaar in der Wohnung von Irmgards Eltern in der Reichsstraße 110 in Dahl ihre Verlobung. Zu der schlichten Feier war selbstverständlich auch Gerhards Vater August Jeske eingeladen, den die Henselers bei dieser Gelegenheit kennenlernten.

Hochzeit in Dahl.

Schon am Freitag, dem 18. April 1952, kam dann, nach einem vorhergegangenen Polterabend in Dahl, die Eheschließung zustande. Der Trauort für die standesamtliche Heirat war Schalksmühle. Als Trauzeugen ließen sich Rudi Mäkler (Gerhards Schwager) und W. Günter Henseler (Irmgards Bruder) gewinnen. Die kirchliche Trauung wurde in der evangelischen Kirche in Dahl vollzogen. Brautpaar und Trauzeugen waren hier mit Motorrädern vorgefahren. Irmgard heiratete im weißen Hochzeitskleid mit Schleier, Gerhard im schwarzen Anzug und - der damaligen Mode entsprechend - mit Klapp-Zylinder. Irmgard war zu dieser Zeit 20 Jahre, 2 Monate und 24 Tage alt (20,23 J.), Gerhard 23 Jahre 1/4 Jahre (23,19 J.). Ich will hier der Zeit mit meiner Feststellung vorausereilen, dass Irmgard und Gerhard eine glückliche Ehe geführt haben; Gerhard war ein liebevoller und geduldiger Ehemann und um es bergisch auszudrücken: „ein echtes Schnäppchen“.

Trotz der uneingeschränkten persönlichen Sympathie war Gerhard August in den Augen von Irmgards Mutter mit einem Makel behaftet: er war evangelisch.

Katharina Henseler hatte sich hiermit zwar im Laufe der Zeit abgefunden, war jedoch der Meinung, dass sie sich „vor dem Throne Gottes wegen elterlichen Versagens in der Kindererziehung“ einmal zu verantworten hätte. Irmgards Mutter glaubte in späteren Jahren, dass dieser „Anlagepunkt“ um so schwerer wöge, weil auch der Sohn Horst Lothar eine evangelische Trauung (Mischehe) eingegangen war und der Sohn W. Günter der Kirche ganz den Rücken gekehrt hatte.

Die konfessionelle Differenz spielte halt in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts, besonders bei den nicht mehr ganz jungen Leuten, eine stärkere Rolle als heute.

Neuer Wohnort Schalksmühle.

Nach der Eheschließung hatte Irmgard ihren Beruf aufgegeben, war also fortan nur noch Hausfrau. Zeitweilig aber beschäftigte sie sich stundenweise in ihrem Haus mit Buchhaltungsarbeiten für eine Dahlebrücker Firma.

Das frischgebackene Ehepaar Jeske-Henseler wohnte ab April 1952 zunächst im Hause August Jeskes und bezog den Vater bzw. Schwiegervater in ihre Familiengemeinschaft mit ein. Im gleichen Haus wohnte zu dieser Zeit noch Gerhard August Jeskes Halbschwester Frieda Maekler geborene Jeske mit ihrem Ehemann Rudolf und den Söhnen Reiner, Klaus, Hermann und Rolf. Die Hausbewohnerschaft umfasste mithin neun Personen. August Jeske zog später nach Hohenlimburg und heiratete dort in seiner dritten Ehe die Witwe Erna geborene Räker. Auch das Ehepaar Maekler befreite sich endlich aus ihren engen Wohnverhältnissen und bezog innerhalb der Gemeinde Schalksmühle eine andere Wohnung.

Das Haus der Familie Jeske war zu Fuß über einen mehrere hundert Meter langen Waldweg zu erreichen; mit einem Auto ließ er sich meist nur bei trockenem Wetter befahren. Wollte man trotzdem mit einem Fahrzeug zum Haus, dann durfte das schräg gegenüberliegende Fabrikgrundstück freundlicherweise als Zufahrt benutzt werden. Das Haus der Jeskes lag in landschaftlich reizvoller Lage an einem ziemlich steilen Berghang. Der Wald reichte bis auf wenige Meter an das Gebäude heran. In unmittelbarer Nähe floss die forellenreiche Glör. Die Nachteile dieser Lage bestanden aber in der Abgeschiedenheit und der Luftfeuchtigkeit, die eine starke Veralgung des Hauses verursachte und damit einen hohen Pflegeaufwand. Die Hauslage war darüber hinaus wegen der Himmelsrichtung denkbar ungünstig, Sonnenstunden erlebten die Bewohner nur im Sommer.

Irmgard litt unter der Einsamkeit. An manchen Tagen sah sie tagsüber als einzigen Menschen nur den Briefträger.

Im Jahre 1979 - August Jeske war bereits verstorben - verkaufte Gerhard August das elterliche Anwesen, weil er selbst im gleichen Jahr in Schalksmühle, Unterm Ried 16, ein Einfamilienhaus gebaut hatte und wo er mit seiner Frau und seinem Sohn Wolfgang am 6. Dezember einziehen konnte.

Geburt des Sohnes.

Rund eineinhalb Jahre nach der Eheschließung, am 24. September 1953, wurde dem Ehepaar Jeske-Henseler ein Sohn geboren. Irmgard hatte sich eine Tochter, eine „Susi“, gewünscht. Sie hatte sich in diesen Gedanken so verrannt, dass sie nach der Geburt des Jungen dessen Haare so kämmte, als wäre er ein Mädchen. Es kann kaum verwundern, dass sich Irmgard und Gerhard um einen Männernamen erst kümmerten, als das Kind schon im Bettchen lag. In die Namenwahl schaltete sich dann auch Katharina Henseler, Irmgards Mutter, ein. Sie dachte an einen „Wolfgang Amadeus“ und konnte erreichen, dass ihr erster Enkel tatsächlich den Namen Wolfgang erhielt. Wolfgang empfing in der katholischen Kirche zu Dahlebrück die Taufe; Pate war W. Günter Henseler.

Typhus.

Im Frühjahr 1955 kam es in Hagen und in der Umgebung der Stadt zum Ausbruch einer Typhus-Epidemie. Aus einem Brunnen der Molkerei-Genossenschaft in Hagen-Eckesey waren Fäkalien aus dem unmittelbar neben der Genossenschaft liegenden Barackenlagern für Heimatvertriebene eingedrungen. Sie hatten, über das Spülwasser für die Milchkannen, die Frischmilch mit Koli-Bazillen verseucht. Irmgard lag von Mai bis September, 13 Wochen, mit Paratyphus in einer Krankenbaracke, dann in einer Schule, in Gevelsberg. Baracke und Schule hatten die Gesundheitsbehörden nach der Überfüllung der Hagener Krankenanstalten als „Notkrankenhäuser“, eingerichtet. Irmgard galt als „besonders schwerer Fall“. Die Therapie soll man bei ihr mit Hilfe von „künstlichem Fieber“

durchgeführt haben. Bei der Entlassung aus dem Krankenhaus wog Irmgard noch 36 kg.. Wolfgang, der während Irmgards Krankenzeit in der Henseler-Familie gelebt hatte, erkannte seine Mutter nicht wieder.

Im Juni 1968 kam es zu einem erneuten Krankenhausaufenthalt, diesmal wegen einer verknorpelten Netzhautentzündung.

Es wurde später von Ärzten vermutet, dass ein Zusammenhang zwischen Irmgards Behandlung mit „künstlichem Fieber“ und ihrem Augenleiden bestanden hat.

Suche nach der Vergangenheit.

Im Jahre 1968 hat Irmgard mit ihrem Mann noch einmal die Orte ihrer KLV-Zeit besucht und dabei auch die Bauernfamilie Gehring. Unterjoch hatte sich zu dieser Zeit schon sehr verändert; 1998 aber, bei einem Besuch durch den Bruder Günter, war das ehemalige Bauernkaff ein „Heilklimatischer Kurort, Hausstaubmilbenfrei, pollenarmes Klima, Luftgütegrad 1“. Aus den ehemaligen Bauern und ihren Kindern waren Geschäftsleute, Händler, Hoteliers, Vermieter von Appartements, Angestellte im Gesundheitswesen, Sparkassen- und Bankgewerbe geworden; Der Enkel, Norbert Gehring, von Irmgards Pflegeeltern, hatten ihren Bauernhof zu einem modernen „Biohof“ umgebaut).

Am 18. April 1977 konnte das Ehepaar Jeske-Henseler seine Silberhochzeit begehen. Die Feier fand im Hotel Kehrenkamp in Hagen-Ambrock statt.

1985 ging Gerhard in den Rentner-Stand. Er hatte zuletzt viele Jahre in der Elektrotechnischen Fabrik Albrecht Jung K.G. in Schalksmühle als Leiter der Finanzabteilung gearbeitet. Gerhard war seiner fachlichen und menschlichen Qualitäten wegen bei den Firmenchefs und den Mitarbeiterinnen seiner Abteilung hoch geschätzt. Durch Gerhards Fürsprache war es mir (W. Günter Henseler) gelungen, im Jahre 1977 in der Firma einen Arbeitsplatz zu erhalten.

Als Rentner widmete sich Gerhard voll dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben. Langeweile kam nicht auf. Erst sein Herzinfarkt im Jahre 1998 schränkte Gerhards Aktivitäten etwas ein.

Am Sonntag dem 7. Februar 1999 feierte er seinen siebzigsten Geburtstag mit Nachbarn und Freunden und mit Verwandten.

Silberhochzeit.

Am 18. April 2002 konnten Irmgard und Gerhard das Fest der Silberhochzeit feiern. Anlässlich des Ereignisses luden sie am 5. Mai die engsten Verwandte und Freunde in das Hotel Hohensyburg ein. Schauen wir auf Irmgards und Gerhards Ehezeit zurück, dann kann man wohl wahrheitsgemäß feststellen, dass diese Jahre in Harmonie und gegenseitiger Liebe verfließen sind.

Stammfolge Jeske.

Jeske, Johann,
∞ Koenig, Elisabeth.

|

Jeske, Martin,
∞ Renn, Anna Caroline.

|

Jeske, Gottfried,
* Franeiskow/Westpr. 20. 8.1841;
∞ Anna Karoline Sommerfeld, T. v. Gottlieb Sommerfeld u. Anna
Elisab. Berger,

Enkelin von Christoph Sommerfeld und Christine Mantik.
 * Sewerynow, Kreis Lodz, 12. 7.1844.

|

Jeske, Ludwig,
 Landwirt,
 * Sewerynow/Westpreußen, 12. 5.1867.
 ∞ Rawa-Mazowiecka (Kongresspolen), 5.2.1889, Rosine Peter;
 * Reginow/Westpreußen, Königreich Preußen, 12.11.1862.

|

Jeske, August,
 Stahlhärter;
 * Janowka Krs. Rawa-Mazowiecka, Woiwodschaft Lodz, 16. 7.1896.
 ∞ Düsseldorf-Gerresheim 31.10.1925, Berta Pauline Maekler,
 * Neukirchen Krs. Schubin/Westpreußen 12. 6.1896,
 Tochter von Friedrich Hermann Maekler und Luise Bertha Förster,

|

Jeske, Gerhard August,
 Kaufmännischer Angestellter;
 * Hohenlimburg, Regierungsbezirk Arnsberg, 7.2.1929,
 ∞ Schalksmühle, Kreis Altena 18. 4.1952, Irmgard Henseler,
 Tochter v. Wilhelm Henseler und Katharina geb. Schmitz,

|

Jeske, Wolfgang,
 Werkzeugmacher,
 * Klagebach Gemeinde Hülscheid, Kreis Arnsberg, 24. 9.1953.
 ∞ Oberthür, Margarethe.

|

Jeske, Oliver,
 * Dienstag 12.3.1985.
 wohnhaft: Halver/ NRW
 Märkischer Kreis,

Jeske, Stefan,
 * Donnerstag 13.10.1988.
 wohnhaft: Halver/NRW, Märkischer Kreis.

Otto Mäkler aus Neukirchen (Schubin) im Reserve-Infanterie-Regiment 271 wurde am 1. Oktober 1918 verwundet.

Ein Otto Mäkler aus Neukirchen, Kreis Schubin, * am 1. Okt. 1897, ist am 22. Oktober 1918 gefallen.
 (Quelle: Verlustlisten des 1. Weltkrieges)

1 c Henseler, Gisela Elisabeth,
Schülerin in verschiedenen Volksschulen in Hagen/Westf., Kahlen, Krs.
Cammin/Pommern,
Helmstadt Krs. Marktheidenfeld, zuletzt wieder in Hagen/Westf., Krs. Arnsberg.
Hausfrau, selbständige Wirtin in Wuppertal-Elberfeld (Gaststätte „Hansa Kogge“),
Pensionsinhaberin,
Angestellte in versch. Gastronomiebetrieben in Wuppertal;

1934-1935	wohnhaft in Düsseldorf-Heerdt, Klarissenstraße,
1935-1943	in Hagen/Westf., Am hohen Graben 8 und Eckeseyer Str. 114,
1944	in Kahlen Kreis Cammin, Pommern (evakuiert),
1944	in Hagen/Westf. Eckeseyer Str. 114,
1944-1946	in Helmstadt Krs. Marktheidenfeld, Unterfranken,
1946-1949	in Hagen/Westf., Am Hange 16,
1950-1952	in Dahl Krs. Breckerfeld, Reichsstraße 110,
1952-1957	in Remscheid-Lüttringhausen, von Bottlenbergstraße 16,
1957-	in Köln,
1964-1965	in Wermelskirchen, Mannesmannstraße 21,
1965-	in Remscheid-Lennep, Emil-Nohl-Str.,
-1981	in Wuppertal-Elberfeld, Friedrich-Ebert-Straße 41,
1982-	in Wuppertal-Elberfeld, Dönbergstraße 41,
1994-	in Wülfrath, Schlupkothen 49.

* Düsseldorf-Heerdt, Klarissenstraße, Samstag, 8.9.1934,
 ≈ Düsseldorf-Heerdt, St. Benedictus, rk., Sonntag, 16.9.1934,
 + Wuppertal-Elberfeld 20.2.2016,
 begraben kath. Friedhof Wuppertal-Uellendahl 4.3.2016
 ∞ I. Köln-Mitte, Mittwoch, dem 28.8.1957, kirchl.: Sonnabend, 31.8.1957, Paul
 Hollstein, 21 1/2 Jahre alt (21,61 J.), * Köln, Freitag, 17.1.1936,
 (+ Wuppertal-Elberfeld, 50 1/2 Jahre (50,61 J.) alt, am 28. 8.1986, □ 2. 9.1986,
 reformierter Friedhof Wuppert.-Varresbeck), als Sohn von Zimmerer Wilhelm
 Hollstein und Margaretha geb. Quadt aus Köln.
 ∞ II. Wuppertal,Walter Braß,
 3 Kinder aus I. Ehe: Cornelia, * Köln, Sonnabend, 25.1.1958, ∞ Dirk Dicks,
 Michaela, * Köln, Dienstag, 23.8.1960,
Dirk Paul, * Remscheid, 2. Weihnachtstag, Dienstag, 26.12.1967, Buchbinder.

Gisela Elisabeth war/ist 167 cm groß, schlank, mit einem ovalen Gesicht, hellhäutig (wie die Mutter) und mit graugrünen Augen. In ihren jugendlichen und mittelalterlichen Jahren war Gisela von Natur dunkelblond mit einem rötlichen Schimmer im Haar (sie hatte es über viele Jahre hellblond gefärbt); später, als sie auf Kreta wohnte, war sie völlig ergraut. In ihrer Kindheit und frühen Jugendzeit trug Gisela zeitweilig Zöpfe, über eine längere Zeit aber auch eine „Haar-Tolle“.

Gisela Elisabeth Henseler war ein Zwillingsskind. Sie wurde am 8. September 1934 vormittags um 9 Uhr in der Klarissenstraße in Düsseldorf-Heerdt, Standesamtsbezirk Oberkassel, geboren. Eine halbe Stunde später, also um 9.30 Uhr, kam ihr Bruder Heinz (Heinzi) Joseph zur Welt.

Acht Tage nach der Geburt trug man das Zwillingsspärrchen in die Kirche St. Benediktus zu Düsseldorf-Heerdt zur Taufe. Taufpaten bei Gisela waren Elisabeth (Lisel) Katharina Scheidt geb. Henseler und Wilhelm (Willi) Josef Schmitz, Giselas Tante und Onkel, beide aus Neuß.

In den Dreissiger Jahren gab es noch keine Pampers; Mutter musste ihre Zwillinge, wie schon vorher die beiden älteren Kinder, trockenlegen, pudern, ölen und in Tücher wickeln. Die beschmutzten Tücher wurden gewaschen und auf der Leine getrocknet.

Ich will an dieser Stelle einen Text von Wolfgang Knappe aus seinem Buch „Der Harz“ übernehmen, der Wort für Wort auch für Gisela und ihre ältere Geschwister zutrifft:
 „Und natürlich muß ich an unsere wundersamen Leibchen denken, westenähnliche Wäschestücke, die mit Hilfe von Haken oder Knöpfen am Rücken geschlossen wurden und an deren unterem Ende für

gewöhnlich zwei bis vier Strumpfhalter baumelten, mit denen zumeist braune, an den Knien nicht selten gestopfte Strümpfe befestigt waren. Diese Leibchen wurden von Knaben und Mädchen getragen, ziemlich lange sogar, und sobald das Wachstum auf unsere Beine übergriff, begannen die Schwierigkeiten. Dann mußte nämlich mit dem nur begrenzt dehnbaren Lochgummi zwischen Strumpfende und Hosenrand ein immer größer werdendes Stück nackten Fleisches überbrückt werden, was keineswegs einfach war und sehr häufig mit peinlichen Knopfverlusten einherging. Der umsichtige Leibchenträger hatte deshalb stets ein, zwei lose Mangelknöpfe in der Tasche, mit denen er die Knöpfe bei einer Havarie ersetzte, damit die „Braunen“ wieder zum Halten gebracht werden konnten“. Gelang es Gisela (oder wem auch immer) jedoch nicht, den Strumpf wieder zu befestigen, dann löste sie (man) auch den zweiten Strumpf und rollte beide beinwärts bis zu den Knöcheln hinunter. Doch Giselas Großzügigkeit ging nicht selten so weit, dass sie den knopflosen Strumpf einfach rutschen und hängen ließ, was dann sehr an die Bilder erinnerte, die wir später von Pippi Langstrumpf kennenlernten.

Den Schlüpfen wechselten die kleinen Mädchen meist nur zweimal in der Woche, das Leibchen zweimal im Monat.

Zu dieser Zeit um 1935 galt eine Ohrfeige von den Eltern nicht als Folter, die Autorität des Vater war beachtlich, der Käfer hatte noch keine Räder und es gab weder Kreditkarten noch Biowetter.

Wenige Monate nach der Geburt der Zwillinge Gisela und Heinz verzog die Familie Henseler-Schmitz nach Hagen in Westfalen und bezog dort eine Mietwohnung in der Nähe des Marktes, Am hohen Graben 8.

Eine Foto liefert den Beweis, dass Gisela 1937 mit ihren Geschwistern den katholischen Kindergarten in der Rembergstrasse besucht hat.

Als Gisela fünf Jahre alt war, brach der 2. Weltkrieg aus und ein viertel Jahr später musste sie den Tod ihres Bruders Heinz erleben. Er war gleichzeitig auch ihr engster Spielgefährte gewesen. Für ihren drei Jahre älteren Bruder Günter war Gisela „die Kleine“, zu der er die engen Spielkontakte nicht hatte. Er hielt sich mehr an die nur 10 Monate jüngere Schwester Irmgard. Dies mag ein Grund gewesen sein, weshalb Gisela immer wieder versuchte, ihre älteren Geschwister gegeneinander aufzuwiegeln. Gisela galt über viele Jahre bei ihnen als zänkisch.

Nach einem erneuten Wohnungswechsel lebte Giselas Familie ab 1940 in der Eckeseyer Str. 114 in Hagen-Eckesey. Hier in Eckesey muss Gisela auch in die Schule gekommen sein.

Als Gisela 10 Jahre alt war wurde sie, zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Annelore, nach Kahlen im Kreis Cammin/Pommern evakuiert. Die Regierung hatte damals der feindlichen Luftangriffe wegen die Räumung des Ruhrgebietes von Kindern und nichtberufstätigen Frauen befohlen. Giselas Mutter hielt es aber nicht lange in Pommern aus und kehrte bald mit der Tochter Annelore nach Hagen heim. Gisela blieb also ohne Angehörige auf dem Bauernhof der Familie Mildebrath zurück. Ende 1944 aber befand auch sie sich wieder in Hagen und erlebte am 2. Dezember den Luftangriff auf Eckesey und die Beschädigung der elterlichen Wohnung.

Verängstigt durch die vielen Luftangriffe, flüchtete Katharina Henseler mit ihren Kindern Günter, Annelore, Horst-Lothar und Gisela nach Helmstadt in Mainfranken (Ich habe darüber in der Biografie W. Günters, Prob. 1a, berichtet und werde das Thema in der Biografie Katharina Schmitzs, Ahnin 3, ausführlich darstellen).

Dort in Helmstadt aber konnte die Familie in ihrer bestehenden Größe nicht zusammenleben. Die Wohnungsnot ließ das nicht zu. Gisela und ihr Bruder Günter kamen auf Bauernhöfen unter, wo sie natürlich arbeiten mussten. Die zehnjährige Gisela wohnte bei einer Familie Fiederling und wurde dort als Kindermädchen und Haushaltshilfe eingesetzt. Da sie sehr anpassungsfähig war, gewann sie in der Gastfamilie rasch an Beliebtheit. Die Fiederlings aber waren entsetzlich schmutzig. Als Gisela die Betreuung des Säuglings übernahm, konnte man diesem den Schmutz hinter den Ohren buchstäblich „abknibbeln“. Das „Baden“ des Kindes geschah „in einer Kaffeeschale“, das heißt, auf Anweisung Frau Fiederlings hatte Gisela diese Schale mit warmem Wasser zu füllen und den Säugling mit einem Stofftuch abzuwaschen.

Wenn der etwas ältere Fiederlingssohn in der Wohnstube seine Haare auskämmte, trat er gleichzeitig mit dem Fuß die auf den Boden gefallenen Läuse tot. Natürlich war auch Gisela bald total verlaust, ein wahres Läuse-Mutterschiff. Allabendlich kniete sie vor ihrer Mutter und ließ sich ihre langen

Haare mit einem Staub- oder „Lause-Kamm“ auskämmen. Die Läuse fielen dabei auf Mutters Schoß in ein ausgebreitetes weißes Tuch und wurden dann mit den Fingernägeln „geknackt“. Dabei erfolgte eine pingelige Zählung. 100 Läuse bei einer Kämmung waren keine Seltenheit.

Ende 1946 kehrte die Familie Henseler unfreiwillig nach Hagen zurück. Ich werde in der Biographie der Katharina Schmitz (Ahnin 3), Giselas Mutter, darüber berichten, so dass sich an dieser Stelle ein weiteres Eintauchen in das Thema erübrigt.

Nach den Notjahren 1945 bis 1948 setzte allenthalben der wirtschaftliche Aufschwung in allen Familien ein, so also auch bei den Henselers.

Gisela war inzwischen zum jungen Mädchen herangewachsen. In dieser Zeit war sie recht unordentlich, „klüngelig“ sagten wir. Ihre Kleidungsstücke waren zum Beispiel mühelos daran zu erkennen, dass da, wo eigentlich Knöpfe hingehörten, Sicherheitsnadeln angebracht waren, am Büstenhalter, am Hüfthalter, an der Bluse und an den Strümpfen. „Gisela ist am ganzen Leib versichert“ pflegte die Mutter manchmal bissig zu sagen. War ihre Unterwäsche verschmutzt, dann fand sich sicher in Irmgardis Wäschefach noch etwas Sauberes.

Diese „lässige“ Lebensweise sollte sich später in ihr Gegenteil verkehren. Im dritten Lebensjahrzehnt setzte bei Gisela ein, was ihr Bruder Günter als die „Schmitzens-Krankheit“ bezeichnete, ein übertriebenes Sauberkeitsbedürfnis, der Bruder nannte es „Sauberkeitsfimmel“. Er war wohl von der Mutter geerbt und zeigte sich auch bei Giselas Schwester Annelore und - Jahre später - bei Frauke Gudrun Henseler, einer Tochter von Giselas Bruder Wilhelm Günter. Ich komme hierauf noch einmal zurück.

Warum Giselas Eltern keinen großen Wert auf eine Berufsausbildung für ihre Kinder gelegt haben, ist heute kaum noch zu vermitteln. Tatsache ist, dass auch Gisela ohne Lehre geblieben ist. Sie arbeitete als Gelegenheitsarbeiterin, immer in der Hoffnung, dass daraus einmal ein fester und einträglicher Arbeitsplatz würde. So ließ sie sich als Zeitschriftenwerberin und als Hilfsarbeiterin in verschiedenen Betrieben einsetzen.

In Köln lernte Gisela 1957 den Eisenbieger Paul Hollstein kennen, den sie am 31. August 1958 in Köln heiratete. Trauzeugen waren Wilhelm Henseler (Giselas Vater), und Peter Heck, ein Freund von Paul Hollstein.

Paul hatte dunkelblondes Haar, blaue Augen und einen athletischen Körper. Er war der Sohn des Ehepaares Wilhelm Hollstein und Margarethe geb. Quadt. Paul hatte noch zwei Schwestern, die in Köln lebten.

Fünf Monate nach der Eheschließung, am 25. Jan. 1958, gebar Gisela in Köln ihr erstes Kind, die Tochter Cornelia. Sie wurde in Köln getauft, und ihre Taufpaten waren Horst Lothar Henseler (Giselas Bruder) und Liesel Steger geb. Hollstein (Pauls Schwester; Die Steger stammten aus Much). Es folgten am 23. August 1960 (in Köln) die Geburt der Tochter Michaela, getauft in Köln (Taufpaten: Annelore Henseler, Karl Scheuß) und schließlich, am 26. Dezember 1967 (in Remscheid) der Sohn Dirk Paul (Taufpate: Wilhelm Henseler).

Erhalten geblieben ist eine handgeschriebene Geburtsanzeige für Giselas Tochter Michaela. Aus dem Krankenhaus der Augustinerinnen in der Kölner Jakobstraße schrieb sie am Mittwoch, dem 24. August 1960 an ihren Bruder W. Günter: „Gestern Mittag um 12.10 Uhr kam bei uns die zweite Tochter an. Es hat alles gut geklappt. Nur sind wir ein wenig enttäuscht; wir wollten doch einen Jungen. Na ja, Hauptsache gesund, und das sind wir beide ja ...“.

Um 1958, dem Hochzeitsjahr Giselas, herrschte in weiten Kreisen noch die heuchlerische Moral die eine schwangere unverheiratete Frau als eine Verworfenen ansah. Dabei gingen längst nicht mehr die Bräute keusch und züchtig in die Ehe (wie in Giselas Verwandtschaft bei Heinrich und Gertrud, ihr Onkel und ihre Tante). Auch für Giselas Eltern war das sogenannte „Heiratenmüssen“ ihrer Tochter ein Problem, dass sie erheblich belastete. Giselas Eltern ahnten damals noch nicht, dass das „Heiratenmüssen“ in der Familie zur Gewohnheit würde; 1962 Annelore, 1964 Horst Lothar.

Giselas Ehe verlief nicht immer problemlos. Sie geriet in eine größere Krise nach 1962. Die Ehepartner trennten sich, Paul blieb in Köln wohnen, und Gisela zog mit ihren Töchtern Cornelia und Michaela nach Remscheid-Lüttringhausen und dann, 1964, in das Haus ihres Bruders Günter nach Wermelskirchen in die Mannesmannstraße 27. Bald nach Giselas Einzug kam es dann aber zu einer Verständigung unter den Ehepartnern, Paul zog zunächst zu seiner Familie nach Wermelskirchen und dann in die Emil-Nohl-Straße nach Remscheid-Lennep, wo er mit Frau und Kindern eine größere Wohnung gefunden hatte.

Der Bruder Günter (also ich,) meinte später manchmal, Gisela habe ihren Mann „mit dem Staubtuch aus dem Haus gewedel“. Dieses Tuch trug sie ständig in ihrer Schürzentasche mit sich herum. Betrat jemand die Wohnung, dann wischte Gisela mit dem Staubtuch über die Trittstellen. Tagsüber durften weder der Ehemann noch die Kinder in ihren Betten schlafen. Sie hatten sich als Unterlage mit dem Schlafzimmerrläufer vor dem Bett zu begnügen und „ruhten“ hier ohne Kopfkissen. Gegenüber Irmgard äußerte sich Gisela, sie könne „verknautschte“ Kopfkissenbezüge nicht leiden. Giselas Wohnung durfte mit Schuhwerk nur in Ausnahmefällen betreten werden. Als sie ihrer Schwester Irmgard und ihrem Schwager Gerhard die Wohnung in der Emil-Nohl-Straße vorstellte, hatten sich diese nur mit einem Blick von der Zimmertür in die Schlaf- und Kinderzimmer zu begnügen; das Betreten der Räume war unerwünscht. Diese Bemerkungen halte ich des Festhaltens wert, weil sich der übertriebene „Reinlichkeitsfimmel“, wie ich bereits erwähnte, auch bei Giselas Schwester Annelore zeigte, in abgeschwächter Form bei Irmgard, aber wieder in stärkerem Maße bei Frauke Gudrun Wehner geborene Henseler. Da sich die Übertreibungen bei Giselas Mutter (die ja auch meine Mutter war) im Alter verloren, kann man die weiteren Entwicklungen bei Gisela, Annelore und Frauke Gudrun mit einer gewissen Spannung verfolgen.

Aus allem was ich schilderte kann der Schluss gezogen werden, dass es Gisela schwergefallen sein muss eine ideale Ehe zu führen. Eine etwa um 1935 geborene Zeitgenossin beschrieb diese „ideale Frau“ einmal so: Es gibt die unterschiedlichsten Typen anständiger Frauen. Da ist die berufstätige Frau (deren Mann zu bedauern war), die musisch angehauchte Frau (deren Mann zu bedauern war), die depressive Frau (deren ganze Familie zu bedauern war), der Putzteufel (sie trieb den Mann aus dem Haus) und die schlampige Frau (sie trieb ihren Mann ebenfalls aus dem Haus. Irgendwo dazwischen aber – oh, Wunder! – lag die ideale Ehefrau“. Ich verzichte in dieser Arbeit den „idealen Mann“ zu beschreiben.

In Remscheid arbeitete Paul Hollstein als Kraftfahrer. Doch als sich 1971 die Gelegenheit ergab, in Wuppertal-Elberfeld die Stehwirtschaft „Hansa Kogge“ zu pachten, wurde Paul Wirt und Gisela Wirtin.

Die Gaststätte lag auf der Friedrich-Ebert-Straße, einer Hauptdurchgangsstraße in Elberfeld. Sie war bei der Übernahme, am 14. August, völlig verdreckt und verkommen und hatte den berechtigten Ruf, ein Treffpunkt für Huren und Zuhälter zu sein. Mit großem Fleiß und mit unerbittlicher Härte haben Paul und Gisela das Lokal in sehr kurzer Zeit innerlich und äußerlich gereinigt. Obwohl die Arbeit Gisela und Paul großen Spaß gemacht hat, stand der zeitliche und körperliche Aufwand in keinem Verhältnis zum wirtschaftlichen Ertrag. Gisela versuchte aus diesem Grund, mit dem Angebot von Mittagessen den Betrieb attraktiver zu gestalten. Der Andrang der Mittagsgäste war sehr bald, trotz Giselas großer Belastbarkeit, nicht mehr zu verkraften, weil die Gaststätte ja als Stehbierhalle konzipiert war. So musste dann das Angebot wieder eingestellt werden. Danach eröffnete Gisela im gleichen Hause eine Pension.

Gisela war bei ihren Gästen beliebt, obwohl diese sich erst daran gewöhnen mussten, dass sie nicht rauchte und keinen Alkohol trank.

Paul war ein starker Raucher. Alle Warnungen vor gesundheitlichen Schäden wiegelte er ab. Er starb am 28. August 1986 und wurde auf dem Friedhof der Reformierten Gemeinden Wuppertal-Varresbeck beigesetzt.

Nach dem Tode Paul Hollsteins gab Gisela ihren Gasstätten- und Pensionsbetrieb auf und arbeitete in der Folgezeit als Geschäftsführerin oder Kellnerin in verschiedenen Gaststätten Wuppertals.

Etwa 1988 heiratete Gisela Walter Braß und zog mit ihm 1994 nach Wülfrath und zehn Jahre später nach Iraklion auf Kreta. Sie bewohnten dort bei griechischen Freunden eine Mietwohnung. Gisela fühlte sich dort glücklich, Walter dagegen litt bald unter chronischem Heimweh.

Giselas Hüftoperation; Walters Tod.

Aus Giselas Ehe mit Paul Hollstein stammen die Kinder Cornelia, Michaela und Dirk.

Cornelia, geboren in Köln, Sonnabend, 25.1.1958, heiratete später Dirk Dicks. Sie ist Mutter eines Sohnes.

Michaela, geboren in Köln, Dienstag, 23.8.1960, heiratete Peter Ackermann. Sie blieb kinderlos. Das Ehepaar wohnt um 1999 in Wuppertal, Cranachweg 4.

Dirk Paul, geboren in Remscheid, am 2. Weihnachtstag, Dienstag, 26.12.1967, Buchbinder.



Linkes Foto: Gisela Elisabeth Henseler, Irmgard Henseler, Heinz Josef Henseler, Kindergarten, Hagen, Rembergstraße.

Rechtes Foto: Heinz Josef Henseler, Gisela Elisabeth Henseler. Linkes Bild: 4. August 1937. Rechtes Bild: 8. Okt. 1938.

1d Henseler Heinz Josef (Joseph),
1934-1935 wohnhaft in Düsseldorf-Heerdt, Klarissenstraße,
1935-1939 in Hagen/Westf., Krs. Arnsberg, Am hohen Graben 8,

* Düsseldorf-Heerdt, Klarissenstraße, Samstag, 8.9.1934, 9.30 Uhr,
≈ Düsseldorf-Heerdt, St. Benedictus, rk., Sonntag, 16. 9.1934,
+ Hagen/Westf. Krs. Arnsberg, St. Marienkrankenhaus, 5 1/4jährig (5,25 J.),
Freitag, 8.12.1939, 17.00 Uhr, an doppelseitiger Lungenentzündung.
[] am Dienstag, dem 12.12.1939, in Hagen, Remberg-Friedhof.

Heinz Josef Henseler wurde am 8. September 1934 in Düsseldorf-Heerdt geboren. Genau ein Monat vorher, am 8. August 1934, war der greise Generalfeldmarschall und Reichspräsident Paul von Hindenburg im Ehrenmal von Tannenberg in Ostpreußen zur Ruhe gebettet worden. Am ersten Juli des gleichen Jahres hatte Adolf Hitler in München-Stadelheim des Putschisten und SA-Führer Ernst Julius Röhm erschießen lassen.

Der Vorname Heinz-Josef war von den Eltern bewusst gewählt worden. Josef hieß der Vater der Mutter und Heinz, eine Abschleifung des Vornamens Heinrich, wurde genommen, weil Vaters Bruder die Taufpatenschaft übernehmen wollte. Der Rufname lautete fortan nur Heinzi.

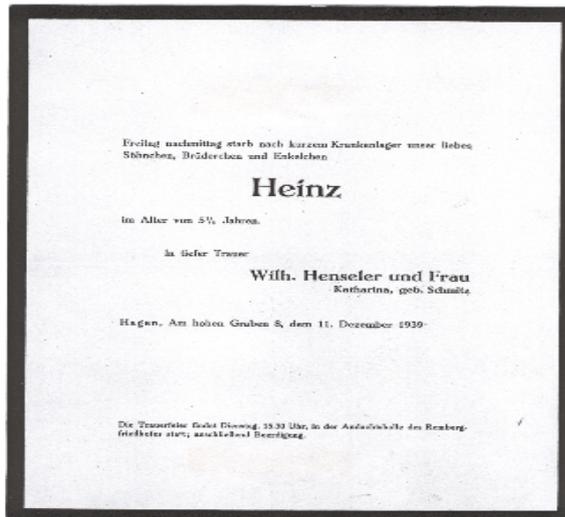
Heinz Josefs Taufpate war Heinrich Henseler, Bruder des Vaters, und die Taufpatin war Martha Brüster geb. Henseler, Vaters Schwester.

Heinzis liebste Spielzeuge waren Hammer, Zange und Schraubenzieher. Aus diesem Grunde war er Vaters besonderer Liebling.

Von Heinz Josef haben nur wenige Fotos den Krieg überlebt. Das vorletzte stammt vom Mittwoch dem 4. August des Jahres 1937. Es zeigt ihn mit seinen Schwestern Gisela und Irmgard im katholischen Kindergarten auf der Rembergstraße in Hagen. Alle drei haben ihr seidiges blondes Kinderhaar zu einem kurzen Bubikopf geschnitten, die Ponyfransen reichen bis zur Stirnmitte. Auch das letzte Foto, vom 8. Oktober 1938, zeigt Heinz-Josef wieder mit seiner Zwillingsschwester Gisela. Beide tragen die gleiche Kleidung wie schon ein Jahr vorher auf dem Kindergartenfoto (Die Datierungen stammen von Wilhelm Henseler, dem Vater).

Am Freitag dem 1. September 1939 marschierten die deutschen Truppen in Polen ein, und am 3. September erklärten Großbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg. Schon bald ertönten in Hagen die Sirenen, um vor der Gefahr feindlicher Flugzeuge zu warnen. Heinzi sollte sehr bald ein Opfer dieses Krieges werden. Er zog sich nämlich im Dezember 1939 im feuchten Haus-Luftschutzkeller eine doppelseitige Lungenentzündung zu, an deren Folgen er am 8. des gleichen Monats im Hagener Marienhospital verstarb. Heinz wurde am Dienstag, dem 12. Dezember, einem grauen und regnerischen Tag, auf dem Rembergfriedhof begraben.

Heinz Josefs Grabstein trug neben den Lebensdaten nur die Aufschrift: „Heinzi. Kurz war dein Glück, kurz war dein Lauf; wir zogen nur für Gott dich auf“. Der Spruch entsprach der Einstellung der Eltern, dass Gott „die Kindlein besonders lieb habe“ („Lasset die Kindlein zu mir kommen“) und Heinzis früher Tod nach „Gottes unergründlichem Ratschluss“ erfolgt sei. Auch Krankheiten waren damals nach dem überwiegenden Teil der Katholiken (wie ich vermute) und bei meinen Eltern sowieso, Heimsuchungen oder gar Strafen Gottes Den Menschen stand es nicht an, Gott deswegen zu zürnen. Das wäre Sünde gewesen.



Todesanzeige in der Tageszeitung („Rote Erde“?).

1e Henseler, Annelore,
 Schülerin, Katholische Volksschule Remscheid-Lüttringhausen,
 bis Feb. 1960 Angestellte im Haushalt des katholischen Pfarrers Ravens in
 Remscheid-Lüttringhausen,
 1960-1962 Kindergartenhelferin in Remscheid-Lüttringhausen, katholischer
 Kindergarten St. Bernadette,
 1962- Hausfrau,

1941-1944 wohnhaft in Hagen/Westf., Krs. Arnsberg, Eckeseyer Str.
 114,
 1944-1946 in Helmstadt Krs. Marktheidenfeld, Unterfranken,
 1946-1949 in Hagen/Westf., Berliner Str. 21 und Am Hange 16,
 1950-1952 in Dahl Krs. Breckerfeld, Reichsstraße 114,
 1952-1962 in Remscheid-Lüttringhausen, von Bottlenbergstraße 16,
 1963-1967 in Karlsfeld b. München und Dachau (?),
 1967-1968 in Scheyern/Bayern, Ludwigstraße 37,
 1968- in Pfaffenhofen/Ilm, Schleiferberg 59.

* Hagen-Eckesey, Krs. Arnsberg, Eckeseyer Str. 114, Freitag, 3.10.1941,
 ≈ Hagen, Schillerstraße, St. Kanisius, ...10.1941, rk.,

+

∞ Remscheid-Lüttringhausen, knapp 21 Jahre (20,91 J.) alt, Donnerstag,
 30.8.1962, kirchlich:

Remscheid-Lüttringhausen, Heilig-Geist-Kirche, Mittwoch, 12.9.1962, Norbert
 Richard Schelenz, Ingenieur, 25 1/2 Jahre (25,49 J.) alt, * Breslau, 5.3.1937; als
 Sohn von Richard Paul Schelenz und Martha geb. Birkner, beide wohnhaft in
 Remscheid, Nordstraße 110.

2 Kinder: Monika Anna, Reisekauffrau, * Dachau, Freitag, 1.3.1963, Thorsten,
 * Pfaffenhofen/Ilm, Sonnabend, 31.10.1964, + tödlich verunglückt (b. Ingolstadt)
 am Sonnabend, dem 20. 8.1988, 23 Jahre und 10 Monate (23,80 J.) alt.

Annelore ist eine Frau von leptosomer Konstitution, 1,65 m groß, dunkelblond und mit braunen
 Augen und ovalem Gesicht. Ihr äußeres Erscheinungsbild lässt erkennen, dass sie eine „echte“
 Henseler ist, dass heißt, sie hat, im Gegensatz zu ihrer Schwester Gisela Elisabeth, viel von Vatersseite
 geerbt. Aber mit der Schwester Gisela Elisabeth gemeinsam, wie auch mit Wilhelm Günters Tochter
Frauke Gudrun, hat sie Mutters (Ahn. Nr. 3) Sauberkeitssucht geerbt.

Es ist für mich äußerst schwierig, Annelores Biographie „aufzubauen“, weil ich nur
 schnappschussartige Erinnerungen an meine Schwester habe und sich selbst diese auf mehr
 „Peripheres“ beschränken.



Annelore Henseler, Remscheid, 1981, 1966, um 1960, Dahl (heute: Hagen-Dahl) 1956.

Annelore wurde während des 2. Weltkrieges, am Freitag, dem 3. Oktober 1941, um 10 Uhr vormittags
 in Hagen-Eckesey geboren. Es war eine Zeit, die von sehr viel Zuversicht geprägt wurde; in
 Deutschland herrschte der Nationalsozialismus und die Wehrmacht des Reiches hatte Polen,

Luxemburg, die Niederlande, Belgien, Frankreich, Jugoslawien, Griechenland, Dänemark und Norwegen niedergerungen. Sie stand nun tief in der Sowjetunion. An diesem 3. Oktober, Annelores Geburtstag, hielt der Führer des Großdeutschen Reiches Adolf Hitler in Berlin eine Rede, in der er in völliger Verkenntnis der tatsächlichen Lage erklärte, der Gegner im Osten sei geschlagen und würde sich nicht mehr erheben. Zunächst sah es noch so aus, als behielte Hitler recht; Ende Oktober 1941 standen die deutschen Panzer vor Moskau, doch dreieinhalb Jahre später brach das Großdeutsche Reich zusammen.

Wenige Tage nach der Geburt trug man Annelore zur Taufe in die katholische Kirche St. Kanisius, in der Eckeseyer Schillerstraße. Ihr Taufpaten waren Hubert Henseler, Vaters Bruder, und Anna Schmitz geb. Boveleth, Mutters Schwägerin.

Ich will an dieser Stelle einmal etwas über die Taufe erzählen, die ja nicht nur bei Annelore und ihren Geschwistern, sondern auch bei allen ihren (unseren) Ahnen, soweit sie bekannt sind, in katholischem Sinne vollzogen wurde.

Nach den im Katholischen Katechismus der damaligen Zeit niedergelegten Lehren der Kirche kommt das Menschlein mit der Erbsünde behaftet zur Welt; niemand ist rein von Sünde, auch das Kind nicht, das nur einen Tag lang auf der Erde ist. Der Täufling widerspricht bei der Taufe dem Satan und allen Sünden, bekennt den Glauben an Jesus Christus und gelobt, als Christ zu leben und zu sterben. Bei der Säuglingstaufe geben die Paten das Gelübde im Namen des Täuflings ab.

Der Priester bläst bei der Taufe dem Täufling dreimal ins Gesicht und gebietet dem Satan zu weichen und dem Heiligen Geist Raum zu geben. Dann zeichnet er das Kreuz auf Stirn und Brust des Täuflings und nimmt durch Handauflegen für Christus Besitz von ihm. Nach einigen weiteren Handlungen gießt der Priester dann in Kreuzesform Taufwasser über das Haupt des Kindes. Das Neugeborene ist damit vollgültiges Mitglied der katholischen Kirche, aus der es erst wieder austreten kann, wenn es religionsmündig ist. Die Taufpaten haben nach der Lehrauffassung der katholischen Kirche ein „heiliges Amt“. Sie versprechen bei der christlichen Erziehung des Kindes mitzuhelfen, vor allem, wenn die Eltern vorzeitig sterben oder ihre „Elternpflichten“ nicht erfüllen. Das heißt also, dass sie einzugreifen haben, wenn die Eltern das Kind nicht oder nicht genügend im katholischen Sinn erziehen. Die Paten müssen aus diesem Grund selbst katholisch sein und ihre Pflichten als „rechtgläubige“ Christen erfüllen. Nichtchristliche Kreise sahen und sehen in der Säuglingstaufe eine geistige Vergewaltigung des Täuflings.

Annelores Taufpatin Anna Schmitz aus Neuß, hatte übrigens auf die Namengebung des Täuflings insofern eingewirkt, als dass die junge Erdenbürgerin nicht Hannelore genannt wurde, wie die Eltern es ursprünglich gewünscht hatten, sondern eben Anne-Lore.

Annelore lebte ungefähr 1 1/2 Jahre lang ohne die Anwesenheit ihrer Geschwister bei den Eltern in Hagen; der Bruder W. Günter und die Schwester Irmgard befanden sich zu dieser Zeit in Kinderlandverschickungslagern in Süddeutschland, die Schwester Gisela bei einer Bauernfamilie im pommerischen Kahlen, Kreis Cammin, der Bruder Horst Lothar schwamm noch im großen Teich und wartete darauf, vom Klapperstorch gefischt zu werden.

Als Annelores Schwester Irmgard dann aus dem KLV-Lager wieder nach Hagen zurückgekehrt war, teilte sie sich mit der Mutter, die in der Kriegszeit stundenweise in einem Hagener Betrieb arbeiten musste, die Betreuung der kleinen Annelore. Irmgard erinnerte sich später, dass Annelore ein Kind war, dem man die Nahrung gewaltsam einführen musste.

Ungefähr Anfang Mai 1943 kam es während eines Bombenangriffs feindlicher (britischer) Flugzeuge zu einem Unfall, bei dem Annelore in eine Glastür geschleudert wurde und sich die Lippe aufschnitt. Ich werde dieses Ereignis in der Biographie Katharina Henselers (Ahn Nr. 3) ausführlich beschreiben. Der Schrecken dieser Nacht, aber auch die Angst im Luftschutzkeller in den folgenden Wochen, Monaten und nächsten anderthalb Jahren, mögen für Annelore die Ursache gewesen sein, weshalb sie, bis nach dem Krieg, bei jedem Flugzeug, das sie hörte, losschrie.

Annelore muss in Hagen-Altenhagen eingeschult worden sein. Sie besuchte später, durch Umzüge bedingt, die Volksschulen in Dahl und Remscheid-Lüttringhausen.

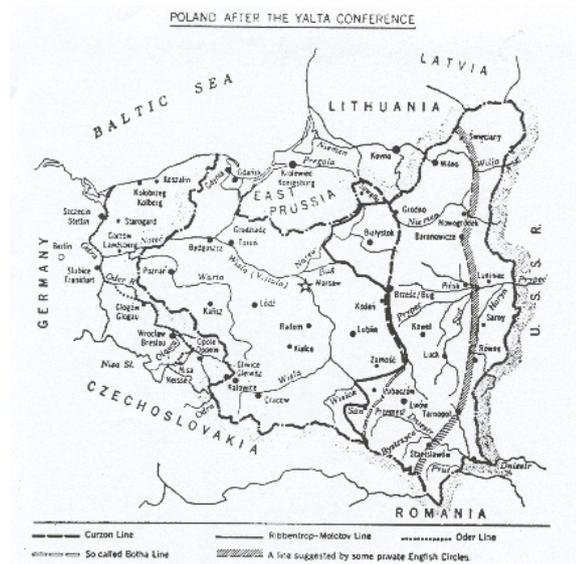
In Dahl (Kreis Breckerfeld, heute Ortsteil von Hagen) ging Annelore 1951 zur Erstkommunion. Auf Fotos sieht man sie mit Zöpfen und ihren Taufpaten Anna Schmitz aus Neuß und Hubert Henseler aus Hagen.

Nach ihrer Volksschulzeit arbeitete Annelore ohne Berufsausbildung im Haushalt des katholischen Pfarrers Ravens in Remscheid-Lüttringhausen. Danach fand sie eine Stelle als Kindergartenhelferin im Katholischen Kindergarten St. Bernadette in Lüttringhausen.

Im Jahre 1961(?) lernte Annelore den Maschinenbaustudenten Norbert Schelenz kennen, mit dem sie sich Ostern 1962 (22. April) verlobte. Die Feier fand in der Henselerschen Wohnung in der von Bottlenbergstraße in Remscheid-Lüttringhausen statt. Norberts Vater Richard Paul Schelenz sprach zum Brautpaar über den Sinn der Verlobung, und er äußerte, dass er und seine Frau glauben, dass Norbert und Annelore gut zueinander passten; er freute sich auch, dass wiederum Angehörige zweier deutscher Stämme zueinander gefunden hätten, ein Schlesier und eine Rheinländerin.

Am Donnerstag, dem 30. August 1962, wurden Norbert und Annelore in Remscheid getraut.

Norbert, viereinhalb Jahre älter als Annelore, war am 5. März 1937 in Breslau geboren. Er war ein Sohn des Ehepaares Richard Paul Schelenz (* Breslau 1902, + Remscheid 5.4.1970) und Martha Birkner (* Breslau? 7.11.1905, + Remsch.-Lennep 14.6.1997) aus der Nordstraße 110 in Remscheid. Die Familie hatte nach ihrer Vertreibung aus Schlesien mit dem wenigen, dass sie über Krieg und Tod hinweg tragen konnten, in Remscheid Fuß gefasst, wo Richard Paul ab dem 19. April 1950 an verschiedenen Schulen als Lehrer, Konrektor (bis 1962) und Schulleiter (ab 1962), zuletzt an der Wilhelm-Harffen-Schule, wirkte. Norberts Vater war in der Schlesischen Landsmannschaft aktives Mitglied (Kulturreferent). Ihm wurde 1962 die Silberne Ehrennadel verliehen. Nun liegt das Ehepaar weit von seinem Ursprungsland begraben, in einer Erde, die ihnen lange fremd war und ihnen dann doch ein wenig zur zweiten Heimat wurde. Norbert hatte noch den älteren Bruder Horst, der mit einer Frau namens Elstrud verheiratet war und eine jüngere Schwester Doris, die später den Frisörmeister Helmuth Förster heiratete.



Schlesien mit der Hauptstadt Breslau nach 1945

Norbert fand kurz nach seiner Verheiratung eine Arbeitsstelle als Maschinenbauingenieur der Firma MTU Motoren- und Turbinen-Union, München-Allach. Das Ehepaar zog daraufhin nach Karlsfeld.

Norbert arbeitete bei der MTU in der Abteilung Serienprüfstände, seit 1968 als stellvertretender Abteilungsleiter.

In einem erhalten gebliebenen Brief Annelores an den Bruder Günter vom 31. Januar 1963, heißt es: „Wenn ich mich betrachte, so kann ich nicht glauben, dass wir bald ein kleines Würmchen haben werden. Norbert, besonders aber ich, freue mich schrecklich auf unseren Sohn. Ich habe schon einiges gestrickt: weiß-blau. Im Sommer werden wir Euch den kleinen Schelenz vorstellen ...“. Na ja, dem „kleinen Schelenz“ fehlte, wie sich am 1. März 1963 herausstellen sollte, das gewisse Etwas, aber die weiß-blauen Stricksachen wurden vermutlich trotzdem verwertet. Annelores und Norberts erstes Kind erhielt den Namen Monika. Sie wurde also sieben Monate nach der Trauung des Ehepaares in Dachau geboren, am 14. April 1963 in St. Anna zu Karlsfeld getauft. Als Taufpatin trat die Studentin Doris Maria Schelenz auf, Norberts Schwester. Die Geburt des Sohnes Thorsten erfolgte am 31. Oktober 1964. Er wurde in Pfaffenhofen an der Ilm geboren und am 5. November 1964 in der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer getauft. Pate war Horst Lothar Henseler, Annelores Bruder.

Das Ehepaar Schelenz wohnte im krachledernen Bayern zunächst in Karlsfeld und zog danach in die Ludwigstraße 37 nach Scheyern, Kreis Pfaffenhofen in Oberbayern. Der Ort hatte 1972 2100 Einwohner die vorwiegend der katholischen Kirche angehörten. In einer solch kleinen Gemeinde hatten Neubürger Schwierigkeiten gesellschaftliche Kontakte aufzubauen. Besonders Annelore fühlte sich in Scheyern einsam und verlassen. Sie empfand es als ein großes Glück, als sie nach einiger Zeit mit der Familie eine Wohnung im nahen Kreisstädtchen Pfaffenhofen beziehen konnte. Schon bald nach ihrem Umzug begann das Ehepaar dann mit dem Bau eines Wohnhauses am Schleiferberg (Hausnummer 59), in dem sie heute noch wohnen.

Nach allem was mir zu Ohren kam glaube ich sagen zu können, dass sich die Familie Schelenz in Pfaffenhofen bald sehr wohl fühlte; besonders die Kinder „verbayerten“ ziemlich schnell.

Thorsten Schelenz ließ sich nach seinem Schulabgang als Koch ausbilden. Gegen Ende seiner Bundeswehrzeit übertrug man ihm die Leitung der Kasernen-Küche. In der Nacht vom 20. zum 21. August 1988 verunglückte Thorsten mit seinem Auto tödlich. Mit überhöhter Geschwindigkeit war er nach dem üblichen Bundeswehrdienst in der Nähe von Ingolstadt in einer Kurve gegen einen Baum gefahren. Thorsten liegt in Pfaffenhofen begraben. Er hatte nicht ganz vierundzwanzig Sonnenläufe auf Erden verbracht.

1f	Henseler Horst <u>Lothar</u> ,
1951?- 1959- 1960-	Schüler, kathol. Volksschule Remscheid-Lüttringhausen, Bäckerlehrling in Remscheid-Lüttringhausen, Bäckerei Beckmann, Bäckergeselle in Remscheid-Lüttringhausen, Bäckerei Beckmann, Hilfsarbeiter, Remscheid-Lüttringhausen, Edelstahlwerk Reckhammer, Versicherungsvertreter (Arag), Versicherungskaufmann (Bezirksvertreter) in Remscheid- Lüttringhausen,
1944	wohnhaft in Hagen, Krs. Arnsberg, Eckeseyer Str. 114,
1944-1946	in Helmstadt Krs. Marktheidenfeld, Unterfranken,
1946-1949	in Hagen/Westf., Berliner Str. 21 und Am Hange 16,
1950-1952	in Dahl Krs. Breckerfeld, Reichsstraße 114,
1952-1964	in Remscheid-Lüttringhausen, von Bottlenbergstr. 16,
1964-	in Remscheid-Lüttringhausen, Timersfeld 66,
1966	in Remscheid-Lüttringhausen, Nelkenweg 3,
1970	in Remscheid-Lüttringhausen, Yorckstr. 3. Erwerb des Hauses Remscheid-Lüttringhausen, Lüttringhauser Straße 141,
*	Hagen-Eckesey, Kreis Arnsberg, Sonntag, 27.2.1944, 5.00 Uhr, ≈ Hagen-Eckesey, Schillerstraße, St. Kanisius, ...1944, rk., + ∞ Remscheid-Lüttringhausen, 20 3/4jährig (20,73 J.), Freitag, 20.11.1964, Sigrid Heiden, Friseurin, 17 3/4 Jahre (17,86 J.) alt, * Remsch.-Lennep, Sonntag, 12.1.1947. 2 Kinder: <u>Jörg</u> Wilhelm, * Wermelskirchen, Rhein- Wupper-Krs., Städt. Krankenhaus, Donnerstag, 15.4.1965; ∞ Remscheid-Lennep 13. 6.1997, Corinna Prochnow. Kerstin, * Wermelskirchen, Rhein-Wupper-Krs., Städt. Krankenhaus, Freitag, 29.3.1968; ∞ Remscheid 24. Juni 1995, Mark Tesche.

Horst Lothar ist ein Mann von leptosomer oder leicht pyknischer Konstitution, 1,78 m groß, von dunkelbrauner Haarfarbe und braunen Augen. Er ist Raucher, trinkt und ißt gern und liebt Gesellschaft. Er lebt sehr zeitbezogen, das heißt, dass ihn die Vergangenheit, die Geschichte, nicht interessiert und auch die Zukunft nur bis zum Termin seines Ablebens reicht.

Horst Lothar wurde am 27. Februar 1944 in der elterlichen Wohnung in Hagen, Eckeseyer Str. 114 geboren. Die schrecklichste Zeit des Krieges war längst angebrochen. Die deutschen Truppen standen noch überall im Feindesland, aber die Zeit der rauschenden Siege war vorüber. Im Osten hatte die Wehrmacht soeben die Ukraine räumen müssen, und die Amerikaner standen in Italien bei Monte Cassino. Die Luftangriffe der Alliierten nahmen ständig an Zahl und Ausmaß zu.

Was sich meine Eltern bei der Wahl der Vornamen für ihren Sprössling gedacht haben, konnte Irmgard mir, als ich mich um die Biographie meines Bruders bemühte, erklären. Horst war der Wunschname des Vaters, wobei er an Horst Wessel gedacht hatte, einen ermordeten Kämpfer der Nationalsozialistischen Partei aus der sogenannten „Kampfzeit“. Den Vornamen Lothar hatte sich Irmgard gewünscht. Er gefiel ihr seit der Geschichtsstunde über die Franken so gut. Lothar, der Herzog „Lothringens“, hatte sie beeindruckt, und sie konnte ihren Namenswunsch folglich bei den Eltern durchbringen.

Horst Lothars offizieller Taufpate wurde Gottfried Lipp, der Schwager von Horst Lothars Vater, und Elisabeth Decker. Da Gottfried Lipp jedoch an der Front stand, und weitere Verwandte aus Neuß wegen der Luftangriffe nicht nach Hagen kommen konnten oder wollten, musste für Horst Lothar ein Ersatz-Pate gefunden werden, und als solcher bot sich der im Hause wohnende Herr Decker an.

Die ersten zehn Monate seines Lebens verbrachte Horst Lothar teilweise in der elterlichen Wohnung, teilweise aber auch im Luftschutzkeller des Hauses oder im Luftschutzstollen der Firma Schmiedag, wo die Mutter mit ihren Kindern, soweit sie sich in Hagen befanden, ihre Schlafstellen eingerichtet hatten.

Nach dem schweren Bombenangriff auf Hagen, am 2. Dezember 1944, zog Horst-Lothars Mutter mit ihm und ihren Kindern Günter, Gisela und Annelore nach Helmstadt bei Würzburg. Für die damalige Zeit galt dieser Ort als „bombensicher“.

Horst Lothar war damals noch zu klein um zu begreifen, was sich um ihn herum abspielte. Die Mutter musste mit ihm und der Schwester Annelore in diesem Winter in einem kleinen ungeheizten Zimmer verbringen, ohne Wasseranschluss, ohne Toilette; Horst Lothar war manchmal blau gefroren. Der einzige Kochtopf, den die Mutter aus Hagen mitgebracht hatte benutzte sie nachts als Nachtgeschirr für Horst Lothar, tagsüber als Kochtopf für sich und Annelore.

Selbst der jüngere Leser, der die Kapitel 1-5 nicht gelesen hat, ahnt wie sorgenvoll, ja bedrückend diese Jahre 1944-1945 gewesen sind, in denen das stolze Reich zusammenbrach. Es ist eine Binsenwahrheit, dass jede Zeit seine eignen spezifischen Probleme hat. Vieles tritt nicht so unmittelbar an den Einzelnen heran und dennoch erweist es sich mit weitgehenden Folgen. Ich werde noch darauf zurück kommen.

Nach dem Krieg musste die Familie, die sich in Helmstadt allmählich glücklicherweise gesammelt hatte, auf Anordnung der amerikanischen Militärbehörde das Land Bayern wieder verlassen und nach Hagen zurückkehren. Danach zog die Familie nach Remscheid-Lüttringhausen. In der Biographie von Katharina Schmitz (Ahnin Nr. 3) werde ich hierauf näher eingehen.

Horst Lothar war zu dieser Zeit immer zu harmlosen oder bösen Streichen und allerlei Unsinn zu gebrauchen. Mit seinen Freunden setzte er häufig die Lüttringhauser Nachbarschaft in Unruhe oder Aufregung. Mehrmals kam auch die Polizei ins Haus, um sich über Horst Lothar zu beschweren. Letztlich ging aber immer alles glimpflich aus.

Horst Lothar wollte unbedingt Bäcker werden, und er wurde in seinen Gedankengängen von der Mutter sehr unterstützt. Sie glaubte nämlich, dieser Beruf läge „der Familie im Blut“. Ihr Vater und dessen Brüder waren schon Bäcker gewesen, und ich wollte ursprünglich ebenfalls diesen Beruf ergreifen.

Als auch Vater zustimmte, ging Horst Lothar bei Alfons Beckmann in Remscheid-Lüttringhausen in die Ausbildung, und danach arbeitete er im gleichen Bäcker- und Konditorbetrieb als Geselle. Die sogenannte „Bäckerkrankheit“, bewog ihn wenige Jahre später, den Beruf zu wechseln. Horst Lothar arbeitete dann als Hilfsarbeiter im Edelfabrikwerk Reckhammer in Lüttringhausen.

Nach Ableistung seiner Bundeswehrzeit von 1966 bis März 1967, die er teilweise in Koblenz verbracht hatte, stieg Horst Lothar in das Versicherungsgeschäft ein. Vom „Klinkenputzer“ arbeitete er sich zum Leiter der Bezirksdirektion hoch.



Allgemeine Rechtsschutz-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

Bezirksdirektion Wuppertal - Am Clef 62 - 5600 Wuppertal 2

Ruf 02 02 - 59 40 44

Überreicht durch:

Horst L. Henseler

Timmersfeld 66 - 5630 Remscheid - Ruf 5 14 26



Am 20. November 1964 heiratete Horst Lothar vor dem Standesbeamten in Remscheid-Lüttringhausen die 17 3/4jährige Friseurin Sigrid Heiden aus Remscheid-Lennep; er selbst war zu dieser Zeit 20 3/4 Jahre alt. Die kirchliche Trauung fand in der evangelischen Kirche in Remscheid-Lennep statt, die anschließende Feier in der Wohnung der Familie Heiden.

Da Horst Lothar eine evangelische Frau geheiratet hatte, war er eine sogenannte „Mischehe“ eingegangen. Sie war nach der katholischen Lehrauffassung unerlaubt. Auf dieses Verbot war nur dreiviertel Jahr vor Horst Lothars Eheschließung Bischof Dr. Joseph Höffner in einem Hirtenwort ausdrücklich eingegangen, als er erklärte: „wenn der nichtkatholische Partner es vor seinem Gewissen nicht verantworten könne, sich katholisch trauen und die Kinder katholisch taufen und erziehen zu lassen, müßten die Brautleute aus beiderseitiger Ehrfurcht voreinander und vor Gott auf die Ehe verzichten. Horst Lothars Eheschließung wäre also geduldet worden, wenn er und seine Braut Sigrid versprochen hätten, ihre zu erwartenden Kinder katholisch zu taufen und zu erziehen. Dies hatte das Brautpaar jedoch nicht zugesichert.

Sigrid war das einzige Kind des Ehepaares Helmut und Annemarie Heiden aus Remscheid-Lennep. Helmut war von Beruf Werkzeugmacher und Lehrlingsausbilder bei der Barmag in Lennep, Annemarie arbeitete als Verkäuferin in Lennep.

Fünf Monate nach der Trauung wurde dem Ehepaar Henseler - Heiden der Sohn Jörg Wilhelm geboren, und am 29. März 1968 die Tochter Kerstin.

In den siebziger Jahren kaufte das Ehepaar Henseler-Heiden das etwas verwahrloste Wohnhaus Lüttringhauser Str. 141 in Remscheid-Lüttringhausen, welches von ihm dann in einen tadellosen Zustand versetzt wurde. In den achtziger Jahren wurde dieses Haus dann an- und ausgebaut. Lothars etwas provisorische Geschäftsräume der Arag-Bezirksdirektion erhielten damit ein repräsentatives Aussehen.

Als ein besonderes Ereignis in der Familie Henseler-Heiden ist sicher die Heirat der Tochter Kerstin mit Mark Tesche, am 22. Juni 1995, zu sehen. Die kirchliche Trauung fand am Sonnabend, dem 23. Juni, in der Evangelischen Kirche Remscheid-Lüttringhausen statt und die anschließenden Feierlichkeiten in der Gaststätte Klosterkirche in Lennep, mit etwa 80 Gästen, darunter die Ehepaare Tesche, Helmut und Annemarie Heiden, Irmgard und Gerhard Jeske und W. Günter und Christel Henseler. Die Ehe hatte leider nur kurze Zeit Bestand, weil Mark glaubte, sich eine Nebenfrau halten zu müssen.

Kerstin hatte nach der Schulausbildung eine Kaufmännische Lehre als Industriekauffrau mit Erfolg hinter sich gebracht und zunächst bei der Firma Rhewum in Remscheid gearbeitet. Später war sie als Chefsekretärin in der Obi-Hauptzentrale in Wermelskirchen tätig. Sie war/ist eine hübsche und tüchtige Person.

Horst-Lothars Sohn Jörg Henseler heiratete am 13. Juni 1997 in Remscheid-Lennep Corinna Prochnow. Auch diese Ehe scheiterte. Jörg hat aber eine Tochter aus einer späteren nicht legitimierten Verbindung.

Was ist über die (augenblickliche) Zeit zu sagen? Ich will nur einige wenige Stichworte geben: Globale Vernetzung mächtigster Kapitalinteressen; globaler Zugriff auf elektronische Medien; Kulturzerstörung über diese Medien; weltweit operierende kriminelle Vereinigungen, die über die Medien on line vernetzt sind; Überbevölkerung und Migrationsexplosion, Rinderwahnsinn; Aids; Atombomben und biologische Kriegführung; Genforschung; staatlich sanktionierte Vernichtung ungeborenen Lebens im Mutterleib; Anerkennung von homosexuellen-Paaren als Familie.

